

МИНИСТЕРСТВО НАУКИ И ВЫСШЕГО ОБРАЗОВАНИЯ
РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ
Федеральное государственное автономное образовательное
учреждение высшего образования
«Казанский (Приволжский) федеральный университет»
Набережночелнинский институт

Кафедра филологии

Г.Т. Гильфанова, Д.А. Салимзанова, Э.Н. Гилязева

**HAUSLESEN. E.M.REMARQUE
„DREI KAMERADEN“**

Учебно-методическое пособие
по домашнему чтению для студентов-филологов
по направлению подготовки 45.05.01
«Перевод и переводоведение»

2 часть

Набережные Челны
2020

УДК 811.112.2'271(075.8)
ББК 81.432.4-5-923
Г47

Печатается по решению Учебно-методической комиссии отделения юридических и социальных наук Высшей школы экономики и права Набережночелнинского института КФУ протокол № от 13.04.2020 г.

Рецензенты:

Г.Р. Патенко, кандидат филологических наук, доцент кафедры социально-гуманитарных наук;

Л.В. Базарова, кандидат филологических наук, доцент кафедры филологии

Э.Н.

Гильфанова Г.Т. Hauslesen. E.M. Remarque “Drei Kameraden:
Г 47 учеб. метод. пособие / сост.: *Г.Т. Гильфанова, Д.А. Салимзанова, Э.Н. Гилязева; Ч.2.* – Набережные Челны: Издательско-полиграфический центр НЧИ КФУ, 2020 – 187 с.

Учебно-методическое пособие рекомендуется для использования на занятиях по дисциплине «Практикум по культуре речевого общения второго иностранного языка» со студентами-филологами 4,5 курсов по направлению подготовки 45.05.01 «Перевод и переводоведение. Целью разработки по домашнему чтению является развитие навыков устной речи и умения вести дискуссию на любом уровне. Учебно-методическое пособие состоит из 2х частей. Во вторую часть вошли 12 частей и приложение со словами и выражениями для смысловой интерпретации текста. Каждая часть содержит задания к главам произведения Э.М. Ремарк «Три товарища», направленные на усвоение активной лексики, закрепление грамматического материала. К каждой главе романа в учебно-методическом пособии приводятся комментарии к реалиям и некоторым языковым трудностям, предлагаются вопросы для пересказа и дискуссии, направленные на развитие монологической и диалогической речи.

УДК 811.112.2'271(075.8)
ББК 81.432.4-5-923

© **Гильфанова Г.Т., Салимзанова Д.А., Гилязева Э.Н., 2020**
© **Набережночелнинский институт К(П)ФУ, 2020**

ОГЛАВЛЕНИЕ

| | |
|---------------------|-----|
| Kapitel XVI..... | 4 |
| Pensum 16..... | 17 |
| Kapitel XVII..... | 18 |
| Pensum 17..... | 35 |
| Kapitel XVIII..... | 36 |
| Pensum 18..... | 50 |
| Kapitel XIX..... | 51 |
| Pensum 19..... | 64 |
| Kapitel XX..... | 65 |
| Pensum 20..... | 83 |
| Kapitel XXI..... | 84 |
| Pensum 21..... | 96 |
| Kapitel XXII..... | 97 |
| Pensum 22..... | 106 |
| Kapitel XXIII..... | 107 |
| Pensum 23..... | 117 |
| Kapitel XXIV..... | 118 |
| Pensum 24..... | 130 |
| Kapitel XXV..... | 131 |
| Pensum 25..... | 146 |
| Kapitel XXVI..... | 148 |
| Pensum 26..... | 157 |
| Kapitel XXVII..... | 158 |
| Pensum 27..... | 170 |
| Kapitel XXVIII..... | 172 |
| Pensum 28..... | 181 |
| Anhang..... | 182 |

Kapitel XVI

Ich saß am Strande und sah zu, wie die Sonne unterging. Pat war nicht mitgekommen. Sie hatte sich den Tag über nicht wohl gefühlt. Als es dunkel wurde, stand ich auf, um nach Hause zu gehen. Da sah ich hinter dem Walde das Dienstmädchen herankommen. Es winkte und rief etwas. Ich verstand es nicht; der Wind und das Meer waren zu laut. Ich winkte zurück, sie solle stehenbleiben, ich käme schon. Aber sie lief weiter und hob die Hände zum Mund. «Frau...» verstand ich — «rasch...»

Ich lief. «Was ist los?»

Sie jappte nach Luft. «Rasch — Frau — Unglück...»

Ich rannte den Sandweg entlang, durch den Wald, dem Hause zu. Das hölzerne Gartentor verhedderte sich, ich sprang hinüber und stürzte ins Zimmer. Da lag Pat auf dem Bett, mit blutiger Brust und gekrampften Händen, und Blut lief ihr aus dem Munde. Neben ihr stand Fräulein Müller mit Tüchern und einer Schale Wasser.

«Was ist los?» rief ich und schob sie beiseite.

Sie sagte etwas. «Bringen Sie Verbandzeug!» rief ich. «Wo ist die Wunde?»

Sie sah mich mit zitternden Lippen an. «Es ist keine Wunde —»

Ich richtete mich auf. «Ein Blutsturz», sagte sie.

Mir war, als hätte ich einen Hammerschlag erhalten. «Ein Blutsturz?» Ich sprang auf und nahm ihr die Schüssel mit Wasser aus der Hand. «Holen Sie Eis, holen Sie rasch etwas Eis.»

Ich tauchte das Handtuch in die Schüssel und legte es Pat auf die Brust. «Wir haben kein Eis im Hause», sagte Fräulein Müller.

Ich drehte mich um. Sie wich zurück. «Holen Sie Eis, um Gottes willen, schicken Sie zur nächsten Kneipe, und telefonieren Sie sofort dem Arzt!»

«Wir haben doch kein Telefon...»

«Verflucht! Wo ist das nächste Telefon?»

«Bei Maßmann.»

«Laufen Sie hin. Schnell. Telefonieren Sie sofort an den nächsten Arzt. Wie heißt er? Wo wohnt er?» Ehe sie einen Namen nannte, schob ich sie hinaus.

«Schnell, schnell, laufen Sie rasch! Wie weit ist es?»

«Drei Minuten», sagte die Frau und hastete los.

«Bringen Sie Eis mit!» rief ich ihr nach.

Sie nickte und lief.

Ich holte Wasser und tauchte das Handtuch wieder ein. Ich wagte nicht, Pat anzurühren. Ich wußte nicht, ob sie richtig lag, ich war verzweifelt, weil ich es nicht wußte, das einzige, was ich wissen mußte: ob ich ihr das Kissen unter den Kopf schieben oder sie flach hinlegen sollte.

Sie röchelte, dann bäumte sie sich, und ein Schuß Blut quoll aus ihrem Munde. Sie atmete hoch und jammernd ein, ihre Augen waren unmenschlich entsetzt, sie verschluckte sich und hustete, und wieder spritzte das Blut, ich hielt sie fest und gab nach, die Hand unter ihrer Schulter, ich spürte die Erschütterungen ihres armen gequälten Rückens, es schien endlos zu dauern, dann fiel sie schlapp zurück...

Fräulein Müller trat ein. Sie sah mich an wie ein Gespenst.

«Was sollen wir machen?» rief ich.

«Der Arzt kommt sofort», flüsterte sie, «Eis — auf die Brust, und wenn es geht, in den Mund...»

«Tief oder hoch legen, so reden sie doch, himmelverflucht, rasch.»

«So lassen — er kommt sofort...»

Ich packte Pat die Eisstücke auf die Brust, erlöst, daß ich etwas tun konnte, ich schlug Eis klein für Kompressen und legte sie auf und sah immer nur diesen süßen, geliebten, verzerrten Mund, diesen einzigen Mund, diesen blutenden Mund...

Da rasselte ein Fahrrad. Ich sprang hoch. Der Arzt. «Kann ich helfen?» fragte ich. Er schüttelte den Kopf und packte seine Tasche aus. Ich stand dicht bei ihm am Bett und umklammerte die Pfosten. Er sah auf. Ich ging einen Schritt zurück und behielt ihn fest im Auge. Er betrachtete die Rippen Pats. Pat stöhnte.

«Ist es gefährlich?» fragte ich.

«Wo war Ihre Frau in Behandlung?» fragte er zurück.

«Was? In Behandlung?» stotterte ich.

«Bei welchem Arzt?» fragte er ungeduldig.

«Ich weiß nicht —», antwortete ich — «nein, ich weiß nichts — ich glaube nicht...» Er sah mich an. «Das müssen Sie doch wissen...» «Ich weiß es aber nicht. Sie hat mir nie etwas davon gesagt.» Er beugte sich zu Pat hinunter und fragte. Sie wollte antworten. Aber wieder brach der Husten rot durch. Der Arzt fing sie auf. Sie biß in die Luft und holte pfeifend Atem. «Jaffé», stieß sie gurgelnd hervor. «Felix Jaffé? Professor Felix Jaffé?» fragte der Arzt. Sie nickte mit den Augen. Er wendete sich zu mir. «Können Sie ihm telefonieren? Es ist besser, ihn zu fragen.»

«Jaja», antwortete ich, «ich werde sofort. Ich hole Sie dann! Jaffé?»

«Felix Jaffé», sagte der Arzt, «verlangen Sie bei der Auskunft die Nummer.»

«Kommt sie durch?» fragte ich.

«Sie muß aufhören zu bluten», sagte der Arzt.

Ich faßte das Mädchen und rannte los, den Weg entlang. Sie zeigte mir das Haus mit dem Telefon. Ich klingelte. Eine kleine Gesellschaft saß bei Kaffee und Bier. Ich umfaßte sie mit einem kreisenden Blick und begriff nicht: daß Menschen Bier tranken, während Pat blutete. Ich verlangte ein dringendes Ge-

sprach und wartete am Apparat. Während ich in die surrende Dunkelheit hineinhorchte, sah ich durch die Portieren den Ausschnitt des anderen Zimmers wolkig und überdeutlich. Ich sah eine Glatze hin und her schwanken, gelb vom Licht bespiegelt, ich sah eine Brosche auf dem schwarzen Taft eines geschnürten Kleides und ein Doppelkinn mit einem Kneifer und aufgetürmter Frisur darüber — eine knochige, alte Hand mit dicken Adern, die auf den Tisch trommelte —, ich wollte es nicht sehen, aber es war, als ob ich wehrlos sei: Es drang in meine Augen wie überstarkes Licht.

Endlich meldete sich die Nummer. Ich fragte nach dem Professor.

«Bedaure», sagte die Schwester, «Professor Jaffé ist ausgegangen.»

Mein Herz hörte auf zu schlagen und haute dann wie ein Schmiedehammer los. «Wo ist er denn? Ich muß ihn sofort sprechen.»

«Ich weiß es nicht. Vielleicht ist er noch einmal in die Klinik gegangen.»

«Bitte, rufen Sie die Klinik an. Ich warte hier. Sie haben doch noch einen zweiten Apparat.»

«Einen Moment.» Das Sausen setzte wieder ein, die bodenlose Dunkelheit, über der hur der dünne Metallfaden schwebte. Ich zuckte zusammen. Neben mir, in einem verhängten Bauer fing ein Kanarienvogel an zu zirpen. Die Stimme der Schwester kam wieder. «Professor Jaffé ist aus der Klinik schon fortgegangen.»

«Wohin?»

«Ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen, mein Herr.»

Aus. Ich lehnte mich an die Wand. «Hallo!» sagte die Schwester, «sind Sie noch da?» «Ja — hören Sie, Schwester, Sie wissen nicht, wann er zurückkommt?»

«Das ist ganz unbestimmt.»

«Hinterläßt er das denn nicht? Das muß er doch. Wenn mal was passiert, muß er doch zu erreichen sein.»

«Es ist ein Arzt in der Klinik.»

«Können Sie denn den» — nein, es hatte ja keinen Zweck, der wußte es ja nicht — «gut, Schwester», sagte ich todmüde, «wenn Professor Jaffé kommt, bitten Sie ihn, sofort dringend hier anzurufen.» Ich sagte ihr die Nummer. «Aber bitte, dringend, Schwester.»

«Sie können sich darauf verlassen, mein Herr.» Sie wiederholte die Nummer und hängte ab.

Ich stand da, allein. Die schwankenden Köpfe, die Glatze, die Brosche, das andere Zimmer waren weit weg, glänzender Gummi, der schwankte. Ich sah mich um. Ich war fertig hier. Ich brauchte den Leuten nur noch zu sagen, daß sie mich holten, wenn angerufen wurde. Aber ich konnte mich nicht entschließen, das Telefon loszulassen. Es war, als ließe ich ein Rettungsseil los. Und plötzlich hatte ich es. Ich hob den Hörer wieder ab und sagte Kösters Nummer hinein. Er mußte da sein. Es ging einfach nicht anders.

Und da kam sie, aus dem Gebrodel der Nacht, die ruhige Stimme Kösters. Ich wurde sofort selbst ruhig und sagte ihm alles. Ich fühlte, er schrieb schon mit.

«Gut», sagte er, «ich fahre sofort los, ihn zu suchen. Ich rufe an. Sei ruhig. Ich finde ihn.»

Vorbei. Vorbei? Die Welt stand still. Der Spuk war aus. Ich lief zurück.

«Nun?» fragte der Arzt, «haben Sie ihn erreicht?»

«Nein», sagte ich, «aber ich habe Köster erreicht.»

«Köster? Kenne ich nicht! Was hat er gesagt? Wie hat er sie behandelt?»

«Behandelt? Behandelt hat er sie nicht. Köster sucht ihn.»

«Wen?»

«Jaffé.»

«Herrgott, wer ist denn dieser Köster?»

«Ach so — entschuldigen Sie. Köster ist mein Freund. Er sucht Professor Jaffé. Ich konnte ihn nicht erreichen.»

«Schade», sagte der Arzt und wandte sich wieder Pat zu.

«Er wird ihn erreichen», sagte ich. «Wenn er nicht tot ist, wird er ihn erreichen.»

Der Arzt sah mich an, als ob ich verrückt geworden wäre. Dann zuckte er die Achseln.

Das Licht der Lampe brütete im Zimmer. Ich fragte, ob ich helfen könne. Der Arzt schüttelte den Kopf. Ich starrte aus dem Fenster. Pat röchelte. Ich schloß das Fenster und stellte mich in die Tür. Ich beobachtete den Weg.

Plötzlich hörte ich rufen. «Telefon!»

Ich drehte mich um. «Telefon. Soll ich hingehen?»

Der Arzt sprang auf. «Nein, ich. Ich kann ihn besser fragen. Bleiben Sie hier. Tun Sie nichts weiter. Ich komme sofort wieder.»

Ich setzte mich zu Pat an das Bett. «Pat», sagte ich leise. «Wir sind alle da. Wir passen auf. Es wird dir nichts passieren. Es darf dir nichts passieren. Der Professor spricht jetzt schon. Er sagt uns alles. Morgen kommt er sicher selbst. Er wird dir helfen. Du wirst gesund werden. Weshalb hast du mir denn nie etwas davon gesagt, daß du noch krank bist? Das bißchen Blut ist nicht schlimm, Pat. Wir geben es dir wieder. Köster hat den Professor geholt, jetzt ist alles gut, Pat.»

Der Arzt kam zurück. «Es war nicht der Professor...»

Ich stand auf.

«Es war ein Freund von Ihnen, Lenz.»

«Köster hat ihn nicht gefunden?»

«Doch. Er hat ihm Anweisungen gegeben. Ihr Freund Lenz hat sie mir telefoniert. Ganz klar und richtig sogar. Ist Ihr Freund Lenz Arzt?» «Nein. Er wollte es werden. Und Köster?» Der Arzt sah mich an. «Lenz hat telefoniert, Köster sei vor wenigen Minuten abgefahren. Mit dem Professor.» Ich mußte

mich anlehnen. «Otto», sagte ich. «Ja», fügte der Arzt hinzu, «das ist das einzige, was er falsch gesagt hat. Er hat gemeint, sie wären in zwei Stunden hier. Ich kenne die Strecke. Sie brauchen bei schärfster Fahrt über drei Stunden. Immerhin...»

«Doktor», erwiderte ich, «Sie können sich darauf verlassen. Wenn er sagt zwei Stunden, dann ist er in zwei Stunden hier.»

«Es ist unmöglich. Die Strecke ist kurvig, und es ist Nacht.»

«Warten Sie ab», sagte ich.

«Immerhin — wenn er dann hier ist — es ist besser, daß er kommt.»

Ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich ging ins Freie. Draußen war es neblig geworden. Das Meer rauschte in der Ferne. Von den Bäumen tropfte es. Ich sah mich um. Ich war nicht mehr allein. Hinter dem Horizont im Süden heulte jetzt ein Motor. Hinter den Nebeln raste die Hilfe über die blassen Straßen, die Scheinwerfer spritzten Licht, die Reifen pffiften und zwei Hände hielten eisern das Steuer, zwei Augen bohrten sich in das Dunkel, kalt, beherrscht: die Augen meines Freundes — Später hörte ich von Jaffé, wie es gewesen war.

Köster hatte sofort nach dem Anruf Lenz telefoniert, er solle sich bereit halten. Dann hatte er Karl geholt und war mit Lenz zur Klinik Jaffés gerast. Die Stationsschwester nahm an, der Professor sei zum Abendessen gegangen. Sie nannte Köster eine Anzahl Lokale, in den er vielleicht zu treffen wäre. Köster fuhr los. Er überfuhr alle Verkehrszeichen — er kümmerte sich nicht um die heranstürzenden Schupos. Er riß den Wagen wie ein Pferd durch den Verkehr. Im vierten Lokal fand er den Professor.

Jaffé erinnerte sich sofort. Er ließ sein Essen stehen und kam gleich mit. Sie fuhren zu seiner Wohnung, um die notwendigsten Sachen zu holen. Dies war die einzige Strecke, die Köster zwar schnell fuhr, aber nicht raste. Er wollte den Arzt nicht vorzeitig erschrecken. Unterwegs fragte Jaffé, wo Pat liege. Köster nannte einen vierzig Kilometer entfernt liegenden Ort. Er wollte den Professor nur erst einmal im Wagen haben. Alles Weitere ergab sich dann von selbst. Während Jaffé seine Tasche packte, gab er Lenz Anweisung, was zu telefonieren sei. Dann stieg er zu Köster ein.

«Ist es gefährlich?» fragte Köster.

«Ja», sagte Jaffé.

In diesem Augenblick verwandelte sich Karl in ein weißes Gespenst. Er sprang mit einem Satz vom Start und fegte los. Er zwängte sich durch, er fuhr mit zwei Rädern über den Bürgersteig, er jagte in falscher Richtung durch Einbahnstraßen, er suchte den kürzesten Weg aus der Stadt heraus.

«Sind Sie verrückt?» rief der Professor. Köster schoß unter den hohen Stoßstangen eines Omnibusses schräg hinweg, verringerte das Gas einen Moment und ließ den Motor wieder aufheulen.

«Fahren Sie langsamer», schrie der Arzt, «was nützt es Ihnen, wenn wir einen Unfall haben.»

«Wir werden keinen Unfall haben.»

«Wenn Sie so weiterfahren, in zwei Minuten.»

Köster riß den Wagen links an einer Elektrischen vorbei.

«Wir werden keinen Unfall haben.» Er hatte jetzt eine lange Straße zu fassen. Er sah den Arzt an. «Ich weiß selbst, daß ich Sie heil hinbringen muß. Verlassen Sie sich darauf, daß ich so fahre.»

«Aber was nützt Ihnen die Raserei schon! Sie holen ein paar Minuten heraus.»

«Nein», sagte Köster und wich einem Lastwagen mit Steinen aus, «wir haben noch zweihundertvierzig Kilometer zu fahren.»

«Was?»

«Ja...» Der Wagen drehte sich zwischen einem Postauto und einem Autobus durch — «Ich wollte es Ihnen vorhin nicht sagen.»

«Das wäre egal gewesen», knurrte Jaffé, «ich richte meine Hilfe nicht nach Kilometern. Fahren Sie zum Bahnhof. Wir kommen mit der Eisenbahn schneller hin.»

«Nein.» Köster hatte die Vorstadt erreicht. Der Wind riß ihm die Worte vom Mund. «Schon erkundigt — Zug fährt zu spät...» Er sah Jaffé noch einmal an, und der Arzt mußte wohl irgendwas in seinem Gesicht gesehen haben. «In Gottes Namen», brummte er. «Ihre Freundin?»

Köster schüttelte den Kopf. Er antwortete nicht mehr. Er hatte die Schrebergärten hinter sich und kam auf die Landstraße. Der Wagen fuhr jetzt mit vollen Touren. Der Arzt kroch hinter der schmalen Windschutzscheibe zusammen. Köster schob ihm seine Lederhaube hin. Die Hupe röhre ununterbrochen. Die Wälder warfen den Schrei zurück. Köster ging in den Dörfern mit dem Tempo nur herunter, wenn es gar nicht anders ging. Hinter dem donnernden Widerhall der ungedrosselten Explosionen schlugen die Häuserreihen zusammen wie Schattentücher, der Wagen wischte hindurch, riß sie in die fahle Helle seiner Scheinwerfer und fraß sich weiter mit dem Lichtstrudel vor sich durch die Nacht. Die Reifen begannen zu knarren — zu zischen — zu heulen — zu pfeifen — der Motor gab jetzt alles her, was er hatte. Köster lag nach vorn geduckt, sein Körper war ein einziges gewaltiges Ohr, ein Filter, der das Donnern und Pfeifen auf Geräusche durchsiebte und auf der Lauer lag nach jedem winzigen Nebenlaut, jedem verdächtigen Schurren und Schleifen, das die Panne und den Tod bergen konnte.

Die Straße wurde feucht. Auf der lehmigen Straße schwänzelte der Wagen und schleuderte. Köster mußte mit dem Tempo herunter. Dafür ging er nachher noch schärfer in die Kurven. Er fuhr nicht mehr mit dem Kopf; er fuhr nur noch mit dem Instinkt. Die Scheinwerfer leuchteten die Kurven nur zur Hälfte aus. In dem Moment, wo der Wagen drehte, war die Kurve schwarz und ohne Sicht. Köster half sich mit dem Sucher; aber der Strahl war sehr schmal. Der Arzt schwieg. Plötzlich flirrte die Luft vor den Scheinwerfern, sie bekam Farbe, blas-

ses Silber, wolkige Schleier. Es war der einzige Augenblick, wo Jaffé Köster fluchen hörte. Eine Minute später waren sie im dichten Nebel.

Köster blendete die Scheinwerfer ab. Sie schwammen in Watte, Schatten huschten hindurch, Bäume, undeutliche Schemen in einem milchigen Meer, es gab keine Straße mehr, nur Zufall und Ungefähr, Schatten, die wuchsen und schwanden im Gebrüll des Motors.

Als sie nach zehn Minuten herauskamen, war Kösters Gesicht verfallen. Er sah Jaffé an und murmelte etwas. Dann ging er mit vollem Gas weiter, geduckt, kalt und wieder beherrscht...

Wie Blei brütete die klebrige Wärme in der Stube. «Hört es noch nicht auf?» fragte ich.

«Nein», sagte der Arzt.

Pat sah mich an. Ich lächelte ihr zu. Es wurde eine Grimasse. «Noch eine halbe Stunde», sagte ich.

Der Arzt blickte auf. «Noch anderthalb Stunden, wenn nicht zwei. Es regnet.»

Die Tropfen rauschten leise singend in die Blätter und Büsche des Gartens. Ich sah mit geblendeten Augen hinaus. Wie lange war das her, daß wir nachts aufgestanden waren und uns zwischen Levkojen und Goldlackbüsche gekauert hatten und Pat kleine Kinderlieder gesummt hatte. Wie lange war es her, daß der Weg weiß im Mond leuchtete und Pat wie ein schmales Tier zwischen den Büschen entlanglief...

Ich ging zum hundertsten Male vor die Tür. Es war sinnlos, ich wußte es; aber es verkürzte das Warten. Die Luft war diesig. Ich fluchte; ich wußte, was das für Köster hieß. Ein Vogel schrie durch den Dunst. «Halt's Maul!» knurrte ich. Die Geschichten von Totenvögeln fielen mir ein. «Unsinn», sagte ich laut und fröstelte trotzdem. Ein Käfer summt irgendwo — aber er kam nicht näher — er kam nicht näher. Er summt gleichmäßig leise; jetzt setzte er einmal aus — jetzt war er wieder da — jetzt noch einmal — ich zitterte plötzlich —, das war kein Käfer, das war ein sehr weiter Wagen, der mit hohen Touren in die Kurve ging. Ich stand stocksteif, ich hielt den Atem an, um besser hören zu können: Wieder — wieder — das leise, hohe Summen, wie eine zornige Wespe. Und jetzt stärker, ich unterschied den Ton des Kompressors deutlich: Da stürzte der bis zum Zerreißen gespannte Horizont zusammen in eine weiche Unendlichkeit, er begrub die Nacht unter sich, die Angst, das Grauen — ich sprang zurück, ich hielt mich an der Tür, ich sagte: «Sie kommen! Doktor, Pat, sie kommen. Ich höre sie schon!»

Der Arzt hatte mich schon den ganzen Abend für ziemlich verrückt gehalten. Er stand auf und horchte ebenfalls. «Es wird ein anderer Wagen sein», sagte er schließlich.

«Nein, ich kenne den Motor.»

Er sah mich gereizt an. Er schien sich für einen Autofachmann zu halten. Er war geduldig und vorsichtig wie eine Mutter mit Pat; aber sowie ich von Autos redete, funkelte er mich durch seine Brille an und wußte es besser. «Unmöglich», sagte er kurz und ging wieder hinein.

Ich blieb draußen. Ich zitterte vor Erregung. «Karl! Karl!» sagte ich. Jetzt wechselten gedämpfte und heulende Schläge — der Wagen mußte im Dorf sein, er fuhr in irrsinnigem Tempo zwischen den Häusern durch. Jetzt wurde das Heulen schwächer; er war hinter dem Wald — und jetzt schwoll es an, rasend, jubelnd, ein heller Strich wischte durch den Nebel, die Scheinwerfer, ein Donnern, der Arzt stand fassungslos neben mir, jäh blendete uns das voll heranschießende Licht, und mit knirschendem Ruck hielt der Wagen vor der Gartentür. Ich rannte hin. Der Professor stieg gerade aus. Er beachtete mich nicht, sondern ging auf den Arzt zu. Hinter ihm kam Köster. «Wie geht es ihr?» sagte er.

«Sie blutet noch.» «Kommt vor», sagte er, «brauchst dich noch nicht zu ängstigen.» Ich schwieg und sah ihn an. «Hast du eine Zigarette?» fragte er. Ich gab sie ihm. «Gut, daß du gekommen bist, Otto.»

Er rauchte mit tiefen Zügen. «Dachte, es wäre besser so.»

«Du bist sehr schnell gefahren.»

«Es ging. Hatte bloß ein Stück Nebel.»

Wir saßen auf der Bank nebeneinander und warteten. «Denkst du, daß sie durchkommt?» fragte ich.

«Natürlich. Eine Blutung ist nicht gefährlich.»

«Sie hat mir nie etwas davon gesagt.»

Köster nickte. «Sie muß durchkommen, Otto», sagte ich.

Er sah nicht auf. «Gib mir noch eine Zigarette», sagte er, «ich habe vergessen, meine einzustecken.»

«Sie muß durchkommen», sagte ich, «sonst ist alles Scheiße.»

Der Professor kam heraus. Ich stand auf. «Verdammt will ich sein, wenn ich noch einmal mit Ihnen fahre», sagte er zu Köster.

«Entschuldigen Sie», sagte Köster, «es ist die Frau meines Freundes.»

«So», sagte Jaffé und sah mich an.

«Kommt sie durch?» fragte ich.

Er betrachtete mich aufmerksam. Ich blickte zur Seite. «Glauben Sie, daß ich so lange hier bei Ihnen stünde, wenn sie nicht durchkäme?» sagte er.

Ich biß die Zähne zusammen. Ich preßte die Fäuste ineinander. Ich weinte. «Entschuldigen Sie», sagte ich, «es geht etwas zu schnell.»

«So was kann gar nicht schnell genug gehen», sagte Jaffé und lächelte.

«Nimm's nicht übel, Otto», sagte ich, «daß ich flenne.»

Er drehte mich bei den Schultern um und stieß mich zur Tür hin.

«Geh mal da 'rein. Wenn der Professor es erlaubt.»

«Bin schon fertig», sagte ich, «kann ich 'rein?»

«Ja, aber nicht sprechen», antwortete Jaffé, «und nur einen Augenblick. Sie darf sich nicht aufregen.»

Ich sah nichts als einen schwimmenden Lichtschein im Wasser.

Ich blinzelte. Das Licht schwankte, glitzerte. Ich wagte nicht, mir die Augen zu wischen, damit Pat nicht meinte, ich weinte, weil es so schlecht stünde. Ich versuchte nur ein Lachen in das Zimmer hinein.

Dann drehte ich mich rasch wieder um.

«War es richtig, daß Sie kamen?» fragte Köster.

«Ja», sagte Jaffé, «es war besser.»

«Ich kann Sie morgen früh wieder mit zurücknehmen.»

«Lieber nicht», sagte Jaffé.

«Ich werde vernünftig fahren.»

«Ich will noch einen Tag bleiben und die Sache beobachten. Ist Ihr Bett frei?» fragte er mich. Ich nickte.

«Gut, dann schlafe ich hier. Können Sie im Dorf unterkommen?»

«Ja. Soll ich Ihnen eine Zahnbürste und einen Pyjama besorgen?»

«Nicht nötig. Habe alles bei mir. Bin immer auf so was vorbereitet. Wenn auch nicht gerade auf Rennen.»

«Entschuldigen Sie», sagte Köster, «ich kann mir gut denken, daß Sie ärgerlich sind.»

«Bin ich nicht», sagte Jaffé.

«Dann tut's mir leid, daß ich Ihnen nicht gleich die Wahrheit gesagt habe.»

Jaffé lachte. «Sie haben eine schlechte Meinung von Ärzten. Und nun gehen Sie ruhig. Ich bleibe hier.»

Ich holte rasch ein paar Sachen für Köster und mich. Wir gingen ins Dorf. «Bist du müde?» fragte ich.

«Nein», sagte er, «wir wollen uns noch irgendwo hinsetzen.»

Nach einer Stunde wurde ich unruhig. «Wenn er dableibt, ist es doch sicher gefährlich, Otto», sagte ich. «Weshalb sollte er es sonst tun...»

«Ich glaube, er bleibt aus Vorsicht da», antwortete Köster. «Er mag Pat sehr gern. Er hat es mir erzählt, als wir hier einfuhren. Er hat schon ihre Mutter behandelt...»

«Hat die denn auch...»

«Ich weiß nicht», sagte Köster rasch, «kann auch was anderes gewesen sein. Wollen wir schlafen gehen?»

«Geh ruhig, Otto. Ich möchte doch noch mal — nur so von weitem...»

«Schön. Ich geh' mit.»

«Ich will dir was sagen, Otto. Ich schlafe sehr gern draußen bei dem warmen Wetter. Laß dich nicht stören. Hab's letzthin schon öfter gemacht.»

«Es ist ja naß.»

«Das macht nichts. Ich mach' Karls Verdeck hoch und setze mich da ein bißchen 'rein.»

«Gut. Ich schlafe auch gern mal draußen.»

Ich merkte, daß ich ihn nicht loswurde. Wir packten ein paar Decken und Kissen zusammen und gingen zurück zu Karl. Wir machten die Gurtbänder los und drückten die Vordersitze nach hinten. So konnte man ganz gut liegen. «Besser als manchmal im Felde», sagte Köster. Der helle Fleck des Fensters schien durch die diesige Luft. Ein paarmal sah ich den Schatten Jaffés davor. Wir rauchten eine Schachtel Zigaretten leer. Dann wurde das Licht abgeschaltet, und es brannte nur noch die kleine Nachttischlampe.

«Gott sei Dank», sagte ich.

Es rieselte auf das Verdeck. Ein schwacher Wind wehte. Es wurde kühl. «Kannst meine Decke auch noch haben, Otto», sagte ich.

«Nein, laß nur, bin warm genug.»

«Tadelloser Kerl, der Jaffé, was?»

«Tadellos. Sehr tüchtig, glaub' ich.»

«Bestimmt.»

Ich fuhr aus einem unruhigen Halbschlaf empor. Es war grau und kühl draußen. Köster war schon wach. «Hast du nicht geschlafen, Otto?»

«Doch.»

Ich kletterte aus dem Wagen und schlich über den Gartenweg zum Fenster. Die kleine Nachttischlampe brannte noch immer. Ich sah Pat mit geschlossenen Augen im Bett liegen. Einen Moment fürchtete ich, daß sie tot sein könnte. Aber dann bemerkte ich, wie ihre rechte Hand sich bewegte. Sie war sehr blaß. Aber sie blutete nicht mehr. Jetzt machte sie wieder eine Bewegung. Im selben Moment öffnete Jaffé, der auf dem zweiten Bett schlief, die Augen. Ich trat rasch zurück. Ich war beruhigt; er paßte auf.

«Ich denke, wir verschwinden hier», sagte ich zu Köster, «damit er nicht sieht, daß wir ihn kontrolliert haben.»

«Alles in Ordnung drinnen?» fragte Otto.

«Ja, was man sehen kann. Hat den richtigen Schlaf, der Professor. Pennt bei Trommelfeuer, aber erwacht, wenn eine Maus an seinem Brotbeutel knabbert.»

«Wir können baden gehen», sagte Köster. «Wunderbare Luft hier.» Er dehnte sich.

«Geh du», sagte ich.

«Komm mit», erwiderte er.

Der graue Himmel zerriß. Orangerote Streifen quollen hindurch. Am Horizont hob sich der Wolkenvorhang, und dahinter erschien ein sehr klares Apfelgrün.

Wir sprangen ins Wasser und schwammen. Das Wasser leuchtete in Grau und Rot.

Dann gingen wir zurück. Fräulein Müller war schon auf. Sie schnitt Peterilie im Garten. Sie zuckte zusammen, als ich sie ansprach. Verlegen versuchte

ich ihr klarzumachen, daß ich gestern wohl etwas zuviel geflucht hätte. Sie fing an zu weinen. «Die arme Dame. Sie ist so schön und noch so jung.»

«Sie wird hundert Jahre alt», sagte ich ärgerlich, weil sie weinte, als müsse Pat sterben. Pat würde nicht sterben. Der kühle Morgen, der Wind, das helle meergepeitschte Leben in mir: Pat konnte nicht sterben. Sie konnte nur sterben, wenn ich den Mut verlor. Da stand Köster, mein Kamerad — da stand ich, Pats Kamerad —, erst mußten *wir* sterben. Solange wir lebten, würden wir sie herauholen. So war es immer. Solange Köster lebte, konnte ich nicht sterben. Und solange wir beide lebten, konnte Pat nicht sterben.

«Man muß demütig gegen das Schicksal sein», sagte das alte Fräulein und sah mich mit seinem braunen, verrunzelten Bratapfelgesicht etwas vorwurfsvoll an. Wahrscheinlich meinte sie meine Schimpferei.

«Demütig?» sagte ich. «Wozu demütig? Es nützt ja nichts. Man muß alles bezahlen im Leben, doppelt und dreifach. Wozu soll man da demütig sein?»

«Doch, doch — es ist besser.»

Demütig, dachte ich. Was änderte das? Kämpfen, kämpfen, das war das einzige in dieser Balgerei, in der man zuletzt doch unterlag. Kämpfen um das bißchen, was man liebte. Demütig konnte man mit siebzig Jahren werden.

Köster sprach ein paar Worte mit ihr. Sie lächelte rasch wieder und fragte ihn, was er zu Mittag essen wolle.

«Siehst du», sagte Otto, «das ist das Geschenk des Alters. Tränen und Lachen — alles wechselt schnell. Ohne Widerhaken.

Das sollte man auch für sich vorwegnehmen», meinte er nachdenklich.

Wir strichen um das Haus herum. «Gut für jede Minute, die sie schläft», sagte ich. Wir gingen wieder in den Garten. Fräulein Müller hatte ein Frühstück fertiggemacht. Wir tranken heißen schwarzen Kaffee. Die Sonne ging auf. Es wurde sofort warm. Die Blätter der Bäume funkelten von Licht und Nässe. Vom Meer hörte man das Schreien der Möwen. Fräulein Müller stellte einen Busch Rosen auf den Tisch. «Den wollen wir ihr nachher geben», sagte sie. Die Rosen dufteten nach Gartenmauer und Kindheit. «Weißt du, Otto», sagte ich, «ich habe ein Gefühl, als wäre ich selber krank gewesen. Man ist doch nicht mehr wie früher. Ich hätte ruhiger sein müssen. Überlegter. Je ruhiger man sich hält, um so besser kann man helfen.»

«Geht nicht immer, Robby. Habe auch so Zeiten gehabt. Je länger man lebt, um so nervöser wird man. Das ist wie bei einem Bankier, der immer neue Verluste hat.»

Da ging die Tür. Jaffé kam im Pyjama heraus. «Gut, gut», winkte er ab, als er sah, daß ich fast den Kaffeetisch umwarf, «so gut es möglich ist.»

«Darf ich 'rein?»

«Noch nicht. Jetzt ist erst das Mädchen drin. Waschen und so was.»

Ich schenkte ihm Kaffee ein. Er blinzelte in die Sonne und wandte sich an Köster. «Eigentlich sollte ich Ihnen dankbar sein. So komme ich wenigstens einen Tag mal 'raus.»

«Das könnten Sie doch öfter machen», sagte Köster. «Abends wegfahren und am nächsten Abend wieder zurück.»

«Können, können», antwortete Jaffé. «Haben Sie schon gemerkt, daß wir in einer Zeit der Selbsterfleischung leben? Daß man vieles, was man tun könnte, trotzdem nicht tut, man weiß nicht, warum? Arbeit ist heute eine so ungeheure Sache geworden, weil so viele Menschen keine haben, daß sie alles andere erdrückt. Wie schön das hier ist! Seit ein paar Jahren habe ich das nicht gesehen. Ich habe zwei Autos, eine Zehnzimmerwohnung und genug Geld — was habe ich davon! Was ist das gegen diesen Sommermorgen im Freien! Arbeit — eine finstere Besessenheit — immer mit der Illusion, daß es später mal anders wird. Es wird nie anders. Komisch, was man so aus seinem Leben macht.»

«Ich finde, ein Arzt ist einer der wenigen Menschen, die wissen, wozu sie leben», sagte ich. «Was soll denn dann ein Buchhalter sagen?»

«Lieber Freund», erwiderte Jaffé, «es ist ein Irrtum, anzunehmen, alle Menschen hätten die gleiche Empfindungsfähigkeit.»

«Richtig», sagte Köster, «aber die Menschen haben ihre Berufe nicht nach ihrer Empfindungsfähigkeit bekommen.»

«Stimmt», antwortete Jaffé. «Schwierige Dinge.» Er nickte mir zu. «Jetzt — aber ruhig, nicht anfassen, nicht sprechen lassen...»

Sie lag in den Kissen, ohne Kraft, wie hingeschlagen. Ihr Gesicht war verfarbt, blaue, tiefe Schatten lagerten unter den Augen, und der Mund war blaß. Nur die Augen waren groß und glänzend.

Viel zu groß und zu glänzend.

Ich nahm ihre Hand auf. Sie war kühl und matt. «Pat, alter Bursche», sagte ich verlegen und wollte mich zu ihr setzen. Da entdeckte ich am Fenster das Teiggesicht des Dienstmädchens, das mich neugierig anstarrte. «Gehen Sie mal 'raus», sagte ich ärgerlich.

«Ich soll doch die Gardinen zuziehen», erwiderte sie.

«Schön, machen Sie das und gehen Sie dann 'raus.»

Sie zog die gelben Vorhänge vors Fenster. Aber sie ging noch immer nicht. Langsam begann sie die Vorhänge mit Nadeln zustecken.

«Hören Sie», sagte ich, «hier ist keine Theatervorstellung. Verschwinden Sie schleunigst.»

Sie drehte sich pomadig um. «Erst soll ich sie zustecken und dann wieder nicht.»

«Hast du ihr das gesagt?» fragte ich Pat.

Sie nickte.

«Tut dir das Licht von draußen weh?» fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. «Besser, du siehst mich heute nicht so genau...»

«Pat!» sagte ich erschreckt, «du darfst noch nicht sprechen! Aber wenn das der ganze Grund ist...»

Ich machte die Tür auf, und das Dienstmädchen verschwand endlich. Ich ging zurück. Ich war jetzt nicht mehr verlegen. Ich war sogar ganz froh über das Dienstmädchen. Es hatte mich über den ersten Augenblick weggebracht. Es war doch eine verfluchte Sache gewesen, Pat so daliegen zu sehen.

Ich setzte mich neben das Bett. «Pat», sagte ich, «bald bist du wieder durch...»

Sie bewegte den Mund. «Morgen schon...»

«Morgen noch nicht, aber in ein paar Tagen. Dann darfst du aufstehen, und wir fahren nach Hause. Wir hätten nicht hierherfahren sollen, die Luft ist viel zu rauh für dich...»

«Doch», flüsterte sie, «ich bin ja nicht krank, Robby. Es war nur ein Unfall...»

Ich sah sie an. Wußte sie denn wirklich nicht, daß sie krank war? Oder wollte sie es nicht wissen? Ihre Augen gingen unruhig hin und her. «Brauchst keine Angst zu haben...», flüsterte sie. Ich verstand nicht sofort, was sie meinte und weshalb es so wichtig war, daß gerade ich keine Angst haben sollte. Ich sah nur, daß sie erregt war, ihre Augen hatten einen eigentümlich gequälten, dringenden Ausdruck. Und plötzlich kam mir ein Gedanke. Ich begriff, was sie dachte. Sie glaubte, ich hätte Angst vor ihr, weil sie krank war. «Lieber Gott, Pat», sagte ich, «ist das vielleicht der Grund, daß du mir nie etwas Genaueres gesagt hast?»

Sie antwortete nicht, aber ich sah, daß es das war.

«Verdammt», sagte ich, «wofür hältst du mich eigentlich?»

Ich beugte mich über sie. «Lieg mal einen Augenblick ganz still, aber weg dich nicht.» Ich küßte sie. Ihre Lippen waren trocken und heiß. Als ich mich aufrichtete, sah ich, daß sie weinte. Sie weinte lautlos, mit weit offenen Augen, und ihr Gesicht bewegte sich nicht. Die Tränen stürzten nur so hervor.

«Um Gottes willen, Pat...»

«Ich bin ja glücklich», sagte sie.

Ich stand da und sah sie an. Es war nur ein Wort gewesen, aber es war ein Wort, das ich so noch nie gehört hatte. Ich hatte Frauen gekannt, aber immer waren es flüchtige Begegnungen gewesen, Abenteuer, eine bunte Stunde manchmal, ein einsamer Abend, Flucht vor sich selbst, vor der Verzweiflung, vor der Leere. Ich hatte es auch gar nicht anders gewollt, denn ich hatte gelernt, daß man sich auf nichts anderes verlassen konnte als auf sich selbst und höchstens noch auf einen Kameraden. Jetzt sah ich plötzlich, daß ich einem Menschen etwas sein konnte, einfach weil ich da war, und daß er glücklich war, weil ich bei ihm war. Wenn man das so sagt, klingt es sehr einfach, aber wenn man darüber nachdenkt, ist es eine ungeheure Sache, die überhaupt kein Ende hat. Es ist etwas, das einen ganz zerreißen und verändern kann. Es ist Liebe und doch

etwas anderes. Etwas, wofür man leben kann. Für die Liebe kann ein Mann nicht leben. Für einen Menschen wohl.

Ich wollte etwas sagen, aber ich konnte es nicht. Es ist schwer, Worte zu finden, wenn man wirklich etwas zu sagen hat. Und selbst, wenn man die richtigen Worte weiß, dann schämt man sich, sie auszusprechen. Alle diese Worte gehören noch in frühere Jahrhunderte. Unsere Zeit hat für ihre Gefühle die Worte noch nicht. Sie kann nur burschikos sein — alles andere ist unecht.

«Pat», sagte ich, «alter tapferer Bursche...»

In diesem Augenblick trat Jaffé ein. Er überblickte sofort die Situation. «Fabelhafte Leistung», knurrte er, «hab' mir schon so was Ähnliches gedacht.»

Ich wollte ihm etwas entgegenen, aber er warf mich kurzerhand 'raus.

Wo war ihre Frau in Behandlung? – Где лечилась Ваша жена?

Schupo m – слоговая аббревиатура слова **Schutzpolizist** – полицейский

Pat, alter Bursche – Пат, дружище

Pensum 16

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Dat. Anweisungen geben, Akk. aushalten, einen Unfall haben, Dat. zulächeln, übelnehmen, j-m etwas einschenken, sich verlassen (ie, a) auf (Akk.), sich verwandeln in (Akk) (te, t), durchkommen (a, o).

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. 1. Ersetzen Sie die fettgedruckten Wörter durch Antonyme!

a. Ich saß am Strande und sah zu, wie die Sonne **unterging**.

b. Ich holte Wasser und **tauchte** das Handtuch wieder **ein**.

c. Ich **zuckte zusammen**.

d. Er wollte den Arzt nicht **vorzeitig** erschrecken.

2. Ersetzen Sie die fettgedruckten Wörter durch Synonyme!

a. Er sah Jaffe an und **murmelte** etwas.

b. Dann ging er **mit vollem Gas** weiter, geduckt, kalt und wieder beherrscht.

c. Der Arzt hatte mich schon den ganzen Abend **für** ziemlich verrückt **gehalten**.

d. Dann **tut es mir leid**, dass ich Ihnen nicht gleich die Wahrheit gesagt habe.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Wie benahm sich Robert, als es zu einem Blutsturz bei Patrice kam? An welcher Krankheit litt Patrice? Bei wem war sie in Behandlung?

2. Auf wessen Hilfe verlässt sich Robert?

3. Wird Patrice durchkommen? Warum blieb Professor Jaffe länger bei ihr?

4) Wusste Patrice wirklich nicht, dass sie krank war, oder wollte sie es nicht wissen? Warum hatte sie Robert nie etwas Genaueres von ihrer Krankheit gesagt? Warum weinte sie, als Robert sie nach dem Blutsturz küsste?

4. Zweifeln Sie noch an Roberts Liebe zu Pat? Warum weinte er? Was bedeuteten für ihn seine früheren flüchtigen Begegnungen mit Frauen? Wie könnten Sie seine Worte deuten: „Für die Liebe kann man nicht leben. Für einen Menschen wohl.“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Blutsturz bei Patrice Hollmann.

2. Roberts Anruf bei Professor Jaffe und Otto Köster.

3. Otto Kösters Fahrt durch die Nacht.

4. Professor Jaffe.

5. Roberts Kummer und Glück.

Kapitel XVII

Es war zwei Wochen später. Pat hatte sich so weit erholt, daß wir zurückreisen konnten. Wir hatten unsere Sachen gepackt und warteten auf Gottfried Lenz. Er sollte den Wagen abholen. Pat und ich wollten mit der Eisenbahn fahren.

Es war ein warmer, milchiger Tag. Die Wolken standen regungslos wie Watte am Himmel, die heiße Luft zitterte über den Dünen, und das Meer lag bleiern in hellem, flimmerndem Dunst.

Gottfried kam nach dem Mittagessen an. Ich sah seinen blonden Kopf schon von weitem über die Hecken leuchten. Erst als er in den Fahrweg zur Villa Fräulein Müllers einbog, bemerkte ich, daß er nicht allein war — neben ihm tauchte eine Rennfahrerimitation in Miniaturformat auf — eine riesige karierte Mütze, die mit dem Schild nach hinten aufgesetzt war, eine mächtige Staubbrille, ein weißer Overall und ein paar gewaltige, rubinrot leuchtende Ohren.

«Mein Gott, das ist ja Jupp!» sagte ich erstaunt.

«Persönlich, Herr Lohkamp!» erwiderte Jupp grinsend.

«Und in dem Aufzug! Was ist denn bloß los mit dir?»

«Das siehst du doch», erklärte Lenz vergnügt und schüttelte mir die Hand. «Er wird zum Rennfahrer herangebildet. Seit acht Tagen bekommt er bei mir Fahrunterricht. Da hat er mich angefleht, daß ich ihn heute mitnehmen soll. Gute Gelegenheit für ihn, seine erste Überlandtour zu machen.»

«Werde die Sache schon schmeißen, Herr Lohkamp!» bestätigte Jupp eifrig.

«Und wie er sie schmeißen wird!» Gottfried schmunzelte.

«Ich habe so was von einem Verfolgungswahnsinnigen noch nicht gesehen! Am ersten Tag seines Fahrunterrichtes hat er schon versucht, mit unserem alten, guten Taxi einen Mercedes-Kompressor zu überholen. Ein verdammter kleiner Satan!»

Jupp schwitzte vor Glück und sah Lenz anbetend an. «Dachte, ich könnte den protzigen Vogel vernaschen, Herr Lenz! Wollte ihn in der Kurve schnappen, wie Herr Köster.»

Ich mußte lachen. «Du fängst ja gut an, Jupp.»

Gottfried blickte mit väterlichem Stolz auf seinen Fahrschüler herab.

«Zunächst schnapp dir jetzt mal die Koffer und bring sie zum Bahnhof.»

«Allein?» Jupp explodierte fast vor Spannung. «Darf ich das Stück bis zum Bahnhof ganz allein fahren, Herr Lenz?»

Gottfried nickte, und Jupp raste ins Haus.

Wir gaben die Koffer auf. Dann holten wir Pat ab und fuhren zum Bahnhof. Es war noch eine Viertelstunde zu früh, als wir ankamen. Der Bahnsteig war leer. Nur ein paar Milchkannen standen herum.

«Fahrt nur los», sagte ich. «Ihr kommt sonst zu spät nach Hause.»

Jupp am Steuer sah mich beleidigt an.

«Solche Bemerkungen gefallen dir nicht, was?» fragte Lenz ihn.

Jupp richtete sich auf. «Herr Lohkamp», sagte er vorwurfsvoll, «ich habe mir die Sache genau durchgerechnet. Wir sind bequem um acht Uhr in der Werkstatt.»

«Sehr richtig!» Lenz klopfte ihm auf die Schulter. «Biete ihm doch eine Wette an, Jupp. Um eine Flasche Selterswasser.» «Selterswasser nicht», erwiderte Jupp, «aber eine Schachtel Zigaretten riskiere ich sofort.» Er schaute mich herausfordernd an. «Weißt du auch, daß die Straßen ziemlich schlecht sind?» fragte ich. «Alles einkalkuliert, Herr Lohkamp!» «Und an die Kurven hast du auch gedacht?» «Kurven machen mir nichts aus. Ich habe keine Nerven.» «Gut, Jupp», sagte ich ernsthaft. «Dann halte ich die Wette. Aber Herr Lenz darf unterwegs nicht fahren.» Jupp legte die Hand auf die Brust. «Mein Ehrenwort!» «Gut, gut. Aber sag mal, was hältst du denn da so krampfhaft in der Hand?» «Meine Stoppuhr. Ich will unterwegs die Zeit nehmen. Möchte doch mal sehen, was der Schlitten leistet.» Lenz schmunzelte. «Ja, Kinder, Jupp ist prima ausgerüstet. Ich glaube, der brave, alte Citroen zittert schon in allen Knochen vor ihm.» Jupp überhörte die Ironie. Er zerrte aufgeregt an seiner Mütze. «Dann

wollen wir los, Herr Lenz, was? Wette ist Wette!» «Natürlich, du kleiner Kompressor! Auf Wiedersehen, Pat! Bis nachher, Robby!» Gottfried kletterte in den Sitz. «So, Jupp, nun zeige der Dame mal, wie ein Kavalier und künftiger Weltmeister startet!»

Jupp schob die Rennbrille vor die Augen, winkte wie ein Alter und zog schneidig im ersten Gang über das Kopfsteinpflaster der Chaussee zu.

Pat und ich saßen noch eine Weile vor dem Bahnhof auf einer Bank. Die heiße, weiße Sonne lag breit auf der hölzernen Wand, die den Bahnsteig absperrte. Es roch nach Harz und Salz. Pat lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Sie saß ganz still, das Gesicht der Sonne zugewendet.

«Bist du müde?» fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. «Nein, Robby.»

«Da kommt der Zug», sagte ich.

Die Lokomotive stampfte heran, schwarz, klein und verloren vor der zitternden, großen Weite. Wir stiegen ein. Der Zug war wenig besetzt. Er fuhr schnaufend an. Der Rauch der Lokomotive blieb dick und schwarz in der Luft stehen. Langsam drehte sich die Landschaft vorbei, das Dorf mit den braunen Strohdächern, die Wiesen mit Kühen und Pferden, der Wald, und dann, friedlich und sehr verschlafen in der Mulde hinter den Dünen, das Haus von Fräulein Müller.

Pat stand neben mir am Fenster und schaute hinüber. Die Strecke führte in einer Kurve näher heran, und man konnte deutlich die Fenster unserer Zimmer sehen. Sie standen offen, und das weiße Bettzeug war halb herausgelegt in die Sonne.

«Da ist Fräulein Müller», sagte Pat.

Sie stand vor der Haustür und winkte. Pat holte ihr Taschentuch hervor und ließ es zum Fenster hinausflattern.

«Das sieht sie nicht», sagte ich, «es ist zu klein und zu dünn. Hier, nimm meines.»

Sie nahm es und winkte. Fräulein Müller winkte heftig zurück.

Der Zug gewann allmählich das freie Feld. Das Haus versank, und die Dünen blieben zurück. Hinter dem schwarzen Strich des Waldes blinkte eine Zeitlang noch ab und zu das Meer auf. Es blinkte wie ein lauerndes, müdes Auge. Dann kam das sanfte Goldgrün der Felder und dehnte sich im weichen Wind der Ähren bis zum Horizont.

Pat gab mir mein Taschentuch zurück und setzte sich in eine Ecke. Ich zog das Fenster hoch. Vorbei! dachte ich, Gott sei Dank, vorbei! Es war nichts als ein Traum! Ein verfluchter, böser Traum!

Kurz vor sechs Uhr kamen wir in der Stadt an. Ich nahm ein Taxi und verstaute die Koffer. Dann fuhren wir zu Pats Wohnung.

«Kommst du mit herauf?» fragte sie.

«Natürlich.»

Ich brachte sie hinauf, dann fuhr ich wieder herunter, um mit dem Chauffeur zusammen die Koffer zu holen. Als ich zurückkam, stand Pat noch im Vorraum. Sie sprach mit Oberstleutnant von Hake und seiner Frau.

Wir gingen in ihr Zimmer. Es war heller, früher Abend draußen. Auf dem Tisch stand eine Glasvase mit blaßroten Rosen. Pat ging ans Fenster und sah hinaus. Dann wandte sie sich um. «Wie lange waren wir eigentlich fort, Robby?»

«Genau achtzehn Tage.»

«Achtzehn Tage. Mir kommt es viel länger vor.»

«Mir auch. Das ist aber immer so, wenn man mal rauskommt.»

Sie schüttelte den Kopf. «Das meine ich nicht...»

Sie öffnete die Balkontür und trat hinaus. Draußen lehnte ein zusammengeklappter, weißer Liegestuhl an der Wand.

Sie schob ihn zu sich heran und sah ihn schweigend an.

Als sie wieder hereinkam, war ihr Gesicht verändert, und ihre Augen waren dunkel.

«Sieh nur die Rosen», sagte ich. «Sie sind von Köster. Hier liegt seine Karte dabei.»

Sie nahm die Karte auf und legte sie dann wieder auf den Tisch. Sie sah die Rosen an, aber ich sah, daß sie sie kaum bemerkte. Sie war mit ihren Gedanken noch bei dem Liegestuhl. Sie hatte geglaubt, ihm schon entronnen zu sein, und nun wurde er vielleicht doch wieder ein Teil ihres Lebens.

Ich ließ sie ruhig gewähren und sagte nichts mehr. Es hatte keinen Zweck, sie abzulenken. Sie mußte damit fertig werden, und es war besser, es geschah jetzt, während ich dabei war. Man konnte es mit noch so viel Worten höchstens verschieben, aber einmal kam es dann doch, und vielleicht war es dann noch viel schwerer.

Sie stand eine Weile neben dem Tisch, das Gesicht gesenkt und die Hände aufgestützt. Dann hob sie den Kopf und blickte mich an. Ich sagte nichts. Sie ging langsam um den Tisch herum und legte mir die Hände auf die Schultern.

«Alter Bursche», sagte ich.

Sie lehnte sich an mich. Ich hielt sie fest. «Jetzt werden wir die Sache mal angehen, was?»

Sie nickte. Dann strich sie sich das Haar zurück. «War nur so ein Augenblick, Robby.»

«Natürlich.»

Es klopfte. Das Dienstmädchen kam mit dem Teewagen. «Das ist gut», sagte Pat.

«Willst du Tee?» fragte ich.

«Nein, Kaffee, guten, starken Kaffee.»

Ich blieb noch eine halbe Stunde. Dann wurde sie müde. Ich sah es an ihren Augen. «Du solltest etwas schlafen», schlug ich ihr vor.

«Und du?»

«Ich gehe nach Hause und schlafe auch etwas. Dann hole ich dich in zwei Stunden zum Essen ab.»

«Du bist müde?» fragte sie zweifelnd.

«Ja, etwas. Es war heiß im Zuge. Ich muß nachher auch noch mal in die Werkstatt.»

Sie fragte nichts mehr. Sie war sehr müde und fiel nur so zusammen. Ich brachte sie zu Bett und deckte sie zu. Sie schlief sofort ein. Ich stellte die Rosen neben sie und legte auch die Karte Kösters hinzu, damit sie gleich etwas hatte, um daran zu denken, wenn sie aufwachte. Dann ging ich.

Unterwegs blieb ich vor einem Telefonautomaten stehen. Ich beschloß, Jaffé gleich jetzt anzurufen. Zu Hause war es schwierig. Da mußte ich damit rechnen, daß die ganze Pension zuhörte.

Ich nahm den Hörer ab und meldete die Nummer der Klinik an. Nach einer Weile kam Jaffé an den Apparat. «Hier ist Lohkamp», sagte ich und räusperte mich. «Wir sind heute zurückgekommen. Seit einer Stunde sind wir wieder hier.»

«Sind Sie mit dem Wagen gefahren?» fragte Jaffé. «Nein, mit der Bahn.»

«So, und wie geht es?»

«Gut», erwiderte ich.

Er überlegte einen Augenblick. «Ich werde Fräulein Hollmann morgen untersuchen. Morgen vormittag um elf. Wollen Sie ihr das bestellen?»

«Nein», sagte ich. «Ich möchte nicht, daß sie weiß, daß ich Sie angerufen habe. Sie wird sicher morgen selbst telefonieren. Vielleicht sagen Sie es ihr dann.»

«Gut. Machen wir es so. Ich werde es ihr sagen.»

Ich schob mechanisch das dicke, fettige Telefonbuch beiseite. Es lag auf einem kleinen, hölzernen Pult. Darüber waren mit Bleistift Telefonnummern an die Wand gekritzelt. «Darf ich dann morgen nachmittag bei Ihnen vorbeikommen?» fragte ich.

Jaffé antwortete nicht. «Ich möchte gern wissen, wie es mit ihr steht», sagte ich.

«Das kann ich Ihnen morgen noch nicht sagen», erwiderte Jaffé. «Ich muß sie mindestens eine Woche lang beobachten. Aber ich werde Ihnen dann Bescheid geben.»

«Danke.» Ich starrte immer noch auf das Pult vor mir. Jemand hatte da etwas gezeichnet. Ein dickes Mädchen mit einem großen Strohhut. Ella, du Ziege! stand darunter. «Muß sie inzwischen noch etwas Besonderes tun?» fragte ich.

«Das werde ich morgen sehen. Aber ich glaube, sie ist mit der Pflege ganz gut aufgehoben in ihrer Wohnung.»

«Ich weiß nicht. Ich habe gehört, daß die Leute nächste Woche verreisen. Dann ist sie allein, nur mit dem Dienstmädchen.»

«So? Gut, dann werde ich morgen mit ihr auch darüber sprechen.»

Ich schob das Telefonbuch wieder über die Zeichnung.

«Glauben Sie, daß sie — daß sich so ein Anfall wiederholen kann?»

Jaffé zögerte eine Sekunde. «Möglich ist es natürlich», sagte er dann, «aber es ist nicht wahrscheinlich. Ich werde Ihnen das erst sagen können, wenn ich sie genau untersucht habe. Ich rufe Sie dann an.»

«Ja, danke.»

Ich hängte den Hörer an. Draußen stand ich noch eine Weile auf der Straße herum. Es war staubig und schwül. Dann ging ich nach Hause.

An der Tür stieß ich auf Frau Zalewski. Sie kam wie eine Kanonenkugel aus dem Zimmer von Frau Bender geschossen. Als sie mich sah, stoppte sie. «Was, schon zurück?»

«Wie Sie sehen. Ist inzwischen was gewesen?»

«Für Sie nichts. Post auch nicht. Aber Frau Bender ist ausgezogen.»

«So? Warum denn?»

Frau Zalewski stemmte die Arme in die Seiten. «Weil es überall Lumpen gibt. Ins Christliche Hospiz ist sie gezogen. Mit ihrer Katze und ganzen sechszwanzig Mark Vermögen.»

Sie erzählte, daß das Kinderheim, in dem Frau Bender Säuglingsschwester gewesen war, inzwischen verkracht sei. Der Leiter, ein Pastor, hatte unglücklich an der Börse spekuliert. Frau Bender war entlassen worden und hatte dabei noch ihr rückständiges Gehalt für zwei Monate eingebüßt.

«Hat sie schon was Neues gefunden?» fragte ich gedankenlos.

Frau Zalewski sah mich nur an.

«Na ja, natürlich nicht», sagte ich.

«Ich habe ihr gesagt, sie könne ruhig wohnen bleiben. Mit dem Bezahlen eile es nicht. Aber sie wollte nicht.» «Arme Leute sind meistens ehrlich», sagte ich. «Wer zieht denn da jetzt ein?» «Hasses. Es ist billiger als das Zimmer, das Hasses bis jetzt hatten.» «Und das von Hasses?» Sie zuckte die Achseln. «Mal sehen. Viel Hoffnung habe ich nicht, daß jemand kommt.» «Wann wird es denn frei?» «Morgen. Hasses sind schon am Umziehen.» «Was soll das Zimmer eigentlich kosten?» fragte ich. Mir war plötzlich eine Idee gekommen. «Siebzig Mark.» «Viel zu teuer», sagte ich, jetzt ganz wach. «Mit Morgenkaffee, zwei Brötchen und reichlich Butter?» «Erst recht. Den Morgenkaffee Fridas müssen Sie abziehen. Fünfzig, nicht einen Pfennig mehr.» «Wollen Sie es etwa mieten?» fragte Frau Zalewski. «Vielleicht.» Ich ging in meine Bude und betrachtete nachdenklich die Verbindungstür zu dem Hasseschen Zimmer. Pat in der Zalewskischen Pension! Nein, das war nicht gut auszudenken! Aber trotzdem ging ich nach einer Weile hinüber und klopfte an.

Frau Hasse war da. Sie saß mitten in dem halbausgeräumten Zimmer vor dem Spiegel, einen Hut auf dem Kopf, und puderte sich.

Ich begrüßte sie und schaute mir dabei den Raum an. Er war größer, als ich gedacht hatte. Jetzt, wo die Möbel zum Teil heraus waren, sah man es erst. Die Tapeten waren einfarbig, hell und ziemlich neu, die Türen und Fenster frisch gestrichen, und der Balkon war sehr groß und schön. «Was er mir jetzt zumutet, haben Sie ja wohl schon gehört», sagte Frau Hasse. «In das Zimmer von der Person da drüben soll ich ziehen! Diese Schande!»

«Schande?» fragte ich.

«Ja, Schande!» brach sie erregt los. «Sie wissen doch, daß wir uns nicht leiden konnten, und jetzt zwingt mich Hasse, in ihr Zimmer zu ziehen, ohne Balkon und nur mit einem Fenster. Bloß weil es billiger ist. Was meinen Sie, wie die in ihrem Christlichen Hospiz triumphiert!»

«Ich glaube nicht, daß sie triumphiert.»

«Doch, die triumphiert, diese falsche Säuglingsschwester, dieses stille Wasser, die es faustdick hinter den Ohren hat! Und nebenan dazu noch diese Kokotte, diese Erna Bönig! Und der Katzengestank!»

Ich schaute verblüfft auf. Ein stilles Wasser mit Ohren? Es war merkwürdig: Wirklich neu und bildkräftig im Ausdruck wurde der Mensch nur, wenn er schimpfte. Wie ewig gleichmäßig waren die Ausdrücke der Liebe — und wie wechselvoll dagegen war die Skala der Flüche!

«Katzen sind doch sehr saubere und schöne Tiere», sagte ich. «Ich war übrigens eben in dem Zimmer. Es riecht nicht nach Katzen.»

«So?» erwiderte Frau Hasse feindselig und schob ihren Hut zurecht, «das kommt dann ja wohl auf die Nase an.

Aber ich denke nicht daran, noch was dazu zu tun! Soll er sich selbst die Möbel 'rüberschleppen! Ich gehe aus! Wenigstens das will ich von diesem Hundeleben haben!»

Sie stand auf. Ihr schwammiges Gesicht bebte derart vor Wut, daß der Puder herunterstäubte. Ich sah, daß sie ihre Lippen sehr rot bemalt hatte und überhaupt mächtig aufgedonnert war. Sie roch wie eine ganze Parfümerie, als sie hinausrauschte.

Ich blickte ihr verdutzt nach. Dann schaute ich mir noch einmal genau das Zimmer an. Ich überlegte, wo man Pats Möbel hinstellen könnte. Aber ich hörte bald damit auf. Pat hier, immer hier, bei mir — ich konnte mir das nicht vorstellen! Ich wäre auch nie auf den Gedanken gekommen, wenn sie gesund gewesen wäre. So aber — ich öffnete die Tür und maß den Balkon aus. Doch dann schüttelte ich den Kopf und ging in meine Bude zurück.

Sie schlief noch, als ich bei ihr eintrat. Ich setzte mich leise in einen Sessel neben das Bett, aber sie erwachte sofort.

«Schade, ich habe dich aufgeweckt», sagte ich.

«Bist du die ganze Zeit hier gewesen?» fragte sie.

«Nein. Eben erst wiedergekommen.»

Sie dehnte sich und legte ihr Gesicht gegen meine Hand. «Das ist gut. Ich habe nicht gern, wenn man mir beim Schlafen zusieht.»

«Das kann ich verstehen. Ich habe es auch nicht gern. Ich wollte dir auch nicht zusehen. Ich wollte dich nur nicht wecken. Willst du noch ein bißchen schlafen?»

«Nein, ich bin ganz ausgeschlafen. Ich stehe gleich auf.»

Ich ging in das Zimmer nebenan, während sie sich anzog.

Es wurde draußen langsam dunkel. Aus einem offenen Fenster gegenüber quakte ein Grammophon den Hohenfriedberger Marsch. Ein Mann mit einer Glatze und mit Hosenträgern bediente den Apparat. Er ging im Zimmer hin und her und machte zu der Musik Freiübungen. Seine Glatze leuchtete aus dem Halbdunkel wie ein aufgeregter Mond. Ich sah gleichgültig zu. Ich fühlte mich stumpf und traurig.

Pat kam herein. Sie sah wunderschön aus, ganz frisch und gar nicht mehr abgespannt. «Du siehst glänzend aus», sagte ich überrascht.

«Ich fühle mich auch gut, Robby. Als wenn ich eine ganze Nacht geschlafen hätte. So etwas wechselt rasch bei mir.»

«Ja, weiß Gott! Manchmal geht es so rasch, daß man kaum mitkommt.»

Sie lehnte sich an meine Schulter und sah mich an. «Zu rasch, Robby?»

«Nein. Höchstens bei mir zu langsam. Ich bin oft etwas langsam, Pat.»

Sie lächelte. «Langsam ist fest. Und fest ist gut.»

«Ich bin so fest wie ein Kork auf dem Wasser», sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf. «Du bist viel fester, als du glaubst. Du bist überhaupt ganz anders, als du denkst. Ich habe selten jemand gesehen, der so über sich selber im Irrtum ist wie du.»

Ich ließ ihre Schulter los.

«Ja, Liebling», sagte sie und nickte, «das ist wirklich so.

Und nun komm, wir wollen jetzt essen gehen.»

«Wohin wollen wir denn gehen?» fragte ich.

«Zu Alfons. Ich muß all das wiedersehen. Ich habe das Gefühl, als wäre ich eine Ewigkeit fortgewesen.»

«Gut!» sagte ich. «Aber hast du auch den richtigen Hunger dafür? Zu Alfons kann man nicht gehen ohne Hunger. Er wirft einen sonst 'raus.»

Sie lachte. «Ich habe sogar einen furchtbaren Hunger.»

«Dann los!» Ich war plötzlich sehr froh.

Der Einzug bei Alfons war triumphal. Er begrüßte uns, verschwand gleich darauf und kam wieder, einen weißen Kragen und eine grüngepunktete Krawatte umgebunden. Das hätte er beim deutschen Kaiser nicht gemacht. Er war auch selbst etwas verlegen über dieses unerhörte Zeichen von Dekadenz.

«Also, Alfons, was gibt es Gutes?» fragte Pat und stemmte beide Hände auf den Tisch.

Alfons schmunzelte, blies die Lippen auf und machte die Augen klein. «Sie haben Glück gehabt! Es gibt heute Krebse!»

Er trat einen Schritt zurück, um die Wirkung zu beobachten. Sie war erstklassig. «Dazu ein Glas jungen Moselwein», flüsterte er verzückt und trat noch einen Schritt zurück. Er erntete stürmischen Beifall, merkwürdigerweise auch von der Tür her. Dort erschien nämlich mit wildem gelbem Haar und sonnenverbrannter Nase gerade der grinsende Schädel des letzten Romantikers.

«Gottfried?» schrie Alfons auf, «du? Persönlich? Mensch, was für ein Tag! Komm an meine Brust!»

«Jetzt kannst du was erleben», sagte ich zu Pat.

Die beiden stürzten sich in die Arme. Alfons klopfte Lenz auf den Rücken, daß es klang, als wäre nebenan eine Schmiede. «Hans», schrie er dann zu dem Kellner hinüber, «bring den Napoleon!»

Er schleppte Gottfried zur Theke. Der Kellner brachte eine große, verstaubte Flasche heran. Alfons schenkte zwei Gläser voll.

«Prost, Gottfried, du verdammter Schweinebraten!»

«Prost, Alfons, alter, guter Zuchthäusler!»

Beide tranken die Gläser auf einen Zug leer.

«Erstklassig!» sagte Gottfried. «Ein Kognak für Madonnen!»

«Eine Schande, ihn so 'runterzusaufen», bestätigte Alfons.

«Aber wie soll man langsam trinken, wenn man sich freut!

Komm, wir nehmen noch einen!»

Er schenkte ein und hob das Glas. «Verfluchte, treulose Tomate, du!» Lenz lachte. «Mein alter, geliebter Alfons!»

Alfons bekam feuchte Augen. «Noch einen, Gottfried», sagte er bewegt.

«Immer los!» Lenz hielt ihm sein Glas hin. «Zu dem Kognak sage ich erst nein, wenn ich den Kopf nicht mehr vom Fußboden hochkriegen kann.»

«Das ist ein Wort!» Alfons schenkte das dritte Glas ein.

Etwas atemlos kam Lenz zurück an den Tisch. Er zog seine Uhr.

«Zehn Minuten vor acht mit dem Citroen in der Werkstatt angekommen. Was sagt ihr dazu?»

«Ein Rekord», erwiderte Pat. «Jupp soll leben! Ich werde ihm ebenfalls eine Schachtel Zigaretten stiften.»

«Und du kriegst dafür eine Portion Krebse extra!» erklärte Alfons, der Gottfried auf dem Fuße gefolgt war. Dann übergab er uns eine Art von Tischtüchern. «Zieht eure Jacken mal aus und bindet das hier um! Die Dame erlaubt es doch, oder nicht?»

«Ich halte es sogar für notwendig», sagte Pat.

Alfons nickte erfreut. «Sie sind eine vernünftige Frau, das wußte ich. Krebse muß man gemütlich essen. Ohne Angst vor Flecken.» Er schmunzelte. «Sie selbst bekommen natürlich etwas Eleganteres.»

Der Kellner Hans brachte einen schneeweißen Küchenkittel. Alfons entfaltete ihn und half ihr hinein. «Steht Ihnen gut», lobte er.

«Heftig, heftig!» erwiderte sie und lachte.

«Freut mich, daß Sie sich das gemerkt haben», sagte Alfons wohlwollend. «Wärmt einem das Herz.»

«Alfons!» Gottfried knotete sich sein Tischtuch im Nacken zu, daß die Zipfel weit abstanden. «Vorläufig macht das hier nur den Eindruck eines Rasiersalons.»

«Wird gleich anders. Aber erst etwas Kunst.»

Alfons ging zum Grammophon. Gleich darauf donnerte der Pilgerchor aus dem «Tannhäuser» los. Wir lauschten schweigend.

Kaum war der letzte Ton verklungen, da öffnete sich die Küchentür, und der Kellner Hans erschien mit einer Schüssel, so groß wie eine Kinderbadewanne. Sie dampfte und war voller Krebse. Er stellte sie keuchend auf den Tisch. «Bring mir auch eine Serviette», sagte Alfons.

«Du willst mit uns essen, Goldjunge?» rief Lenz. «Welche Auszeichnung!»

«Wenn die Dame nichts dagegen hat?»

«Im Gegenteil, Alfons!»

Pat rückte ihren Stuhl beiseite, und er nahm neben ihr Platz.

«Ganz gut, wenn ich neben Ihnen sitze», sagte er etwas verlegen. «Ich bin nämlich ziemlich flott im Zurechtmachen. Für eine Dame ist das ein bißchen langweilig.»

Er griff in die Schüssel und begann mit unheimlicher Geschwindigkeit für sie einen Krebs zu zerlegen. Er machte das mit seinen riesigen Händen so geschickt und elegant, daß sie nichts anderes zu tun hatte, als die ihr appetitlich mit der Gabel dargebotenen Bissen zu essen.

«Schmeckt's?» fragte er.

«Prachtvoll!» Sie hob ihr Glas. «Auf Ihr Wohl, Alfons.»

Alfons stieß feierlich mit ihr an und trank sein Glas langsam aus. Ich sah sie an. Es wäre mir lieber gewesen, sie hätte irgend etwas ohne Alkohol getrunken. Sie spürte meinen Blick.

«Salute, Robby», sagte sie.

Sie war wunderschön, ganz leuchtend und froh. «Salute, Pat», sagte ich und trank mein Glas aus.

«Ist es nicht herrlich hier?» fragte sie und sah mich immer noch an.

«Wunderbar!» Ich schenkte mir von neuem ein. «Prost, Pat!»

Ein Schein ging über ihr Gesicht. «Prost, Robby! Prost, Gottfried!» Wir tranken. «Guter Wein», sagte Lenz.

«Graacher Abtsberg vom letzten Jahr», erklärte Alfons. «Freut mich, daß du ihn verstehst!»

Er holte einen zweiten Krebs aus der Schüssel und hielt Pat die Schere geöffnet hin.

Sie wehrte ab. «Den müssen Sie selbst essen, Alfons. Sie bekommen ja sonst nichts.»

«Später. Ich bin dafür ja viel schneller als die andern.»

«Also gut.» Sie nahm die Schere. Alfons strahlte vor Vergnügen und versorgte sie weiter. Es sah aus, als wenn ein alter großer Uhu einen kleinen weißen Nestvogel fütterte.

Wir tranken zum Schluß alle noch einen Napoleon und verabschiedeten uns dann von Alfons. Pat war glücklich. «Es war herrlich!» sagte sie. «Ich danke Ihnen auch vielmals, Alfons. Es war wirklich herrlich!» Sie gab ihm die Hand. Alfons murmelte etwas und küßte ihr die Hand. Lenz fielen vor Erstaunen darüber fast die Augen aus dem Kopf. «Kommt bald wieder», sagte Alfons. «Du auch, Gottfried!»

Draußen stand klein und verlassen unter der Laterne der Citroen.

«Oh», sagte Pat und blieb stehen. Es zuckte über ihr Gesicht.

«Ich habe ihn nach seiner Leistung heute Herkules getauft!» Gottfried öffnete den Schlag. «Soll ich euch nach Hause fahren?»

«Nein», sagte Pat.

«Das habe ich mir gedacht. Wo wollen wir denn hin?»

«In die Bar. Oder nicht, Robby?» Sie wandte sich nach mir um.

«Natürlich», sagte ich, «natürlich gehen wir noch in die Bar.»

Wir fuhren sehr langsam durch die Straßen. Es war warm und klar. Vor den Cafes saßen die Leute. Musik wehte herüber. Pat saß neben mir. Ich begriff plötzlich nicht, daß sie wirklich krank sein sollte, es wurde mir ganz heiß dabei, aber ich konnte es einen Augenblick lang nicht begreifen.

In der Bar trafen wir Ferdinand und Valentin. Ferdinand war glänzender Laune. Er stand auf und ging Pat entgegen.

«Diana», sagte er, «heimgekehrt aus den Wäldern...»

Sie lächelte. Er legte ihr den Arm um die Schultern. «Bräune kühne Jägerin mit dem silbernen Bogen — was wollen wir trinken?»

Gottfried schob Ferdinands Arm beiseite. «Pathetiker kennen keinen Takt», sagte er. «Die Dame ist in Begleitung von zwei Herren, das hast du wohl noch nicht bemerkt, du braver Auerochse!»

«Romantiker sind nur ein Gefolge — nie eine Begleitung», erklärte Grau unerschütterter.

Lenz grinste und wandte sich an Pat. «Ich werde Ihnen jetzt einmal etwas Besonderes mischen. Einen Kolibri-Cocktail. Eine Spezialität aus Brasilien.»

Er ging zur Bartheke, mischte allerlei Sachen und brachte den Cocktail dann heran.

«Wie schmeckt er?» fragte er.

«Etwas dünn, trotz Brasilien», erwiderte Pat.

Gottfried lachte. «Dabei ist er sehr kräftig. Mit Rum und Wodka gemacht.»

Ich sah mit einem Blick, daß weder Rum noch Wodka darin war — es war Fruchtsaft, Zitrone, Tomatenmark und vielleicht noch ein Tropfen Angostura. Ein alkoholfreier Cocktail. Aber Pat merkte es gottlob nicht.

Sie bekam drei große Kolibris, und ich sah, wie wohl sie sich fühlte, weil sie nicht als Kranke behandelt wurde. Nach einer Stunde brachen wir alle auf, nur Valentin blieb sitzen.

Lenz hatte das so gemacht. Er verfrachtete Ferdinand in den Citroen und dampfte ab. Es sah so nicht so aus, als wenn Pat und ich früher gingen. Es war alles sehr rührend, aber mir wurde doch einen Augenblick hundeeelend dabei.

Pat nahm meinen Arm. Sie ging mit ihren schönen geschmeidigen Schritten neben mir her, ich spürte die Wärme ihrer Hand, ich sah den Schimmer der Laternenlichter über ihr belebtes Gesicht gleiten — nein, ich konnte es nicht begreifen, daß sie krank war, ich konnte es nur tagsüber begreifen, aber abends nicht, wenn das Leben zärtlicher und wärmer und verheißungsvoller war...

«Wollen wir noch ein bißchen zu mir gehen?» fragte ich.

Sie nickte.

Der Korridor unserer Pension war hell erleuchtet. «Verdammt noch mal», sagte ich, «was ist denn da los? Warte mal einen Moment.»

Ich schloß auf und sah nach. Der Korridor lag kahl erleuchtet da wie eine schmale Vorstadtstraße. Die Tür des Zimmers von Frau Bender stand weit offen, und auch da brannte Licht. Wie eine schwarze kleine Ameise tappte Hasse den Flur hinunter, gebückt unter einer Stehlampe mit rosa Seidenschirm. Er zog um.

«Guten Abend», sagte ich. «So spät noch?»

Er hob sein blasses Gesicht mit dem sanften, dunklen Schnurrbart empor. «Ich bin erst vor einer Stunde aus dem Büro gekommen. Und ich habe ja nur abends Zeit für das Umräumen.»

«Ist Ihre Frau denn nicht da?»

Er schüttelte den Kopf. «Sie ist bei einer Freundin. Gott sei Dank, sie hat jetzt eine Freundin, mit der sie viel zusammen ist.»

Er lächelte arglos und zufrieden und tappte weiter.

Ich holte Pat herein.

«Ich glaube, wir machen lieber kein Licht, was?» fragte ich in meinem Zimmer.

«Doch, Liebling. Einmal ganz kurz, dann kannst du es wieder ausmachen.»

«Du bist ein unersättlicher Mensch», sagte ich, tauchte kurz die rote Plüschherrlichkeit in grelles Licht und machte es schleunigst wieder aus.

Die Fenster standen offen, und von den Bäumen draußen hauchte die Nachtluft frisch wie aus einem Walde herein.

«Schön», sagte Pat und kauerte sich in die Ecke der Fensterbank.

«Findest du es wirklich schön hier?»

«Ja, Robby. Wie in einem großen Park im Sommer. Es ist herrlich.» «Hast du dir im Vorbeigehen das Zimmer nebenan einmal angesehen?» fragte ich.

«Nein, warum?»

«Hier links dieser prachtvolle, große Balkon gehört dazu. Er ist ganz abgedeckt und ohne Gegenüber. Wenn du da jetzt wohntest, brauchtest du nicht einmal einen Badeanzug für deine Sonnenbäder.»

«Ja, wenn ich da wohnte...»

«Das kannst du», sagte ich leichthin. «Du hast ja gesehen, das Zimmer wird in den nächsten Tagen frei.»

Sie sah mich an und lächelte.

«Glaubst du, daß so etwas richtig wäre für uns? Dauernd so nahe zusammen zu sein?»

«Wir wären ja gar nicht dauernd zusammen», erwiderte ich. «Tagsüber bin ich doch überhaupt nicht da. Abends auch oft nicht. Aber wenn wir dann schon mal zusammen wären, brauchten wir nicht in Lokalen zu sitzen oder uns immer wieder so rasch zu trennen, als wären wir beieinander nur zu Besuch.»

Sie rührte sich ein wenig in ihrer Ecke. «Das klingt ja beinahe so, als hättest du es dir schon genau überlegt, Liebling.»

«Habe ich auch», sagte ich. «Den ganzen Abend schon.»

Sie richtete sich auf. «Meinst du es wirklich im Ernst, Robby?»

«Zum Donnerwetter, ja», sagte ich, «merkst du das immer noch nicht?»

Sie schwieg einen Augenblick. «Robby», sagte sie dann, und ihre Stimme war tiefer als vorher, «wie kommst du gerade jetzt darauf?»

«Ich komme darauf», erwiderte ich, heftiger als ich wollte, denn ich fühlte plötzlich, daß jetzt die Entscheidung kam über vieles mehr noch als über das Zimmer, «ich komme darauf, weil ich gesehen habe in diesen letzten Wochen, wie wunderbar es ist, ganz zusammen zu sein. Ich kann das nicht mehr ertragen, dieses stundenweise Treffen! Ich will mehr von dir haben! Ich will, daß du immer bei mir sein sollst, ich habe keine Lust mehr auf das kluge Versteckspiel der Liebe, es ist mir zuwider, ich brauche es nicht, ich will einfach dich und nochmals dich, ich werde nie genug kriegen von dir, und ich will nicht eine einzige Minute davon entbehren.»

Ich hörte ihren Atem. Sie hockte in der Fensterecke, die Hände um die Knie gelegt, und schwieg. Langsam flackerte der rote Schein der Lichtreklame von gegenüber hinter den Bäumen hoch und warf einen matten Widerschein auf ihre hellen Schuhe. Dann wanderte er über ihren Rock und ihre Hände. «Du kannst mich ruhig auslachen», sagte ich.

«Auslachen?» erwiderte sie.

«Na ja, weil ich immer sage: Ich will. Du mußt schließlich ja auch wollen.»

Sie sah auf. «Weißt du, daß du dich verändert hast, Robby?»

«Nein.»

«Doch. Du sagst es ja selbst. Du willst. Du fragst nicht mehr so viel. Du willst einfach.»

«Das ist doch keine so große Veränderung. Du kannst ja trotzdem nein sagen, auch wenn ich noch so sehr will.»

Sie beugte sich plötzlich zu mir vor. «Warum sollte ich denn nein sagen, Robby», sagte sie mit sehr warmer und zärtlicher Stimme, «ich will es ja auch...»

Überrascht nahm ich sie um die Schultern. Ihr Haar streifte mein Gesicht. «Ist das wahr, Pat?»

«Aber ja, Liebling.»

«Verdammt», sagte ich, «das hatte ich mir viel schwerer vorgestellt.»

Sie schüttelte den Kopf. «Es liegt doch nur an dir, Robby...»

«Ich glaube beinahe auch», sagte ich erstaunt.

Sie legte den Arm um meinen Nacken. «Manchmal ist es ganz gut, an nichts denken zu müssen. Nicht alles selbst tun zu brauchen. Sich anlehnen zu können. Ach, Liebling, es ist alles eigentlich ganz leicht; — man muß es sich nur nicht selber schwer machen.»

Ich mußte einen Augenblick die Zähne zusammenbeißen. Daß gerade sie mir das sagte! «Stimmt», sagte ich dann, «stimmt, Pat.» Es stimmte gar nicht.

Wir standen noch eine Weile am Fenster. «Deine Sachen nehmen wir alle mit», sagte ich. «Du sollst hier nichts entbehren. Sogar einen Teewagen schaffen wir uns an. Frida wird das schon lernen.»

«Wir haben ja einen, Liebling. Er gehört ja mir.»

«Um so besser. Dann werde ich morgen gleich mit Frida trainieren.»

Sie lehnte den Kopf gegen meine Schulter. Ich spürte, daß sie müde war. «Soll ich dich jetzt nach Hause bringen?»

fragte ich.

«Gleich. Ich lege mich nur noch einen Augenblick hin.»

Sie lag ruhig, ohne zu sprechen, auf dem Bert, als schlief sie. Aber ihre Augen waren offen, und manchmal fing sich in ihnen der Reflex der Lichttreklamen, die wie bunte Nordlichter lautlos über die Wände und die Decke glitten. Es war draußen still geworden. Nebenan hörte man ab und zu Hasse rumoren unter den Resten seiner Hoffnungen, seiner Ehe und wohl auch seines Lebens.

«Du solltest gleich hierbleiben», sagte ich.

Sie richtete sich auf. «Heute nicht, Liebling...»

«Ich hätte viel lieber, wenn du hier bliebest...»

«Morgen...»

Sie stand auf und ging leise durch das dunkle Zimmer. Ich dachte an den Tag, als sie zum erstenmal bei mir geblieben und in der grauen Dämmerung der Frühe ebenso still durch das Zimmer gegangen war, um sich anzuziehen. Ich wußte nicht, was es war, aber es hatte etwas rührend Selbstverständliches und fast Erschütterndes an sich, es war wie eine Gebärde aus sehr fernen, verschüt-

ten Zeiten, wie der schweigende Gehorsam unter ein Gebot, das niemand mehr kennt. Sie kam zurück aus der Dunkelheit zu mir und nahm mein Gesicht in ihre Hände. «Es war schön bei dir, Liebling. Sehr schön. Es ist gut, daß du da bist.»

Ich erwiderte nichts. Ich konnte nichts erwidern.

Ich brachte sie nach Hause und ging dann zurück in die Bar. Köster war da. «Setz dich», sagte er. «Wie geht's?»

«Nicht besonders, Otto.»

«Willst du was trinken?»

«Wenn ich tränke, müßte ich viel trinken. Das will ich nicht. Es muß auch so gehen. Aber ich könnte etwas anderes machen. Ist Gottfried mit dem Taxi unterwegs?»

«Nein.»

«Gut. Dann werde ich noch ein paar Stunden damit losfahren.»

«Ich gehe mit 'runter», sagte Köster.

Ich holte den Wagen heraus und verabschiedete mich von Otto. Dann fuhr ich an den Stand. Vor mir parkten zwei Wagen. Nachher kamen noch Gustav und Tommy, der Schauspieler, dazu. Dann gingen die beiden vorderen Wagen ab, und kurz darauf bekam ich auch eine Fuhre. Ein junges Mädchen, das ins Vineta wollte.

Das Vineta war ein populäres Tanzbums, mit Tischtelefon, Rohrpost und ähnlichen Sachen für Provinzler. Es lag etwas abseits von den andern Lokalen in einer dunklen Straße.

Wir hielten. Das Mädchen kramte in seinem Täschchen und hielt mir einen Fünzigmarkschein hin. Ich zuckte die Achseln. «Kann ich leider nicht wechseln.» Der Portier war herangekommen. «Wieviel macht es?»

fragte das Mädchen.

«Eins siebzig.»

Sie wandte sich an den Portier. «Wollen Sie es für mich auslegen? Kommen Sie, ich gebe es Ihnen an der Kasse zurück.»

Der Portier riß die Tür auf und ging mit ihr zur Kasse. Dann kam er zurück. «Da...»

Ich zählte nach. «Eins fünfzig sind das...»

«Quatsch keinen Käse oder bist du noch grün? Zwei Groschen Portierstaxe fürs Wiederkommen. Hau ab!»

Es gab Plätze, wo man dem Portier ein Trinkgeld gab. Aber man gab es ihm, wenn er einem eine Fuhre besorgte, nicht, wenn man eine brachte. «Dafür bin ich nicht grün genug», sagte ich, «ich kriege eins siebzig.»

«Du kannst was in die Schnauze kriegen», knurrte er. «Mensch, zieh bloß Leine, ich stehe hier schon länger als du.»

Es lag mir nichts an den zwei Groschen. Ich hatte nur keine Lust, mich anschmieren zu lassen. «Quatsch keine Opern und gib den Rest 'raus», sagte ich.

Der Portier schlug so schnell zu, daß ich mich nicht decken konnte. Ausweichen konnte ich ohnehin auf meinem Bock nicht. Ich prallte mit dem Kopf gegen das Steuerrad. Benommen richtete ich mich auf. Mein Kopf dröhnte wie eine Trommel, und meine Nase tropfte. Der Portier stand vor mir.

«Willst du noch eine, du Wasserleiche?»

Ich schätzte in der Sekunde meine Chancen ab. Es war nichts zu machen. Der Kerl war stärker als ich. Um ihn zu erwischen, hätte ich ihn überraschen müssen. Vom Bock aus schlagen konnte ich nicht, das hatte keine Kraft. Und bis ich aus dem Wagen kam, hatte er mich dreimal am Boden. Ich sah ihn an. Er blies mir seinen Bieratem ins Gesicht. «Noch ein Ding, und deine Frau ist Witwe.»

Ich sah ihn an. Ich bewegte mich nicht. Ich starrte in dieses breite, gesunde Gesicht. Ich fraß es mit den Augen. Ich sah, wohin ich schlagen mußte, ich war eiskalt zusammengezogen vor Wut. Aber ich rührte mich nicht. Ich sah das Gesicht überdicht, überdeutlich, wie durch ein Vergrößerungsglas, riesig, jede Bartstoppel, die rote, rauhe porige Haut...

Ein Schupohelm blitzte. «Was ist hier los?»

Der Portier verzog servil das Gesicht. «Nichts, Herr Wachtmeister.»

Er sah mich an. «Nichts», sagte ich.

Er blickte von dem Portier zu mir herüber. «Sie bluten ja.»

«Habe mich gestoßen.»

Der Portier trat einen Schritt zurück. In seinen Augen lag ein Grinsen. Er meinte, ich hätte Angst, ihn anzuzeigen.

«Los, weiterfahren», sagte der Schupo.

Ich gab Gas und fuhr zum Stand zurück.

«Mensch, siehst du aus!» sagte Gustav.

«Das ist nur die Nase», erwiderte ich und erzählte die Geschichte.

«Komm mal mit in die Kneipe», sagte Gustav. «Ich war nicht umsonst mal Sanitätsgefreiter. Schweinerei, auf einen sitzenden Mann loszuschlagen.»

Er nahm mich mit in die Küche der Kneipe, ließ sich Eis geben und bearbeitete mich eine halbe Stunde lang. «Nicht mal 'ne Beule sollst du kriegen», erklärte er.

Endlich hörte er auf. «Na, wie steht's mit dem Schädel? Gut, was? Dann wollen wir keine Zeit verlieren.»

Tommy kam herein. «War das der große Portier vom Vineta?

Der ist berüchtigt für sein Schlagen. Hat leider noch nie selber Dunst gekriegt.»

«Jetzt kriegt er welchen», sagte Gustav.

«Ja, aber von mir», erwiderte ich.

Gustav sah mich mißmutig an. «Bis du aus dem Wagen 'raus bist...»

«Habe mir schon einen Dreh ausgedacht. Wenn ich's nicht schaffe, kannst du ja immer noch losgehen.»

«Schön.»

Ich setzte Gustavs Mütze auf, und wir nahmen auch seinen Wagen, damit der Portier nicht gleich Lunte roch. Sehen konnte er ohnehin nicht viel, dazu war die Straße zu dunkel.

Wir kamen an. Kein Mensch war auf der Straße zu sehen. Gustav sprang heraus, einen Zwanzigmarkschein in der Hand.

«Verflucht, kein Kleingeld! Portier, können Sie wechseln? Eins siebzig macht es? Legen Sie es doch eben aus.»

Er tat, als ginge er zur Kasse. Der Portier näherte sich mir hustend und schob mir eine Mark fünfzig hin. Ich hielt die Hand weiter hin.

«Schieb ab...», knurrte er.

«Rest 'raus, dreckiger Hund!» brüllte ich.

Er stand eine Sekunde wie versteinert. «Mensch», sagte er dann leise und leckte sich die Lippen, «das wird dir noch monatelang leid tun!» Er holte aus. Der Schlag hätte mich bewußtlos gemacht. Aber ich war vorbereitet, drehte und duckte mich, und die Faust sauste mit voller Gewalt auf die scharfe Stahlklaue meiner Andrehkurbel, die ich in der linken Hand versteckt bereitgehalten hatte. Aufheulend sprang der Portier zurück und schüttelte die Hand. Er zischte vor Schmerz wie eine Dampfmaschine und stand ganz frei, ohne Deckung.

Ich schoß aus dem Wagen. «Kennst du mich wieder?» fauchte ich und schlug ihm gegen den Magen.

Er kippte um. «Eins», begann Gustav von der Kasse her zu zählen, «zwei — drei...»

Bei fünf kam der Portier glasig wieder hoch. Ich sah wie vorher sein Gesicht vor mir, ganz genau, dieses gesunde, breite, dumme, gemeine Gesicht, diesen ganzen gesunden, kräftigen Kerl, dieses Schwein, das nie kranke Lungen haben würde, und ich spürte plötzlich roten Qualm im Gehirn und in den Augen, ich sprang los und schlug und schlug, ich schlug alles, was sich in mir aufgespeichert hatte in diesen Tagen und Wochen hinein in dieses gesunde, breite, blökende Gesicht, bis ich zurückgerissen wurde...

«Mensch, du schlägst ihn ja tot...», rief Gustav.

Ich sah mich um. Der Portier lehnte blutüberströmt an der Mauer. Jetzt knickte er zusammen, fiel um und begann langsam wie ein riesiges, glitzerndes Insekt in seiner Uniform auf allen vieren dem Eingang zuzukriechen.

«Der schlägt so leicht nicht wieder», sagte Gustav. «Aber los, jetzt türmen, bevor jemand kommt! Das war schon schwere Körperverletzung.»

Wir warfen das Geld aufs Pflaster, stiegen ein und fuhren ab.

«Blute ich eigentlich auch?» fragte ich, «oder ist das der Portier?»

«Deine Nase wieder», erklärte Gustav. «Er hat einen sehr schönen Linken darauf gelandet.»

«Habe ich gar nicht gemerkt.»

Gustav lachte.

«Weißt du», sagte ich, «mir ist jetzt bedeutend besser.»

Overall (англ.) *m* – комбинезон

Verfolgungswahnsinniger *m* – одержимый манией преследования

Hospiz *n* – приют

Tannhäuser – опера Рихарда Вагнера «Тангейзер»

Plüschherrlichkeit *f* (авт.) – имеется ввиду обтянутая плюшем мягкая мебель

Pensum 17

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Türmen (te, t), anflehen (o, o) (Akk.) um (Akk.), an Dat. bei Dat. vorbeikommen, auf den Gedanken kommen, ausschlafen, Akk. entbehren, sich in die Arme stürzen (te, t).

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

„Tagsüber bin ich doch überhaupt nicht da. Abends auch oft nicht. Aber wenn wir dann schon mal zusammen wären, brauchten wir nicht in Lokalen zu sitzen oder uns immer wieder so rasch zu trennen, als wären wir beieinander nur zu Besuch.“<...> Sie schwieg einen Augenblick. „Robby“, sagte sie dann und ihre Stimme war tiefer als vorher, „wie kommst du gerade jetzt darauf?“ „Ich komme darauf“, erwiderte ich, heftiger als ich wollte, denn ich fühlte plötzlich, dass jetzt die Entscheidung kam über vieles mehr noch als über das Zimmer, „ich komme darauf, weil ich gesehen habe in diesen letzten Wochen, wie wunderbar es ist, ganz zusammen zu sein. Ich kann das nicht mehr ertragen, dieses stundenweise Treffen! Ich will mehr von dir haben! Ich will, dass du immer bei mir bist, ich habe keine Lust mehr auf das kluge Versteckenspiel der Liebe, es ist mir zuwider, ich brauche es nicht, ich will einfach dich und nochmals dich, ich werde nie genug kriegen von dir und ich will dich nicht eine einzige Minute entbehren.“

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Warum war Jupp so glücklich?

2. Wozu wollte Robert bei Professor Jaffe vorbeikommen? Was sagte der Professor über Pats Gesundheitszustand?

3. Wie benahm sich Alfons in Anwesenheit Pats? Wie stand er zu ihr?

4. Warum wurde Patrice Hollmann überall nicht als Kranke behandelt? Wie war ihre Stimmung? Welche Gedanken quälten sie, als sie ihren Liegestuhl auf dem Balkon sah? Wie nahm sie Roberts Vorschlag an, in die Pension Zalewski umzuziehen?

5. Warum sagte sie Robert: „Es ist gut, dass du da bist.“ Liebte sie ihn? Oder rechnete sie nur mit seiner Hilfe? Warum zweifelte sie, ob es für sie richtig wäre, dauernd zusammen zu sein? Warum entschied sie sich doch für das Zimmer in der Pension Zalewski?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Jupp als Fahrschüler und Rennfahrer.
2. Wieder in der alten Wohnung.
3. Roberts Anruf bei Professor Jaffe.
4. Abendessen bei Alfons und in der Bar.
5. Pats Entscheidung.

Kapitel XVIII

Unser Taxi stand vor der Bar. Ich ging hinein, um Lenz abzulösen und mir den Schlüssel und die Papiere zu holen. Gottfried kam mit heraus. «Hast du gute Kasse gehabt?» fragte ich.

«Mäßig», erwiderte er. «Entweder gibt es zuviel Taxis oder zuwenig Leute, die Taxi fahren. Wie war's denn bei dir?»

«Schlecht. Habe die ganze Nacht herumgestanden und nicht mal zwanzig Mark eingenommen.»

«Trübe Zeiten!» Gottfried zog die Brauen hoch. «Na, dann hast du's ja wohl nicht so sehr eilig heute, was?»

«Nein, warum?»

«Kannst mich mal ein Stück mitnehmen.»

«Gut.» Wir stiegen ein. «Wo willst du denn hin?» fragte ich.

«Zum Dom.»

«Was?» fragte ich. «Glaubst du, daß ich mich verhört habe? Ich habe Dom verstanden.»

«Nein, mein Sohn, du hast dich nicht verhört. Dom ist richtig!»

Ich sah ihn erstaunt an. «Staune nicht, sondern fahre!» sagte Gottfried.

«Na schön.» Wir fuhren los.

Der Dom lag im alten Teil der Stadt, an einem freien Platz, der von den Häusern der Geistlichen umgeben war. Ich hielt vor dem Hauptportal. «Weiter», sagte Gottfried. «Ganz herum.»

Er ließ mich vor einem kleinen Eingang an der Rückseite halten und stieg aus. «Viel Vergnügen», sagte ich. «Ich nehme an, daß du beichten willst.»

«Komm mal mit», erwiderte er.

Ich lachte. «Heute nicht. Ich habe heute morgen schon gebetet. Das reicht bei mir für den ganzen Tag.»

«Rede keinen Unsinn, Baby! Komm mit. Ich will großmütig sein und dir was zeigen.»

Neugierig folgte ich ihm. Wir gingen durch die kleine Eingangstür und kamen von dort sofort in die Kreuzgänge. Sie bildeten ein großes Viereck und bestanden aus langen Bogenreihen, die auf der Innenseite von grauen Granitsäulen gestützt wurden und einen Garten einrahmten. In der Mitte erhob sich ein großes, verwittertes Kreuz mit der Figur Christi. An den Seiten waren steinerne Reliefbilder der Stationen des schmerzhaften Rosenkranzes aufgestellt. Vor jedem Bilde befand sich eine alte Betbank. Der Garten war verwildert und blühte über und über.

Gottfried zeigte auf ein paar mächtige weiße und rote Rosenbüsche. «Das wollte ich dir zeigen! Erkennst du sie wieder?»

Überrascht blieb ich stehen. «Natürlich erkenne ich sie wieder», sagte ich. «Also hier hast du geerntet, du alter Kirchenräuber!»

Pat war vor einer Woche zu Frau Zalewski umgezogen, und Lenz hatte ihr abends durch Jupp einen riesigen Strauß Rosen geschickt. Es war eine solche Menge gewesen, daß Jupp zweimal herunter mußte und jedesmal mit beiden Armen voll wiederkam. Ich hatte mir schon den Kopf zerbrochen, wo Gottfried sie nur herhaben mochte, denn ich kannte sein Prinzip, Blumen niemals zu kaufen. In den städtischen Anlagen hatte ich sie nie gesehen.

«Das ist eine Idee!» sagte ich anerkennend. «Darauf soll ein Mensch kommen!»

Gottfried schmunzelte. «Der Garten hier ist eine wahre Goldgrube!» Er legte mir feierlich die Hand auf die Schulter. «Hiermit nehme ich dich als Teilhaber auf! Danke, du kannst es gerade jetzt gut gebrauchen!»

«Wieso gerade jetzt?» fragte ich.

«Weil die städtischen Anlagen augenblicklich ziemlich kahl sind. Und die waren ja wohl bisher deine einzige Weide, was?»

Ich nickte.

«Außerdem», erklärte Gottfried weiter, «kommst du jetzt in die Zeit, wo sich der Unterschied zwischen einem Bourgeois und einem Kavalier zeigt. Der Bourgeois wird immer unaufmerksamer, je länger er eine Frau kennt. Der Kavalier immer aufmerksamer.» Er machte eine weitläufige Handbewegung. «Hiermit kannst du ein geradezu erschütternder Kavalier werden!»

Ich lachte. «Alles ganz gut, Gottfried», sagte ich. «Aber wie ist das, wenn man erwischt wird? Man kann hier schlecht ausreißen, und fromme Leute bezeichnen so was leicht als Schändung heiliger Stätten.»

«Mein lieber Junge», erwiderte Lenz, «siehst du hier jemand? Seit dem Kriege gehen die Leute in politische Versammlungen, aber nicht in die Kirche.»

Das war richtig. «Aber wie ist es mit den Pastoren?» fragte ich.

«Den Pastoren sind die Blumen egal, sonst wäre der Garten besser gepflegt. Und der liebe Gott hat höchstens seinen Spaß dran, wenn du jemand damit eine Freude machst. Der ist gar nicht so.»

«Da hast du recht!» Ich betrachtete die riesigen alten Büsche. «Für die nächsten Wochen habe ich damit ausgesorgt, Gottfried.»

«Länger. Du hast Glück. Es ist eine sehr dauerhafte, lange blühende Rosensorte. Du reichst damit mindestens bis September. Und von da an gibt es hier dann Astern und Chrysanthemen. Komm, ich zeige sie dir auch gleich.»

Wir gingen durch den Garten. Die Rosen dufteten betäubend. Wie eine summende Wolke flogen Bienenschwärme von Blüte zu Blüte.

«Sieh dir das an», sagte ich und blieb stehen. «Wo mögen die nur herkommen? Mitten in der Stadt? Hier gibt es in der Nähe doch gar keine Bienenkörbe. Oder glaubst du, daß die Pastoren welche auf ihren Dächern stehen haben?»

«Nein, Bruder», erwiderte Lenz. «Die kommen todsicher von irgendeinem Bauernhof. Sie kennen nur eben ihren Weg.» Er zwinkerte mit den Augen. «Wir nicht, was?»

Ich hob die Schultern.

«Vielleicht doch. Wenigstens ein kleines Stück. Soweit man es eben kann. Du nicht?»

«Nein. Will's auch gar nicht wissen. Ziele machen das Leben bürgerlich.»

Ich blickte zum Domturm hinauf. Seidengrün stand er vor dem blauen Himmel, unendlich alt und ruhig, von Schwalben umflogen.

«Wie still es hier ist», sagte ich.

Lenz nickte. «Ja, mein Alter, hier merkt man, daß einem eigentlich nur Zeit gefehlt hat, um ein guter Mensch zu werden, was?»

«Zeit und Ruhe», erwiderte ich. «Ruhe auch.»

Er lachte. «Zu spät! Jetzt ist es schon so weit, daß man die Ruhe nicht mehr aushaken könnte. Also los! Wieder hinein in den Radau!»

Ich setzte Gottfried ab und fuhr zum Stand zurück. Unterwegs kam ich am Friedhof vorbei. Ich wußte, daß Pat jetzt in ihrem Liegestuhl auf dem Balkon lag, und hupte ein paarmal. Aber es zeigte sich nichts, und ich fuhr weiter. Dafür sah ich ein Stück weiter Frau Hasse in einer Art taftseidenem Umhang die Straße entlangrudern und um die Ecke verschwinden. Ich fuhr ihr nach, um sie zu fragen, ob ich sie irgendwo hinbringen könnte. Aber als ich an die Kreuzung kam, sah ich, daß sie in einen Wagen stieg, der hinter der Ecke gehalten hatte.

Es war eine etwas klapprige Mercedeslimousine aus dem Jahre 23, die gleich darauf losratterte. Ein Mann mit einer Nase wie ein Entenschnabel und einem auffallend karierten Anzug saß am Steuer. Ich schaute dem Wagen ziemlich lange nach. Das kam also dabei heraus, wenn eine Frau dauernd allein zu Hause saß. Nachdenklich fuhr ich zum Stand und stellte mich in die Reihe der wartenden Taxis.

Die Sonne brütete auf das Verdeck. Es ging nur langsam vorwärts. Ich döste vor mich hin und versuchte zu schlafen. Doch das Bild von Frau Hasse ging mir nicht aus dem Kopf. Es war etwas ganz anderes, aber schließlich war Pat auch den ganzen Tag allein.

Ich stieg aus und ging nach vorn zu Gustavs Wagen. «Hier, trink mal», forderte er mich auf und hielt mir eine Thermosflasche hin.

«Wunderbar kalt! Eigene Erfindung! Kaffee mit Eis. Bleibt stundenlang so bei der Hitze. Ja, Gustav ist praktisch!»

Ich nahm einen Becher und trank ihn aus. «Wenn du so praktisch bist», sagte ich, «dann erzähl mir doch mal, wie man einer Frau etwas Unterhaltung verschaffen kann, wenn sie viel allein ist.»

«So was Einfaches!» Gustav sah mich überlegen an. «Mensch, Robert! Ein Kind oder ein Hund! Frag mich mal was Schwereres!»

«Ein Hund!» sagte ich überrascht, «verflucht ja, ein Hund! Da hast du recht! Mit einem Hund ist man nie allein.»

Ich bot ihm eine Zigarette an. «Hör mal, hast du zufällig eine Ahnung von so was? So ein Köter muß doch jetzt billig zu kaufen sein.»

Gustav schüttelte vorwurfsvoll den Schädel. «Aber Robert, du weißt wahrhaftig noch gar nicht, was du an mir hast! Mein künftiger Schwiegervater ist doch zweiter Schriftführer vom Dobermannpinscherverein! Natürlich kannst du einen Jungrüden haben, umsonst sogar, erstklassige Blutführung. Wir haben da einen Wurf, vierzwei, Großmutter Siegerin Hertha von der Toggenburg.»

Gustav war ein gesegneter Mensch. Der Vater seiner Braut war nicht nur Dobermannzüchter, sondern auch Gastwirt, Besitzer der Neuen Klause — seine Braut besaß außerdem eine Plisseeplätterei. Gustav stand sich dadurch erstklassig. Beim Schwiegervater aß und trank er umsonst, und die Braut wusch und plättete seine Hemden. Er hütete sich zu heiraten. Dann war er es, der sorgen mußte.

Ich erklärte Gustav, daß ein Dobermann nicht das richtige sei. Er wäre mir zu groß und nicht zuverlässig im Charakter. Gustav überlegte nur kurz. «Komm mal mit», sagte er. «Wollen mal spekulieren gehen. Ich weiß da was. Darfst mir nur nicht dazwischenreden.»

«Gut.»

Er führte mich zu einem kleinen Geschäft. Im Schaufenster standen veralgelte Aquarien. In einer Kiste hockten ein paar trübselige Meerschweinchen. An

den Seiten hingen Käfige mit rastlos herumturnenden Zeisigen, Dompfaffen und Kanarienvögeln.

Ein krummbeiniger kleiner Mann mit einer braunen Strickweste kam uns entgegen. Wässerige Augen, fahle Haut, ein Leuchtkolben als Nase: Bier- und Schnapstrinker.

«Sag mal, Anton, was macht Asta?» fragte Gustav.

«Zweiter Preis und Ehrenpreis in Köln», erwiderte Anton.

«Gemeinheit!» erklärte Gustav. «Warum nicht den ersten?» «Den ersten ha'm sie Udo vom Blankenfels gegeben», knurrte Anton.

«Daß ich nicht meckere! Bei der Hinterhand!»

Im Hintergrund des Ladens kläffte und winselte es. Gustav ging hinüber. Er brachte im Genick zwei kleine Terrier heran, links einen schwarzweißen, rechts einen rotbraunen. Unmerklich zuckte die Hand mit dem rotbraunen. Ich sah ihn an: ja.

Es war ein wunderschöner, spielerischer Hund. Die Beine gerade, der Körper quadratisch, der Kopf viereckig, klug und frech. Gustav ließ beide laufen.

«Komischer Bastard», sagte er und zeigte auf den Rotbraunen. «Wo hast du denn den her?»

Anton hatte ihn angeblich von einer Dame, die nach Südamerika gereist war. Gustav brach in ein ungläubiges Gelächter aus. Anton zeigte beleidigt einen Stammbaum vor, der bis auf die Arche Noah ging. Gustav winkte ab und interessierte sich für den Schwarzweißen. Anton verlangte hundert Mark für den Rotbraunen. Gustav bot fünf. Ihm gefiel der Urgroßvater nicht. Er mäkelte auch am Schwanz herum. Die Ohren waren ebenfalls nicht richtig. Der Schwarzweiße, der war tipptopp.

Ich stand in der Ecke und hörte zu. Plötzlich griff etwas nach meinem Hut. Erstaunt drehte ich mich um. Ein kleiner Affe saß in der Ecke auf seiner Stange, ein bißchen zusammengekrümmt, mit gelbem Fell und traurigem Gesicht. Er hatte schwarze, runde Augen und die bekümmerten Lippen einer alten Frau. Um den Bauch hatte er einen Ledergurt geschlungen, an dem eine Kette befestigt war. Die Hände waren klein, schwarz und erschreckend menschlich.

Ich blieb stehen und verhielt mich ruhig. Langsam rückte der Affe auf seiner Stange näher. Er sah mich dabei dauernd an, nicht mißtrauisch, sondern mit einem merkwürdigen, verhaltenen Blick. Vorsichtig streckte er schließlich seine Hand aus. Ich hielt ihm einen Finger hin. Er zuckte zurück, dann nahm er ihn. Es war sonderbar, die kühle Kinderhand zu fühlen, wie sie meinen Finger umklammerte. Es war, als wolle sich ein armer, stummer, in diesen gekrümmten Körper verschlagener Mensch hinausretten. Man konnte die todtraurigen Augen nicht lange ansehen.

Schnaufend tauchte Gustav aus dem Wald von Stammbäumen wieder auf. «Also abgemacht, Anton, du kriegst einen Dobermannrüden aus Hertha dafür.

Das beste Geschäft deines Lebens!» Dann wandte er sich zu mir. «Willst du ihn gleich mitnehmen?»

«Was kostet er denn?»

«Nichts. Getauscht gegen den Dobermann, den ich dir vorhin geschenkt habe. Ja, Gustav muß man machen lassen! Gustav ist goldrichtig.»

Wir machten ab, daß ich den Hund später holen sollte, wenn ich mit dem Taxifahren fertig war.

«Weißt du, was du da gekriegt hast?» fragte Gustav mich draußen. «Ganz was Rares. Einen Irischen Terrier. Primissima. Ohne jeden Fehler. Und einen Stammbaum dazu, Mann Gottes, den darfst du dir gar nicht ansehen, sonst muß du dich immer erst verbeugen, bevor du das Vieh anredest.»

«Gustav», sagte ich, «du hast mir einen großen Gefallen getan. Komm, wir trinken jetzt den ältesten Kognak miteinander, den wir auf treiben können.»

«Heute nicht!» erklärte Gustav. «Heute muß ich eine sichere Hand haben. Ich gehe abends in meinen Verein kegeln. Versprich mir, daß du mal mitkommst. Alles hochanständige Leute da, ein Oberpostsekretär sogar.»

«Ich komme», sagte ich. «Auch wenn der Oberpostsekretär nicht da ist.»

Kurz vor sechs Uhr fuhr ich in die Werkstatt zurück. Köster erwartete mich. «Jaffé hat heute nachmittag telefoniert. Du sollst ihn anrufen.»

Ich bekam einen Augenblick keinen Atem. «Hat er was gesagt, Otto?»

«Nein, nichts Besonderes. Nur daß er bis fünf in seiner Sprechstunde ist. Nachher im Dorotheenkrankenhaus. Du wirst also dort anrufen müssen.»

«Gut.»

Ich ging ins Büro. Es war warm und stickig, aber ich fror, und der Telefonhörer zitterte in meiner Hand. «Unsinn», sagte ich und stützte den Arm fest auf den Tisch.

Es dauerte lange, bis ich Jaffé erreichte. «Haben Sie Zeit?» fragte er.

«Ja.»

«Dann kommen Sie doch gleich hier heraus. Ich bin noch eine Stunde da.»

Ich wollte ihn fragen, ob etwas mit Pat passiert sei. Aber ich brachte es nicht fertig. «Gut», sagte ich, «in zehn Minuten bin ich da.»

Ich legte den Hörer auf und rief sofort zu Hause an. Das Dienstmädchen war am Apparat. Ich fragte nach Pat. «Weiß nicht, ob sie da ist», sagte Frida brummig. «Will mal nachsehen.»

Ich wartete. Mein Kopf war dick und heiß. Es dauerte endlos. Dann hörte ich ein Scharren und Pats Stimme. «Robby?»

Ich schloß einen Moment die Augen. «Wie geht es, Pat?»

«Gut. Ich hab bis eben auf dem Balkon gesessen und gelesen. Ein aufregendes Buch.»

«So, ein aufregendes Buch», sagte ich. «Das ist ja schön. Ich wollte dir nur sagen, daß ich heute ein bißchen später nach Hause komme. Bist du schon fertig mit deinem Buch?» «Nein, ich bin mittendrin. Ein paar Stunden reicht es noch.»

«Bis dahin bin ich längst da. Und nun lies rasch weiter.»

Ich blieb einen Augenblick sitzen. Dann stand ich auf.

«Otto», sagte ich, «kann ich Karl mal haben?»

«Natürlich. Wenn du willst, fahre ich mit. Ich habe hier nichts zu tun.»

«Ist nicht nötig. Es ist weiter nichts. Ich habe schon zu Hause angerufen.»

Welch ein Licht, dachte ich, als Karl auf die Straße hinausschoß, Welch ein wunderbares Abendlicht über den Dächern! Wie voll und süß das Leben ist!

Ich mußte ein paar Minuten auf Jaffé warten. Eine Schwester führte mich in ein kleines Zimmer, in dem alte Zeitschriften umherlagen. Ein paar Blumentöpfe mit Rankengewächsen standen auf der Fensterbank. Es waren immer dieselben Zeitschriften in braunen Umschlägen und immer dieselben traurigen Rankengewächse; man fand sie nur in Wartezimmern von Ärzten und Krankenhäusern.

Jaffé kam herein. Er trug einen schneeweißen Mantel, der noch die Plättkniffe zeigte. Aber als er sich zu mir setzte, sah ich an der Innenseite des rechten Ärmels einen ganz kleinen hellroten Blutspritzer. Ich hatte in meinem Leben viel Blut gesehen — aber dieser winzige Fleck wirkte auf einmal beklemmender auf mich als noch so viele blutgetränkte Verbände. Meine zuversichtliche Stimmung erlosch.

«Ich habe Ihnen versprochen zu sagen, wie es mit Fräulein Hollmann steht», sagte Jaffé.

Ich nickte und sah auf die Tischdecke. Sie hatte ein buntes Plüschmuster. Ich starrte auf die ineinander geschachtelten Sechsecke und hatte das verrückte Gefühl, daß alles gut gehen würde, wenn ich nur aushaken und nicht blinzeln mußte, ehe Jaffé weitersprach.

«Sie war vor zwei Jahren sechs Monate im Sanatorium.

Wissen Sie das?»

«Nein», sagte ich und sah weiter auf die Tischdecke.

«Es hatte sich danach gebessert. Ich habe sie jetzt genau untersucht. Sie muß diesen Winter unbedingt noch einmal hin. Sie kann nicht hier in der Stadt bleiben.»

Ich blickte noch immer auf die Sechsecke. Sie verschwammen und begannen zu tanzen. «Wann muß sie fort?» fragte ich.

«Im Herbst. Spätestens Ende Oktober.»

«Es war also keine vorübergehende Blutung?»

«Nein.»

Ich hob die Augen. «Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen», fuhr Jaffé fort, «daß diese Krankheit ganz unberechenbar ist. Vor einem Jahr schien sie zu stehen, die Verkapselung war eingetreten, und es war anzunehmen, daß sie geschlossen blieb. Ebenso, wie sie jetzt wieder aufgebrochen ist, kann sie überraschend wieder zum Stillstand kommen. Ich sage das nicht so daher — es ist wirklich so. Ich selbst habe merkwürdige Heilungen erlebt.»

«Verschlimmerungen auch?»

Er sah mich an. «Das auch, natürlich.»

Er begann mir die Einzelheiten zu erklären. Beide Lungenflügel waren angegriffen, der rechte weniger, der linke stärker. Dann unterbrach er sich und klingelte nach der Schwester.

«Holen Sie einmal meine Mappe.»

Die Schwester brachte sie. Jaffé nahm zwei große Fotografien heraus. Er zog die knisternden Umschläge herab und hielt sie gegen das Fenster. «So sehen Sie es besser. Hier haben wir die Röntgenbilder.»

Ich sah die Wirbel eines Rückens auf der durchscheinenden grauen Platte, die Schulterblätter, die Schlüsselbeine, die Gelenkpfannen der Oberarme und die flachen Bogen der Rippen. Aber ich sah mehr als das — ich sah ein Skelett. Dunkel und gespenstisch hob es sich von den fahlen, ineinander verfließenden Schatten der Aufnahme ab. Ich sah das Skelett von Pat. Das Skelett von Pat.

Jaffé zeichnete mit der Pinzette einzelne Linien und Verfärbungen auf der Platte nach und erklärte sie. Er merkte nicht, daß ich gar nicht mehr hinblickte. Die Gründlichkeit des Wissenschaftlers war über ihn gekommen. Schließlich wandte er sich mir zu. «Haben Sie es verstanden?»

«Ja», sagte ich.

«Was ist denn?» fragte er.

«Nichts», erwiderte ich. «Ich kann das nur nicht gut sehen.»

«Ach so.» Er rückte an seiner Brille. Dann schob er die Fotografien wieder in die Hüllen zurück und musterte mich forschend. «Machen Sie sich keine unnützen Gedanken.»

«Das tue ich nicht. Aber es ist ein gottverdammtes Elend! Millionen Menschen sind gesund! Warum dieser eine nicht?»

Jaffé schwieg eine Weile.

«Darauf kann niemand eine Antwort geben», sagte er dann.

«Ja», erwiderte ich, plötzlich furchtbar erbittert und ganz taub vor Wut, «darauf kann niemand eine Antwort geben! Natürlich nicht! Auf das Elend und das Sterben kann niemand eine Antwort geben! Verflucht! Nicht einmal tun kann man etwas dagegen!»

Jaffé sah mich lange an. «Entschuldigen Sie», sagte ich. «Aber ich kann mir nichts vormachen. Das ist das Verfluchte.»

Er sah mich immer noch an. «Haben Sie etwas Zeit?» fragte er.

«Ja», sagte ich. «Genug.»

Er stand auf. «Ich muß jetzt meine Abendvisite machen. Ich möchte, daß Sie mitkommen. Die Schwester wird Ihnen einen weißen Mantel geben. Für die Patienten gelten Sie dann als mein Assistent.»

Ich wußte nicht, was er wollte; aber ich nahm den Mantel, den die Schwester mir hinhielt.

Wir gingen die langen Korridore entlang. Durch die breiten Fenster fiel rosig der Schein des Abends. Es war ein weiches, gedämpftes, ganz unwirklich schwebendes Licht. Ein paar Fenster standen offen. Der Geruch von blühenden Linden wehte herein.

Jaffé öffnete eine Tür. Stickiger, fauler Geruch schlug uns entgegen. Eine Frau mit wunderbarem Haar in der Farbe von altem Gold, auf dem das Licht in hellen Reflexen schimmerte, hob matt die Hand. Die Stirn war edel und schmal an den Schläfen. Unter den Augen aber begann ein Verband. Er reichte bis zum Munde. Jaffé löste ihn vorsichtig. Ich sah, daß die Frau keine Nase mehr hatte. Sie hatte an ihrer Stelle eine krustige, schmierige rote Wunde mit zwei Löchern darin. Jaffé legte den Verband wieder darüber.

«Gut», sagte er freundlich und wendete sich zum Gehen.

Er schloß die Tür hinter sich. Ich blieb einen Augenblick draußen stehen und sah in das weiche Licht des Abends.

«Kommen Sie!» sagte Jaffé und ging mir voran in das nächste Zimmer. Das heiße Rasseln und Keuchen eines schwer Fiebernden drang uns entgegen. Es war ein Mann mit bleifarbenem Gesicht, in dem sonderbar grelle rote Flecken standen. Der Mund war aufgerissen, die Augen quollen hervor, und die Hände fuhren ruhelos auf der Decke hin und her. Der Mann war bewußtlos. Die Fiebertafel zeigte durchgehend vierzig Grad. Eine Schwester saß am Bett und las. Sie legte das Buch weg und stand auf, als Jaffé hereintrat. Er blickte auf die Tafel und schüttelte den Kopf. «Doppelte Lungenentzündung und Rippenfellentzündung. Wehrt sich seit einer Woche wie ein Stier. Rückfall. War schon fast gesund. Zu früh gearbeitet. Frau und vier Kinder. Aussichtslos.» Er horchte die Brust ab und prüfte den Puls. Die Schwester half ihm. Dabei fiel ihr Buch zur Erde. Ich hob es auf und sah, daß es ein Kochbuch war. Der Mann im Bett kratzte unaufhörlich mit den spinnenartigen Händen über die Decke. Es war der einzige Laut im Zimmer. «Bleiben Sie die Nacht hier, Schwester», sagte Jaffé. Wir gingen hinaus. Die rosige Dämmerung draußen war farbiger geworden. Sie erfüllte den Korridor jetzt wie eine Wolke.

«Verdammtes Licht», sagte ich.

«Warum?» fragte Jaffé.

«Es geht nicht zusammen. Das eine und das andere.»

«Doch», sagte Jaffé. «Es geht zusammen.»

Im nächsten Zimmer lag eine röchelnde Frau. Sie war nachmittags mit einer schweren Veronalvergiftung eingeliefert worden. Der Mann war am Tage vorher verunglückt. Er hatte sich die Wirbelsäule gebrochen und war der Frau schreiend bei vollem Bewußtsein ins Haus gebracht worden. Dort war er nachts gestorben.

«Kommt sie durch?» fragte ich.

«Wahrscheinlich.»

«Wozu?»

«Ich hatte in den letzten Jahren fünf ähnliche Fälle», sagte Jaffé. «Nur eine hat zum zweitenmal versucht, ein Ende zu machen. Mit Gas. Sie ist gestorben. Von den andern sind zwei wieder verheiratet.»

Im nächsten Zimmer lag ein Mann, der seit zwölf Jahren gelähmt war. Er hatte eine wächserne Haut, einen dünnen schwarzen Bart und sehr große, stille Augen. «Wie geht es?» fragte Jaffé.

Der Mann machte eine unbestimmte Bewegung. Dann zeigte er auf das Fenster. «Sehen Sie den Himmel! Es wird Regen geben, ich spüre es.» Er lächelte. «Man schläft besser, wenn es regnet.» Vor ihm auf der Bettdecke stand ein ledernes Schachspiel mit feststeckbaren Figuren. Ein Haufen Zeitungen und ein paar Bücher lagen daneben.

Wir gingen weiter. Ich sah eine junge Frau mit entsetzten Augen und blauen Lippen, vollkommen zerrissen von einer schweren Geburt — ein verkrüppeltes Kind mit verdrehten, schwachen Beinen und einem Wasserkopf — einen Mann ohne Magen — eine eulenhafte Greisin, die weinte, weil ihre Angehörigen sich nicht um sie kümmerten; sie starb ihnen zu langsam — eine Blinde, die glaubte, daß sie wieder sehen würde — syphilitisches Kind mit blutigem Ausschlag, und den Vater, der an seinem Bette saß — eine Frau, der am Morgen die zweite Brust abgenommen worden war — eine andere, krumm gezogen von Gelenkrheumatismus — eine dritte, der die Eierstöcke herausgeschnitten waren — einen Arbeiter mit zerquetschten Nieren — Zimmer um Zimmer ging es weiter, Zimmer um Zimmer war es dasselbe — stöhnende, verkrampfte Körper, regungslose, fast erloschene Gestalten, ein Knäuel, eine endlos scheinende Reihe von Jammer, Angst, Ergebung, Schmerz, Verzweiflung, Hoffnung, Not —; und jedesmal, wenn eine Tür sich geschlossen hatte, stand auf dem Korridor dann plötzlich wieder das rosige Licht des unirdischen Abends, immer wieder nach dem Grauen der Zimmerzellen diese zärtliche Wolke aus weichem graugoldenem Glanz, von der man nicht sagen konnte, ob sie wie ein fürchterlicher Hohn wirkte oder wie ein übermenschlicher Trost. Vor dem Eingang zum Operationssaal blieb Jaffé stehen. Scharfes Licht drang durch die Mattglasscheiben der Tür. Zwei Krankenschwestern fuhren einen flachen Wagen herein. Eine Frau lag darauf. Ich begegnete ihrem Blick. Sie sah mich gar nicht an. Sie sah irgendwohin, in eine unbestimmte Ferne. Aber ich zuckte zusammen vor diesen Augen, so viel Tapferkeit und Fassung und Ruhe war darin.

Jaffés Gesicht war plötzlich müde. «Ich weiß nicht, ob es richtig war», sagte er, «aber es hätte keinen Zweck gehabt, Sie mit Worten zu beruhigen. Sie hätten mir nicht geglaubt. Sie haben jetzt gesehen, daß viele dieser Menschen schlimmer krank sind als Pat Hollmann. Manche von ihnen haben nichts mehr als ihre Hoffnung. Aber die meisten kommen durch. Werden wieder gesund. Das wollte ich Ihnen zeigen.»

Ich nickte. «Es war richtig», sagte ich.

«Vor neun Jahren starb meine Frau. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt. Nie krank gewesen. Grippe.» Er schwieg einen Augenblick. «Sie verstehen, weshalb ich Ihnen das sage?»

Ich nickte wieder.

«Man kann nichts voraus wissen. Der Todkranke kann den Gesunden überleben. Das Leben ist eine sonderbare Angelegenheit.» Sein Gesicht war jetzt sehr faltig. Eine Schwester kam und flüsterte ihm etwas zu. Er reckte sich auf und nickte zum Operationssaal hinüber.

«Ich muß jetzt da hinein. Zeigen Sie Pat nicht, wenn Sie Sorge haben. Das ist das wichtigste. Können Sie das?»

«Ja», sagte ich.

Er gab mir die Hand und ging rasch mit der Schwester durch die Glastür in den kalkweiß erleuchteten Saal.

Ich stieg langsam die vielen Treppen hinunter. Je tiefer ich kam, desto dunkler wurde es, und im ersten Stock brannte schon das elektrische Licht. Als ich dann auf die Straße trat, sah ich, wie vom Horizont her noch einmal die rosafarbene Dämmerung wie unter einem tiefen Atemzug aufwehte. Gleich darauf erlosch sie und wurde grau.

Ich blieb eine Zeitlang im Wagen sitzen und starrte vor mich hin. Dann nahm ich mich zusammen und fuhr zurück zur Werkstatt. Köster wartete auf mich vor dem Tor. Ich fuhr den Wagen in den Hof und stieg aus. «Wußtest du es schon?» fragte ich.

«Ja», erwiderte er. «Aber Jaffé wollte es dir selber sagen.»

Ich nickte.

Köster sah mich an.

«Otto», sagte ich, «ich bin kein Kind und weiß, daß noch nichts verloren ist. Aber es wird mir vielleicht doch schwer werden, mich heute abend nicht zu verraten, wenn ich mit Pat allein bleibe. Morgen geht es. Dann bin ich durch. Wollen wir heute alle zusammen irgendwohin gehen?»

«Selbstverständlich, Robby. Ich habe schon daran gedacht und Gottfried Bescheid gesagt.»

«Dann gib mir Karl noch einmal. Ich fahre nach Hause und hole erst Pat ab, und dann, in einer Stunde, euch.»

«Gut.»

Ich fuhr los. In der Nikolaistraße fiel mir ein, daß ich den Hund vergessen hatte. Ich drehte um und fuhr zurück, um ihn zu holen. Der Laden war nicht beleuchtet, aber die Tür offen. Anton saß hinten im Laden auf einem Feldbett. Er hatte eine Flasche in der Hand. «Angeschissen hat Gustav mich», sagte er und stank wie eine ganze Schnapsbrennerei.

Der Terrier sprang mir entgegen, beschnupperte mich und leckte mir die Hand. Seine Augen schimmerten grün im schrägen Schein, der von der Straße hereinfiel. Anton stand auf. Er schwankte und weinte plötzlich. «Mein Hünd-

chen, jetzt gehst du auch weg — alles geht weg — Thilde tot — Minna weg — sagen Sie mal, wozu lebt unsereins eigentlich?»

Das hatte mir noch gefehlt! Die kleine, trostlose, elektrische Birne, die er jetzt anknipste, das leise Rascheln der Schildkröten und der Vögel, und der kleine, gedunsene Mann in diesem Laden. «Die Dicken, die wissen ja — aber sagen Sie mal, wozu lebt unsereins überhaupt? Wozu leben wir Jammerpinscher, Herr?» Der Affe stieß einen Klagelaut aus und sprang wie ein Rasender auf seiner Stange hin und her. Sein Schatten sprang groß auf der Wand mit. «Koko», schluchzte der kleine Mann, der allein in der Dunkelheit gegessen und getrunken hatte, «mein Einziger, komm!» Er hielt ihm die Flasche hin. Der Affe griff danach.

«Sie machen das Tier kaputt, wenn Sie ihm zu saufen geben», sagte ich.

«Wenschon», lallte er. «Paar Jahre länger an der Kette oder nicht — ist doch alles egal — alles egal — Herr...»

Ich nahm den Hund, der sich warm an mich drängte, und ging. Geschmeidig, mit langen, weichen Bewegungen, lief er neben mir her zum Wagen.

Ich fuhr nach Hause und ging vorsichtig, den Hund an der Leine, hinauf. Auf dem Korridor blieb ich stehen und schaute in den Spiegel. Mein Gesicht war wie sonst. Ich klopfte an Pats Tür, öffnete sie ein wenig und ließ den Hund hinein.

Ich blieb draußen stehen, hielt die Leine fest und wartete. Aber statt Pats Stimme hörte ich unvermutet den Baß Frau Zalewskis. «Gott im Himmel.»

Aufatmend sah ich hinein. Ich hatte nur Angst vor der ersten Minute mit Pat allein gehabt. Jetzt war alles leicht. Frau Zalewski war ein Prellbock, auf den man sich verlassen konnte. Sie thronte majestätisch am Tisch, eine Tasse Kaffee neben sich und ein Spiel Karten in mystischer Ordnung vor sich ausgebreitet. Pat hockte mit glänzenden Augen an ihrer Seite und ließ sich die Zukunft weissagen. «Guten Abend», sagte ich, plötzlich sehr froh.

«Da kommt er», erklärte Frau Zalewski würdig. «Über den kurzen Weg in der Abendstunde, neben sich einen schwarzen Herrn auf der Spitze des Hauses.»

Der Hund riß sich los und schoß bellend zwischen meinen Beinen hindurch ins Zimmer.

«Mein Gott!» rief Pat. «Das ist ja ein Irischer Terrier!»

«Alle Achtung!» sagte ich. «Vor ein paar Stunden habe ich das noch nicht gewußt.»

Sie beugte sich hinunter, und der Hund sprang stürmisch an ihr hoch.

«Wie heißt er denn, Robby?»

«Keine Ahnung. Wahrscheinlich Kognak oder Whisky oder so, nach seinem letzten Besitzer.»

«Gehört er uns?»

«Soweit ein lebendiges Wesen einem andern gehören kann, ja.»

Sie war ganz atemlos vor Freude.

«Wir werden ihn Billy nennen, Robby! Meine Mutter hatte einen als Mädchen. Sie hat mir oft davon erzählt. Er hieß auch Billy!»

«Dann habe ich es ja gut getroffen», sagte ich.

«Ist er stubenrein?» fragte Frau Zalewski.

«Er hat einen Stammbaum wie ein Fürst», erwiderte ich. «Und Fürsten sind stubenrein.»

«Wenn sie klein sind, nicht. Wie alt ist er denn?»

«Acht Monate. Das ist soviel wie beim Menschen sechzehn Jahre.»

«Er sieht nicht stubenrein aus», erklärte Frau Zalewski.

«Er muß mal gewaschen werden, das ist alles.»

Pat stand auf und legte ihren Arm um Frau Zalewskis Schultern. Ich sah ihr perplex zu.

«Ich habe mir immer schon einen Hund gewünscht», sagte sie. «Wir können ihn doch behalten, nicht wahr? Sie haben doch nichts dagegen?»

Mutter Zalewski wurde zum erstenmal, seit ich sie kannte, verlegen.

«Na also — meinetwegen», erwiderte sie. «Es stand ja auch in den Karten. Eine Überraschung über einen Herrn ins Haus.»

«Stand auch drin, daß wir heute abend ausgehen?» fragte ich.

Pat lachte. «Soweit waren wir noch nicht, Robby. Wir waren erst bei dir.»

Frau Zalewski erhob sich und raffte ihre Karten zusammen. «Man kann dran glauben, man kann nicht dran glauben, und man kann verkehrt dran glauben, wie Zalewski. Dem stand Pik Neun als Unheilsbote immer über dem flüssigen Element. Er meinte deshalb, er müßte sich vor dem Wasser in acht nehmen. Aber es war der Schnaps und das Pilsener Bier.»

«Pat», sagte ich, als sie fort war, und nahm sie fest in die Arme, «es ist wunderbar, nach Hause zu kommen und dich hier zu finden. Es ist immer wieder eine Überraschung für mich. Wenn ich das letzte Stück der Treppe emporsteige und die Tür aufschließe, habe ich stets Herzklopfen, daß es nicht wahr sein könnte.»

Sie blickte mich lächelnd an. Sie antwortete fast nie, wenn ich ihr so etwas sagte. Ich hätte es mir auch nicht vorstellen können und es schlecht ertragen, wenn sie mir vielleicht etwas Ähnliches erwidert hätte — ich fand, daß eine Frau einem Mann nicht sagen sollte, daß sie ihn liebte. Sie bekam nur strahlende, glückliche Augen, und damit sagte sie mehr als mit noch so vielen Worten.

Ich hielt sie lange fest, ich spürte die Wärme ihrer Haut und den leichten Duft ihres Haares — ich hielt sie fest, und es war nichts mehr da außer ihr, die Dunkelheit wich zurück, sie war da, sie lebte, sie atmete, und nichts war verloren.

«Gehen wir wirklich fort, Robby?» fragte sie dicht an meinem Gesicht. «Alle zusammen sogar», erwiderte ich, «Köster und Lenz auch. Karl steht schon vor der Tür.»

«Und Billy?»

«Billy kommt natürlich mit. Was sollen wir sonst mit dem Rest des Abendessens machen! Oder hast du schon gegessen?»

«Nein, noch nicht. Ich habe auf dich gewartet.»

«Du sollst aber nicht auf mich warten. Nie. Es ist schrecklich, *auf* etwas zu warten.»

Sie schüttelte den Kopf. «Das verstehst du nicht, Robby. Es ist nur schrecklich, nichts zu haben, auf das man warten kann.»

Sie knipste das Licht vor dem Spiegel an. «Jetzt muß ich aber anfangen, mich umzuziehen, sonst werde ich nicht fertig. Ziehst du dich auch um?»

«Später», sagte ich, «ich bin ja rasch fertig. Laß mich noch etwas hierbleiben.»

Ich rief den Hund zu mir und setzte mich in den Sessel neben das Fenster. Ich liebte es, so still dazusitzen und Pat zuzusehen, während sie sich anzog. Nie empfand ich das Geheimnis des ewig Fremden der Frau mehr als bei diesem leisen Hin- und Hergehen vor dem Spiegel, diesem nachdenklichen Prüfen, diesem ganz In-sich-Versinken, diesem Zurückgleiten in den unbewußten Spürsinn des Geschlechtes. Ich konnte mir nicht gut denken, daß eine Frau sich schwatzend und lachend ankleidete — und wenn sie es tat, dann fehlte ihr das Geheimnis und der undeutbare Zauber des immer wieder Entfliehenden. Ich liebte bei Pat ihre weichen und doch geschmeidigen Bewegungen vor dem Spiegel; es war wunderbar anzusehen, wie sie nach ihrem Haar griff oder einen Augenbrauenstift behutsam und vorsichtig wie einen Pfeil an die Schläfen führte. Sie hatte dann etwas von einem Reh und von einem schmalen Panther und auch etwas von einer Amazone vor dem Kampf. Sie vergaß alles um sich her, ihr Gesicht war ernst und gesammelt, sie hielt es aufmerksam und ruhig ihrem Spiegelbild entgegen, und während sie sich ihm ganz dicht zuneigte, schien es, als wäre es gar kein Spiegelbild mehr, als sähen sich dort aus der Dämmerung der Wirklichkeit und der Jahrtausende zwei Frauen mit uraltem, wissendem Blick kühn und prüfend in die Augen.

Der frische Hauch des Abends wehte vom Friedhof durch das offene Fenster ins Zimmer. Ich saß still da, ich hatte nichts vergessen vom Nachmittag, ich wußte alles noch genau — aber wenn ich zu Pat hinübersah, dann spürte ich, wie die dumpfe Traurigkeit, die wie ein Stein in mir heruntergesunken war, immer wieder überspült wurde von einer wilden Hoffnung, wie sie sich wandelte und sich seltsam damit vermischte, wie eines zum andern wurde, die Traurigkeit, die Hoffnung, der Wind, der Abend und das schöne Mädchen zwischen den beglänzten Spiegeln und Leuchtern, ja, ich hatte einen Augenblick lang plötzlich das sonderbare Empfinden, als ob erst das wirklich und in einem sehr tiefen Sinne das Leben sei und vielleicht sogar das Glück: Liebe mit so viel Schwermut, Furcht und schweigendem Wissen.

Dom *m* – собор

Dobermannpinscherverein *m* – общество владельцев собак породы доберман-пинчер

Spekulieren – здесь: выяснить как обстоят дела, разузнать

Pensum 18

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Eine gute Kasse haben (te, t), den Kopf zerbrechen, von Dat. Ahnung haben, etwas erleben, j-n überleben, sich zusammennemen, Akk. verraten, Bescheid sagen (te, t).

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Bieten Sie Ihren Studienkollegen 5 Sätze zur Übersetzung an! Gebrauchen Sie dabei Lexik aus der Aufgabe 1IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Woher hat Gottfried Blumen, die er in großen Mengen Pat schenkte? Imponiert Ihnen Gottfrieds Prinzip „Blumen niemals zu kaufen“?

2. Wie wollte Robert seiner Geliebten etwas Unterhaltung verschaffen, damit sie nicht so viel allein war? Wie nahm Patrice das Geschenk auf? Ist man mit einem Hund nie allein?

3. Wie stand es mit Pats Gesundheit? Hatte sie auf Urlaub nur eine vorübergehende Blutung? Warum wollte Prof. Jaffe, dass Robert ihn bei seiner Abendvisite im Krankenhaus begleitete? Warum bat er Robert, seine Sorgen Patrice nicht zu zeigen? Auf welche Weise versuchte er Robert zu trösten? Wie würden Sie als Arzt handeln?

4. Warum war es immer eine Überraschung für Robert, nach Hause zu kommen und Pat zu treffen? Warum schien ihm dann das Leben „voll und süß“ zu sein?

5. Wie malen Sie sich Prof. Jaffe nach seinen Worten aus: „Man kann nichts voraus wissen. Der Todkranke kann den Gesunden überleben. Das Leben ist eine sonderbare Angelegenheit.“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Blumen für Patrice Hollmann.
2. Gustav, ein gesegneter Mensch.
3. Robert als „Assistent“ Prof. Jaffes bei seiner Abendvisite im Dorotheenkrankenhaus.

4. Roberts Geschenk für Pat;
5. Pats Vorbereitung zum Ausgehen.

Kapitel XIX

Ich stand am Parkplatz und wartete. Gustav kam mit seinem Wagen heran und stellte sich hinter mir auf. «Was macht der Köster, Robert?» fragte er.

«Dem geht's großartig», sagte ich.

«Und dir?»

Ich winkte mißmutig ab. «Mir würde es auch großartig gehen, wenn ich mehr verdiente. Stell dir vor, zwei ganze Fünzigpfennigfuhren heute.»

Er nickte. «Es wird immer schlechter. Alles wird immer schlechter. Was das bloß noch geben soll!»

«Dabei müßte ich so notwendig Geld verdienen!» sagte ich. «Gerade jetzt! Viel Geld.»

Gustav kratzte sich am Kinn. «Viel Geld!» Dann sah er mich an. «Reell ist nirgendwo viel Moos zu holen, Robert. Nur durch Spekulationen. Wie wäre es mit dem Toto? Heute sind Rennen. Ich weiß da einen erstklassigen Laden. Habe neulich achtundzwanzigfaches Geld gemacht auf Aida.»

«Was, ist mir egal. Hauptsache ist, daß eine Chance da ist.»

«Hast du schon mal getippt?»

«Nein.»

«Dann hast du die Kinderhand! Damit ist was zu machen.» Er sah nach der Uhr. «Wollen wir los? Schaffen's grade noch.»

«Gut!» Seit der Sache mit dem Hund hatte ich starkes Vertrauen zu Gustav.

Das Wettbüro war ein ziemlich großer Raum. Rechts war ein Zigarrenladen abgeteilt, links befand sich der Totalisator.

Das Schaufenster hing voll von grünen und rosafarbenen Sportzeitungen und mit der Schreibmaschine getippten Rennanzeigen. An einer Wand lief ein Pult mit ein paar Schreibaufsätzen entlang. Dahinter waren drei Männer in wilder Bewegung. Einer schrie am Telefon herum, ein anderer rannte mit Zetteln in den Händen hin und her, und der dritte stand, eine Melone weit auf den Hinterkopf geschoben, eine dicke, schwarze, zerkaute Brasil zwischen den Zähnen rollend, ohne Rock, mit aufgekrempten Hemdsärmeln hinter einem der Pulte und notierte die Einsätze. Sein Hemd war von intensivstem Violett.

Zu meinem Erstaunen herrschte mächtiger Betrieb. Es waren fast nur kleine Leute da, Handwerker, Arbeiter, kleine Beamte, ein paar Huren und Zuhälter. Gleich an der Tür hielt uns ein Mann mit schmutzigen grauen Gamaschen, grauer Melone und abgerissenem grauem Gehrock fest. «Von Bieling, Tips, die Herren? Todsicher!»

«Auf dem Mond», erwiderte Gustav, der in dem Laden plötzlich ein ganz anderes Gesicht bekam.

«Nur fünfzig Pfennig», drängte Bieling. «Kenne die Trainer persönlich. Von früher», setzte er auf einen Blick von mir hinzu.

Gustav studierte bereits die Rennlisten. «Wann kommt Auteuil 'raus?» rief er zur Theke hinüber.

«Fünf Uhr», quakte der Gehilfe.

«Philomene, bombiges Luder», brummte Gustav. «Staatsgaul bei tiefem Geläuf.» Er schwitzte bereits vor Aufregung. «Was ist das nächste?» fragte er.

«Hoppegarten», sagte jemand neben ihm.

Gustav studierte wieder. «Wir setzen als Anfang jeder zwei Eier auf Tristan, Sieg», erklärte er mir.

«Hast du denn eine Ahnung davon?» fragte ich.

«Ahnung? Ich kenne jeden Pferdehuf.»

«Und dann setzen Sie auf Tristan?» sagte jemand neben uns. «Fleißiges Lieschen, Mann, die einzige Chance! Ich kenne Johnny Burns persönlich.»

«Und ich», gab Gustav zurück, «bin der Besitzer des Stalles Fleißiges Lieschen selber. Ich weiß es noch besser.»

Er rief unsere Sätze dem Mann am Pult zu. Wir erhielten einen Zettel und setzten uns vorn in das Lokal, wo ein paar Tische und Stühle standen. Neben uns schwirrten alle möglichen Namen durch die Luft. Ein paar Arbeiter diskutierten über Rennpferde in Nizza, zwei Postschaffner studierten den Wetterbericht aus Paris, und ein Kutscher renommierte mit seinen Zeiten als Trabrennfahrer. Nur ein dicker Mann mit hochstehenden Haaren saß teilnahmslos an seinem Tisch und aß ein Brötchen nach dem andern. Zwei andere lehnten an der Wand und sahen gierig zu. Sie hatten jeder ein Ticket in den Händen, aber ihre Gesichter waren so eingefallen, als hätten sie seit Tagen nichts gegessen.

Das Telefon schrillte. Alles spitzte die Ohren. Der Gehilfe rief die Namen aus. Von Tristan war weit und breit nichts zu hören. «Verdammt», sagte Gustav und lief rot an, «Salomon hat's gemacht. Wer hätte das gedacht, Sie etwa?» fragte er ärgerlich das Fleißige Lieschen. «Sie waren auch unter: ferner liefern...»

Von Bieling erschien zwischen uns. «Meine Herrschaften, hätten Sie auf mich gehört — Salomon hätte ich Ihnen gesagt! Nur Salomon! Wollen Sie zum nächsten Rennen?»

Gustav hörte gar nicht hin. Er hatte sich beruhigt und war mit dem Fleißigen Lieschen in ein Fachgespräch verwickelt.

«Verstehen Sie was von Pferden?» fragte Bieling mich.

«Nichts», sagte ich.

«Dann setzen Sie! Setzen Sie! Aber nur heute», fügte er flüsternd hinzu, «und nie wieder. Hören Sie auf mich. Setzen Sie — es ist ganz egal — König Lear oder Silbermotte — vielleicht auch L'heure bleue. Ich will nichts verdienen. Geben Sie mir nur etwas, wenn Sie gewinnen.» Er zitterte mit dem Kinn

vor Spielleidenschaft. Ich kannte die Regel vom Poker her: Anfänger gewannen oft. «Schön», sagte ich, «worauf?»

«Was Sie wollen — was Sie wollen...»

«L'heure bleue klingt nicht häßlich», sagte ich, «also zehn Mark auf L'heure bleue.»

«Bist du verrückt?» fragte Gustav.

«Nein», sagte ich.

«Zehn Eier auf diesen Kracher, aus dem sie schon längst Wurst hätten machen müssen?»

Das Fleißige Lieschen, das eben Gustav noch einen Abdecker genannt hatte, stimmte mit vollen Backen ein. «So was! Laeure blaue setzt der! Das ist eine Kuh und kein Pferd, Herr! Maientraum vernascht den auf zwei Beinen, wie er will! Sieg?»

Bieling sah mich beschwörend an und machte mir Zeichen.

«Sieg», sagte ich.

«Laß dir begraben», grunzte das Fleißige Lieschen verächtlich.

«Mensch!» Auch Gustav sah mich an, als ob ich mich in einen Hottentoten verwandelt hätte. «Gipsy II, das weiß doch ein Säugling im Mutterleib schon.»

«Ich bleibe bei meiner L'heure bleue», erklärte ich. Es wäre gegen alle geheimen Glücksrittergesetze gewesen, jetzt noch zu wechseln.

Der Mann mit dem lila Hemd übergab mir meinen Zettel. Gustav und das Fleißige Lieschen betrachteten mich, als hätte ich die Beulenpest. Sie rückten sichtbar von mir ab und drängten zum Pult, um dort mit gegenseitigem Hohngelächter, in dem aber doch der Respekt der Fachleute voreinander steckte, Gipsy II und Maientraum zu tippen.

In diesem Augenblick kippte jemand um. Es war einer der mageren Leute, die vorn neben den Tischen gestanden hatten. Er rutschte an der Wand entlang und schlug hart auf die Erde. Die beiden Postschaffner hoben ihn auf und packten ihn auf einen Stuhl. Sein Gesicht war grauweiß. Der Mund stand offen.

«Jotte doch!» sagte eine der Huren, eine volle schwarze Person mit glattem Haar und niedriger Stirn, «hol mal einer 'n Becher Wasser.»

Ich wunderte mich, wie wenige Leute sich um den Ohnmächtigen kümmerten. Die meisten sahen nur flüchtig hin, dann wandten sie sich wieder den Wetten zu. «Kommt alle Augenblicke vor», sagte Gustav. «Arbeitslose. Verwerten jeden Pfennig. Lauern immer auf das ganz große Geld, tausend zu zehn.»

Der Kutscher kam aus der Zigarrenabteilung mit einem Glas Wasser. Die schwarze Hure tauchte ihr Taschentuch hinein und wischte dem Mann damit über die Stirn und die Schläfen. Er seufzte und öffnete plötzlich die Augen. Es hatte etwas Unheimliches, wie sie auf einmal lautlos wieder da waren in dem ganz erloschenen Gesicht — so, als blickte neugierig und kalt ein anderes, unbekanntes Wesen durch die Schlitzlöcher einer starren, grauweißen Maske.

Das Mädchen nahm das Glas Wasser und gab dem Mann zu trinken. Es hielt ihn dabei wie ein Kind im Arm. Dann langte sie dem teilnahmslosen Esser mit den hochstehenden Haaren ein Brötchen vom Tisch. «Komm,iß mal — aber langsam, langsam — beiß mir nicht den Finger ab —; so, und nun trink wieder...»

Der Mann am Tisch schielte seinem Brötchen nach, sagte aber nichts. Der andere bekam langsam wieder Farbe. Er aß noch eine Weile, dann taumelte er hoch. Das Mädchen stützte ihn bis zur Tür. Dann warf sie rasch einen Blick zurück und knipste ihre Handtasche auf. «Da, nun hau ab und friß lieber, statt zu wetten.»

Einer der Zuhälter, der ihr die ganze Zeit den Rücken gekehrt hatte, drehte sich um. Er hatte ein Raubvogelgesicht mit abstehenden Ohren und trug Lackschuhe und eine Sportmütze.

«Was hast du ihm gegeben?» fragte er.

«Groschen.»

Er stieß sie mit dem Ellbogen vor die Brust. «Wird schon mehr gewesen sein! Nächstens fragste mich.»

«Mach's halblang, Ede», sagte ein anderer. Die Hure holte ihre Puderdose heraus und malte sich die Lippen. «Ist doch wahr», sagte Ede.

Die Hure erwiderte nichts.

Das Telefon klingelte. Ich beobachtete Ede und paßte nicht auf. «Das nennt die Welt Schwein!» hörte ich plötzlich Gustav schmettern, «Herrschaften, das ist schon mehr als Schwein, das ist eine RiesenmutterSau mit zwanzig Ferkeln!» Er schlug mir auf die Schulter. «Hundertachtzig Eier hast du getrudelt, Mann Gottes! Dein Hottehüh mit dem komischen Namen hat's gemacht!»

«Was, tatsächlich?» fragte ich.

Der Mann mit der zerkauten Brasilzigarre und dem farbenprächtigen Hemd nickte sauer und nahm mir meinen Zettel ab. «Wer hat Ihnen den Tip gegeben?»

«Ich», sagte Bieling eilig mit einem schrecklich demütigen, erwartungsvollen Lächeln und drängte sich mit einer Verbeugung vor. «Ich, wenn Sie gestatten — meine Beziehungen...»

«Na, Mensch...» Der Chef sah ihn gar nicht an und zahlte mir das Geld aus. Einen Augenblick entstand völlige Stille im ganzen Raum. Alles sah zu. Sogar der unentwegte Esser hob den Kopf.

Ich steckte die Scheine ein. «Aufhören!» flüsterte Bieling. «Aufhören!» Er hatte rote Flecke im Gesicht. Ich schob ihm zehn Mark in die Hand. Gustav schmunzelte und boxte mich in die Rippen. «Siehst du, was habe ich dir gesagt! Mußt nur auf Gustav hören, dann scheffelst du Geld!»

Ich vermied es, den ehemaligen Sanitätsgefreiten an Gipsy II zu erinnern. Es fiel ihm gleich darauf auch wohl selber ein. «Wollen losgehen», sagte er, «ist heute kein richtiger Tag für Künstler.»

An der Tür zupfte mich jemand am Ärmel. Es war das Fleißige Lieschen. «Was würden Sie beim Maslowski-Gedächtnisrennen tippen?» fragte er mit gierigem Respekt.

«Nur o Tannenbaum», sagte ich und ging mit Gustav in die nächste Kneipe, um auf die Gesundheit von L'heure bleue ein Glas zu trinken.

Eine Stunde später hatte ich dreißig Mark wieder verloren. Ich hatte es doch nicht lassen können. Aber dann hörte ich auf. Bieling steckte mir beim Fortgehen einen Zettel zu. «Wenn Sie mal irgendwas brauchen! Oder Ihre Bekannten.

Ich habe die Vertretung.» Es war eine Reklame für Heimkinos. «Ich vermittele auch den Verkauf getragener Garderobe», rief er mir noch nach. «Barzahlung!»

Um sieben Uhr fuhr ich in die Werkstatt zurück. Karl stand auf dem Hof und rührte. «Gut, daß du kommst, Robby», rief Köster, «wir wollen gerade 'raus und ihn ausprobieren! Steig ein.»

Die ganze Firma stand erwartungsvoll bereit. Otto hatte an Karl einiges verbessert und geändert, weil er in vierzehn Tagen mit ihm zu einem Bergrennen starten wollte. Jetzt sollte die erste Probefahrt erfolgen.

Wir stiegen ein. Jupp saß neben Köster, seine mächtige Rennbrille vor dem Gesicht. Ihm wäre das Herz gebrochen, wenn er nicht mitgekonnt hätte. Lenz und ich setzten uns nach hinten.

Karl stob davon. Wir erreichten die lange Ausfallstraße und gingen auf hundertvierzig Kilometer. Lenz und ich bückten uns dicht auf die Lehnen der Vordersitze; es war ein Wind, daß man meinte, der Kopf würde einem weggerissen. Die Pappeln zu beiden Seiten der Straße stürzten vorüber, die Reifen pfften, und der wunderbare Ton des Motors ging uns wie der wilde Schrei der Freiheit durch alle Knochen. Eine Viertelstunde später sahen wir vor uns einen schwarzen Punkt, der rasch größer wurde. Es war ein ziemlich schwerer Wagen, der eine Geschwindigkeit von ungefähr achtzig bis hundert Kilometern hatte. Er lag nicht besonders gut auf der Straße, sondern schwänzelte hin und her. Die Strecke war ziemlich schmal. Köster ging deshalb mit dem Tempo herunter. Als wir auf hundert Meter heran waren und hupen wollten, sahen wir plötzlich auf einem Seitenweg von rechts einen Motorradfahrer herankommen, der gleich darauf hinter einer Hecke vor der Kreuzung verschwand. «Verflucht! Das gibt was!» rief Lenz.

Im selben Augenblick sahen wir den Motorradfahrer auf der Straße auftauchen, zwanzig Meter vor dem Wagen. Er hatte wahrscheinlich dessen Tempo unterschätzt und versuchte deshalb jetzt, im Bogen vorher noch vorbeizukommen. Der Wagen ruckte scharf nach links, um so auszuweichen, aber das Motorrad rutschte jetzt ebenfalls nach links herüber. Der Wagen wurde wieder nach rechts gerissen und streifte mit dem Kotflügel das Motorrad, das herumflog. Der Fahrer stürzte vornüber auf die Straße. Der Wagen schleuderte, kam nicht wie-

der in die Bahn, riß den Wegweiser um, knickte eine Laterne ab und prallte mit knatterndem Getöse gegen einen Baum.

Das alles geschah in wenigen Sekunden. Im nächsten Augenblick waren wir mit unserm immer noch hohen Tempo heran, die Reifen knirschten, Köster warf Karl wie ein Pferd zwischen dem Motorradfahrer, dem Rad und dem querstehenden, dampfenden Wagen hindurch, er berührte links fast die Hand des Gestürzten und rechts das Heck des Wagens, dann brüllte der Motor auf, zwang Karl wieder in die Gerade, die Bremsen kreischten, und es wurde still. «Gut gemacht, Otto», sagte Lenz.

Wir liefen zurück und rissen die Türen des Wagens auf. Der Motor lief noch. Köster griff zum Schaltbrett und zerrte den Schlüssel heraus. Das Keuchen der Maschine erstarb, und wir hörten Stöhnen.

Sämtliche Scheiben der schweren Limousine waren zersplittert. Im Halbdunkel des Innern sahen wir das blutüberströmte Gesicht einer Frau. Neben ihr war ein Mann, zwischen Steuerrad und Sitz gequetscht. Wir hoben zuerst die Frau heraus und legten sie auf die Straße. Ihr Gesicht war voller Schnitte, ein paar Splitter steckten noch darin, aber das Blut lief regelmäßig. Schlimmer war der rechte Arm. Der Ärmel der weißen Kostümjacke war hellrot und tropfte stark. Lenz schnitt ihn auf. Ein Schwall Blut floß heraus, dann pulste es weiter. Die Ader war zerschnitten. Lenz drehte sein Taschentuch zu einem Knebel. «Macht den Mann frei, ich werde hier schon fertig», sagte er. «Wir müssen rasch ins nächste Krankenhaus.»

Um den Mann loszubekommen, mußten wir die Sitzlehne abschrauben. Zum Glück hatten wir Werkzeug genug bei uns, und es ging ziemlich schnell. Der Mann blutete ebenfalls und hatte anscheinend ein paar Rippen gebrochen. Als wir ihm heraushalfen, fiel er mit einem Schrei um. Es war auch was mit dem Knie los. Aber wir konnten im Augenblick nichts daran tun.

Köster fuhr Karl rückwärts bis dicht an die Unglücksstelle heran. Die Frau bekam einen Schreikrampf vor Angst, als sie ihn so näher kommen sah, obschon er im Schritt fuhr. Wir legten die Lehne eines der Vordersitze zurück und konnten so den Mann hinlegen. Die Frau setzten wir auf den Hintersitz. Ich stellte mich neben sie auf das Trittbrett, Lenz hielt ebenso von der andern Seite den Mann fest. «Bleib hier und paß auf den Wagen auf, Jupp», sagte Lenz.

«Wo ist eigentlich der Motorradfahrer geblieben?» fragte ich.

«Abgehauen, als wir am Arbeiten waren», erklärte Jupp.

Wir fuhren langsam los. In der Nähe des nächsten Dorfes war ein kleines Sanatorium. Wir hatten es oft im Vorüberfahren gesehen. Es lag weiß und niedrig auf einem Hügel. Soviel wir wußten, war es eine Art Privatirrenanstalt für leichtkranke, reiche Patienten — aber sicher war ein Arzt da und ein Verbandsraum.

Wir fuhren den Hügel hinauf und klingelten. Eine sehr hübsche Schwester kam heraus. Sie wurde blaß, als sie das Blut sah, und lief zurück. Gleich darauf

kam eine zweite, bedeutend ältere. «Bedaure», sagte sie sofort, «wir sind nicht auf Unfälle eingerichtet. Sie müssen zum Virchow-Krankenhaus fahren. Es ist nicht weit.»

«Es ist fast eine Stunde von hier», erwiderte Köster.

Die Schwester sah ihn abweisend an. «Wir sind gar nicht auf so etwas eingerichtet. Es ist auch kein Arzt da...»

«Dann verstoßen Sie gegen das Gesetz», erklärte Lenz. «Privatanstalten Ihrer Art müssen einen ständigen Arzt haben. Würden Sie mir erlauben, einmal Ihr Telefon zu benutzen? Ich möchte mit der Polizeidirektion und der Redaktion des Tageblattes telefonieren.»

Die Schwester wurde unschlüssig. «Ich glaube, Sie können beruhigt sein», sagte Köster kalt. «Ihre Arbeit wird Ihnen sicher gut bezahlt werden. Wir brauchen zunächst eine Tragbahre. Den Arzt werden Sie ja wohl erreichen können.» Sie zögerte immer noch. «Eine Tragbahre», erläuterte Lenz, «gehört ebenfalls laut Gesetz, ebenso wie ausreichendes Verbandsmaterial...»

«Jaja», erwiderte sie hastig, scheinbar niedergeschmettert durch so viel Kenntnisse, «sofort, ich schicke jemand...»

Sie verschwand. «Allerhand», sagte ich.

«Kann dir auch im Städtischen Krankenhaus passieren», antwortete Gottfried gleichmütig. «Erst kommt das Geld, dann die Bürokratie, dann die Hilfe.»

Wir gingen zum Wagen zurück und halfen der Frau heraus. Sie sagte nichts; sie blickte nur auf ihre Hände. Wir brachten sie in einen kleinen Ordinationsraum im Parterre. Dann kam die Tragbahre für den Mann. Wir hoben ihn hinauf. Er stöhnte. «Einen Augenblick...»

Wir sahen ihn an. Er schloß die Augen. «Ich möchte, daß niemand etwas erfährt», sagte er mühsam.

«Sie waren völlig ohne Schuld», erwiderte Köster. «Wir haben den Unfall genau gesehen und sind gern Zeugen für Sie.»

«Das ist es nicht», sagte der Mann. «Ich möchte aus anderen Gründen, daß nichts bekannt wird. Sie verstehen...» Er blickte nach der Tür, durch die die Frau gegangen war.

«Dann sind Sie hier am richtigen Platz», erklärte Lenz. «Es ist ein Privathaus. Das einzige wäre nur noch, daß Ihr Wagen verschwindet, ehe die Polizei ihn sieht.»

Der Mann stützte sich auf. «Würden Sie das für mich noch machen? Eine Reparaturanstalt anrufen? Und geben Sie mir bitte Ihre Adresse! Ich möchte — ich bin Ihnen zu Dank...»

Köster wehrte mit einer Handbewegung ab. «Doch», sagte der Mann, «ich wüßte gern...»

«Ganz einfach», erwiderte Lenz. «Wir haben selbst eine Reparaturwerkstatt und sind Spezialisten für Wagen wie den Ihren. Wir werden ihn gleich mit-

nehmen, wenn Sie einverstanden sind, und ihn wieder in Ordnung bringen. Damit ist Ihnen geholfen und uns gewissermaßen auch.»

«Gern», sagte der Mann. «Wollen Sie meine Adresse — ich komme dann selbst, den Wagen holen. Oder schicke jemand.»

Köster steckte die Visitenkarte in die Tasche, und wir trugen ihn hinein. Der Arzt, ein junger Mann, war inzwischen gekommen. Er hatte das Blut vom Gesicht der Frau abgewaschen, und man sah jetzt die tiefen Schnitte. Die Frau hob sich auf den gesunden Arm und starrte in das blinkende Nickel einer Schale auf dem Verbandstisch. «Oh», sagte sie leise und ließ sich zurückfallen, mit entsetzten Augen.

Wir fuhren zum Dorf und fragten nach einer Werkstatt. Dort liehen wir uns bei einem Schmied eine Abschleppvorrichtung und ein Seil und versprachen dem Mann zwanzig Mark dafür. Doch der war mißtrauisch und wollte den Wagen sehen. Wir nahmen ihn mit und fuhren zurück.

Jupp stand mitten auf der Straße und winkte. Aber wir sahen ohne ihn schon, was los war. Ein alter, hochbordiger Mercedes stand am Straßenrand, und vier Leute waren dabei, den Stutz abzuschleppen.

«Da kommen wir ja gerade noch zurecht», sagte Köster.

«Das sind die Brüder Vogt», erwiderte der Schmied. «Gefährliche Bande. Wohnen drüben. Was die in den Fingern haben, geben sie nicht wieder her.»

«Mal sehen», sagte Köster.

«Ich habe denen da schon alles erklärt, Herr Köster», flüsterte Jupp. «Schmutzkonkurrenz. Wollen den Wagen für ihre eigene Werkstatt haben.»

«Schön, Jupp. Bleibt mal vorläufig hier.»

Köster ging auf den größten der vier zu und sprach ihn an. Er erklärte ihm, daß der Wagen uns gehöre. «Hast du irgend etwas Hartes bei dir?» fragte ich Lenz.

«Nur einen Schlüsselbund, und den brauche ich selber.

Nimm einen kleinen Engländer.»

«Lieber nicht», sagte ich, «das könnte zu schwerer Körperverletzung führen. Schade, daß ich so leichte Schuhe anhabe. Sonst wäre Treten immer noch das beste.»

«Machen Sie mit?» fragte Lenz den Schmied. «Dann sind wir vier gegen vier.»

«Ich werde mich hüten! Damit die mir morgen die Bude einschlagen. Ich bleibe streng neutral.»

«Auch richtig», sagte Gottfried.

«Ich mache mit», erklärte Jupp.

«Untersteh dich!» sagte ich. «Du paßt auf, ob jemand kommt, weiter nichts.»

Der Schmied entfernte sich ein Stück von uns, um seine strenge Neutralität noch deutlicher zu zeigen.

«Quatsch keine Opern!» hörte ich gleich darauf den größten der Brüder Vogt Köster anknarren. «Wer zuerst da ist, mahlt zuerst! Fertig! Und nun schiebt ab!»

Köster erklärte nochmals, daß der Wagen uns gehöre. Er bot Vogt an, ihn in das Sanatorium zu fahren, damit er sich dort erkundigen könne. Der grinste verächtlich. Lenz und ich kamen näher. «Ihr wollt wohl auch ins Krankenhaus, was?» fragte Vogt. Köster antwortete nicht, sondern ging an das Auto heran. Die drei andern Vogts richteten sich auf. Sie standen jetzt dicht zusammen. «Gebt mal das Abschleppseil her», sagte Köster zu uns. «Mensch», erwiderte der älteste Vogt. Er war einen Kopf größer als Köster. «Tut mir leid», sagte Köster, «aber wir werden den Wagen mitnehmen.» Lenz und ich schlenderten noch näher heran, die Hände in den Taschen. Köster bückte sich zu dem Wagen herunter. Im gleichen Moment schleuderte Vogt ihn mit einem Tritt beiseite. Otto hatte damit gerechnet; er hatte in derselben Sekunde das Bein gefaßt und Vogt umgerissen. Dann kam er hoch und schlug dem nächsten der Brüder, der gerade die Stange des Wagenhebers hob, vor den Magen, daß er taumelte und ebenfalls zu Boden ging. Im nächsten Augenblick sprangen Lenz und ich auf die beiden andern zu. Ich bekam sofort einen Schlag ins Gesicht. Es war nicht schlimm, aber meine Nase fing an zu bluten, ich verfehlte den nächsten Schlag, rutsche am fettigen Kinn des andern ab, bekam einen zweiten Hieb gegen das Auge und stürzte so unglücklich, daß mich der Vogt mit dem Magenschlag am Boden zu fassen kriegte. Er drückte mich gegen den Asphalt und umklammerte meinen Hals. Ich spannte die Muskeln an, damit er mich nicht würgen konnte, und versuchte, mich zu krümmen und herumzurollen, um ihn mit den Füßen wegzustoßen oder ihm in den Bauch zu treten. Aber Lenz und sein Vogt waren über meinen Beinen am Ringen, und ich kam nicht frei. Der Atem wurde mir schwer trotz der angespannten Halsmuskeln, weil ich durch die blutende Nase keine Luft bekam. Allmählich wurde alles glasig um mich her, das Gesicht Vogts zitterte vor meinen Augen wie Gallert, und ich spürte schwarze Schatten hinter meinem Schädel. Mit dem letzten Blick sah ich Jupp plötzlich neben mir; — er kniete im Straßengraben, verfolgte ruhig und aufmerksam mein Zucken und schlug, als in einer Sekunde der Stille alles für ihn parat schien, mit einem Hammer gegen Vogts Handgelenk. Beim zweiten Schlag ließ Vogt los und griff vom Boden aus wütend nach Jupp, der einen halben Meter zurückschleuderte und ihm in aller Ruhe einen dritten saftigen Schlag auf die Finger und dann einen auf den Kopf versetzte. Ich kam hoch, rollte mich auf Vogt und begann ihm meinerseits den Hals zuzuschnüren. In diesem Augenblick erscholl ein tierisches Brüllen und dann ein Wimmern: «Loslassen — loslassen!»

Es war der älteste Vogt. Köster hatte ihm einen Arm umgedreht und über den Rücken hochgerissen. Vogt war mit dem Kopf voran zu Boden gegangen, und Köster kniete jetzt auf seinem Rücken und drehte den Arm weiter. Gleichzeitig schob er ihn mit dem Knie näher zum Nacken heran. Vogt heulte, aber

Köster wußte, daß er ihn richtig fertigmachen mußte, wenn wir Ruhe haben wollten. Er renkte ihm mit einem Ruck den Arm aus und ließ ihn erst dann los. Vogt blieb eine Weile am Boden liegen. Ich sah auf. Einer der Brüder stand noch, aber das Schreien seines Bruders hatte ihn förmlich gelähmt.

«Macht euch weg, sonst geht's noch mal los», sagte Köster zu ihm.

Ich schlug meinem Vogt zum Abschied noch einmal den Schädel auf die Straße und ließ dann los. Lenz stand schon neben Köster. Seine Jacke war zerrissen. Er blutete aus dem Mundwinkel. Der Kampf schien unentschieden gewesen zu sein, denn sein Vogt blutete zwar auch, stand aber ebenfalls. Die Niederlage des ältesten Bruders hatte alles entschieden. Keiner wagte noch ein Wort. Sie halfen dem ältesten auf und gingen zu ihrem Wagen. Der Unverletzte kam noch einmal zurück und holte den Wagenheber. Er schielte Köster an, als wäre er der Teufel. Dann rasselte der Mercedes los.

Auf einmal war der Schmied wieder da. «Die haben genug», sagte er. «So was ist denen lange nicht passiert. Der älteste hat schon wegen Totschlag gesessen.»

Niemand antwortete ihm. Köster schüttelte sich plötzlich. «Schweinerei», sagte er. Dann drehte er sich um. «Los!»

«Bin schon da», erwiderte Jupp und rollte den Schleppesel heran.

«Komm mal her», sagte ich. «Ab heute bist du Unteroffizier und darfst mit Zigarrenrauchen anfangen.»

Wir bockten den Wagen auf und befestigten ihn mit dem Drahtseil hinter Karl. «Glaubst du, daß es ihm nicht schadet?» fragte ich Köster. «Karl ist schließlich ein Rennpferd und kein Packesel.»

Er schüttelte den Kopf. «Ist ja nicht weit. Und ebene Straße.» Lenz setzte sich in den Stutz, und wir fuhren langsam los. Ich drückte mein Taschentuch gegen die Nase und schaute über die abendlichen Felder und in die sinkende Sonne. Es war ein ungeheurer, durch nichts zu erschütternder Friede darin, und man spürte, daß es der Natur völlig gleichgültig war, was dieses böartige Ameisengewimmel, Menschheit genannt, auf der Welt trieb. Es war viel wichtiger, daß die Wolken jetzt allmählich zu goldenen Gebirgen wurden, daß die violettfarbenen Schatten der Dämmerung lautlos vom Horizont heranwehten, daß die Lerchen aus der grenzenlosen Weite des Himmels heimkehrten in ihre Ackerfurchen und daß es langsam Nacht wurde.

Wir fuhren auf unsern Hof ein. Lenz kletterte aus dem Stutz und nahm feierlich den Hut vor ihm ab. «Sei gegrüßt, Gesegneter! Du kommst aus traurigem Anlaß hierher, aber uns wirst du, mit liebevollem Auge oberflächlich geschätzt, etwa drei- bis dreieinhalbtausend Mark einbringen. Und jetzt gebt mir ein großes Glas Kirschwasser und ein Stück Seife — ich muß die Familie Vogt loswerden!»

Wir tranken alle ein Glas, dann gingen wir sofort daran, den Stutz möglichst weit auseinanderzunehmen. Es genügte nämlich nicht immer, daß der Be-

sitzer allein den Auftrag zur Reparatur gab; — oft kam nachträglich noch die Versicherungsgesellschaft um den Wagen anderswohin, in eine ihrer Vertragswerkstätten, zu geben. Je weiter wir deshalb kamen, um so besser war es. Die Kosten für die Neumontage waren dann schon so hoch, daß es billiger war, den Wagen bei uns zu lassen. Es war dunkel, als wir aufhörten. «Fährst du heute abend noch Taxi?» fragte ich Lenz.

«Ausgeschlossen», erwiderte Gottfried. «Man soll das Geldverdienen auf keinen Fall übertreiben. Der Stutz genügt mir.»

«Mir nicht», sagte ich. «Wenn du nicht fährst, werde ich von elf bis zwei die Nachtlokale abgrasen.»

«Laß das lieber», schmunzelte Gottfried. «Sieh statt dessen mal in den Spiegel. Du hast in letzter Zeit Pech mit deiner Nase. Mit der Runkelrübe steigt kein Mensch bei dir ein. Geh ruhig nach Hause und leg dir Kompressen drauf.»

Er hatte recht. Es ging wirklich nicht mit meiner Nase. Ich verabschiedete mich deshalb bald und ging nach Hause. Unterwegs traf ich Hasse und ging mit ihm das letzte Stück zusammen. Er sah verstaubt und elend aus. «Sie sind dünner geworden», sagte ich.

Er nickte und erzählte mir, daß er abends nicht mehr richtig aße. Seine Frau sei fast jeden Tag bei den Bekannten, die sie gefunden hätte, und käme immer erst spät nach Hause. Er sei froh, daß sie Unterhaltung habe, aber abends hätte er keine Lust, sich allein etwas zu essen zu machen. Er hätte auch nicht viel Hunger; er sei viel zu müde dazu.

Ich sah ihn von der Seite an, während er mit hängenden Schultern neben mir herging. Vielleicht glaubte er wirklich, was er sagte, aber es war doch jammervoll, es mit anzuhören. Es war nur ein bißchen Sicherheit und ein bißchen Geld, woran diese Ehe und dieses sanfte, bescheidene Leben scheiterte. Ich dachte daran, daß es Millionen solcher Menschen gab und daß es immer nur das bißchen Sicherheit und das bißchen Geld war. Das Dasein war in einer entsetzlichen Weise zusammengeschrumpft zu dem armseligen Kampf um die nackte Existenz. Ich dachte an die Prügelei heute nachmittag, ich dachte an das, was ich in den letzten Wochen gesehen hatte, ich dachte an alles, was ich schon gemacht hatte, und dann dachte ich an Pat und hatte plötzlich das Gefühl, daß das nie zusammenkommen könnte. Der Sprung war zu groß, das Leben war zu dreckig geworden für das Glück, es konnte nicht dauern, man glaubte nicht mehr daran, es war eine Atempause, aber kein Hafen.

Wir stiegen die Treppe hinauf und schlossen die Tür auf. Auf dem Vorplatz blieb Hasse stehen. «Also dann auf Wiedersehen...»

«Essen Sie heute mal was», sagte ich.

Er schüttelte den Kopf mit einem schwachen Lächeln, als wollte er um Entschuldigung bitten, und ging in sein leeres dunkles Zimmer. Ich blickte ihm nach. Dann ging ich weiter den Schlauch des Korridors entlang. Plötzlich hörte ich leises Singen. Ich blieb stehen und horchte. Es war nicht Erna Bönigs

Grammophon, wie ich zuerst glaubte; es war die Stimme Pats. Sie war allein in ihrem Zimmer und sang. Ich sah nach der Tür hinüber, hinter der Hasse verschwunden war, ich beugte mich wieder vor und lauschte, und dann preßte ich plötzlich die Hände zusammen — verflucht, mochte es tausendmal nur eine Atempause und kein Hafen sein, mochte es tausendmal zu weit auseinanderliegen, so daß man nicht daran glauben konnte — gerade weil man nicht daran glauben konnte, gerade deshalb war es immer und immer wieder bestürzend neu und überwältigend, das Glück!

Pat hörte mich nicht kommen. Sie saß auf dem Boden vor dem Spiegel und probierte an einem Hut herum, einer kleinen schwarzen Kappe. Neben ihr auf dem Teppich stand die Lampe. Das Zimmer war voll von einer warmen braungoldenen Dämmerung, und nur ihr Gesicht war hell vom Licht bestrahlt. Sie hatte sich einen Stuhl herangerückt, von dem ein bißchen Seide herunterhing. Auf dem Sitz lag eine Schere und blitzte.

Ich blieb ruhig an der Tür stehen und sah zu, wie sie ernsthaft an der Kappe arbeitete. Sie liebte es, auf dem Boden zu sitzen, und ich hatte sie manchmal schon abends eingeschlafen in irgendeiner Zimmerecke auf dem Boden gefunden, neben sich ein Buch und den Hund.

Der Hund lag auch jetzt neben ihr und begann zu knurren. Pat blickte auf und sah mich im Spiegel. Sie lächelte, und mir schien, als ob alles in der Welt heller dadurch würde. Ich ging durch das Zimmer, kniete hinter ihr nieder und legte meinen Mund nach all dem Dreck des Tages auf die warme, weiche Haut des Nackens vor mir.

Sie hob die schwarze Kappe hoch. «Ich habe sie geändert, Liebling. Gefällt sie dir so?»

«Es ist ein ganz herrlicher Hut», sagte ich.

«Aber du siehst ja gar nicht hin! Ich habe hinten den Rand abgeschnitten und ihn vorn hochgeklappt.»

«Ich sehe ihn ganz genau», sagte ich mit dem Gesicht in ihrem Haar, «es ist ein Hut, bei dem die Pariser Schneider vor Neid erbleichen würden, wenn sie ihn sähen.»

«Aber Robby!» Lachend schob sie mich zurück. «Du hast keine Ahnung davon. Siehst du überhaupt manchmal, was ich an habe?»

«Ich sehe jede Kleinigkeit», erklärte ich und hockte mich dicht neben sie auf den Boden, allerdings etwas in den Schatten, wegen meiner Nase.

«So? Was habe ich denn gestern abend angehabt?»

«Gestern?» Ich dachte nach. Ich wußte es tatsächlich nicht.

«Das habe ich erwartet, Liebling! Du weißt ja überhaupt fast gar nichts von mir.»

«Stimmt», sagte ich, «aber das ist gerade das Schöne. Je mehr man voneinander weiß, desto mehr mißversteht man sich. Und je näher man sich kennt,

desto fremder wird man sich. Sieh mal die Familie Hasse an; — die wissen alles voneinander und sind sich mehr zuwider als die fremdesten Menschen.»

Sie setzte die kleine schwarze Kappe auf und probierte sie vor dem Spiegel. «Was du da sagst, stimmt nur halb, Robby.»

«Das ist mit allen Wahrheiten so», erwiderte ich. «Weiter kommen wir nie. Dafür sind wir Menschen. Und wir machen schon genug Unsinn mit unsern halben Wahrheiten. Mit den ganzen könnten wir überhaupt nicht leben.»

Sie setzte den Hut ab und legte ihn fort. Dann drehte sie sich um. Dabei erblickte sie meine Nase. «Was ist denn das?» fragte sie erschrocken.

«Nichts Schlimmes. Es sieht nur so aus. Beim Arbeiten unter dem Wagen ist mir was drauf gefallen.»

Sie sah mich ungläubig an. «Wer weiß, wo du wieder gewesen bist! Du sagst mir ja nie etwas. Ich weiß von dir ebensowenig wie du von mir.»

«Das ist auch besser», sagte ich.

Sie holte eine Schale mit Wasser und ein Tuch und machte mir eine Kompresse. Dann betrachtete sie mich noch einmal. «Es sieht wie ein Schlag aus. Dein Hals ist auch zerkratzt. Du wirst sicher irgendein Abenteuer gehabt haben, Liebling.»

«Mein größtes Abenteuer heute kommt noch», sagte ich.

Sie sah überrascht auf. «So spät noch, Robby? Was hast du denn noch vor?»

«Ich bleibe hier!» erwiderte ich, warf die Kompresse weg und nahm sie in die Arme. «Ich bleibe den ganzen Abend hier mit dir zusammen!»

Viel Moos holen (разг.) – раздобыть, получить много денег

Toto m – сокращенная форма от Totalisator m

Aida – кличка лошади

tippen – здесь: ставить на какую-нибудь лошадь

Dann hast du die Kinderhand – здесь: Тогда у тебя легкая (счастливая) рука

Wir setzen als Anfang jeder zwei Eier (жарг.) – для начала поставим по две марки

Auteuil, Tristan, Salomon – клички лошадей

Fleißiges Lieschen – название конюшни (**Lieschen** – распространенная кличка лошадей), **Johnny Burns** – имя владельца конюшни, **das Fleißige Lieschen** – человек, который посоветовал ставить на лошадь из конюшни “**Fleißiges Lieschen**”

König Lear, L’heuer bleue, Gipsy II – клички лошадей

Lass dir begraben (диал.) = **lass dich begraben** – ты покойник

Das nennt die Welt Schwein! – Вот это удача! Вот это повезло!
(**Schwein haben** – иметь удачу)

Hundertachtzig Eier hast du getrudelt (жарг.) – Ты выиграл (отхватил) 180 марок

Hottehü *n* (детск.) – лошадка

Pensum 19

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Sich an Dat. kratzen (te,t), das Moos, tippen (te,t), j-m etwas übergeben (a,e), auf Akk. zwei Eier setzen (te,t), abhauen (te,t).

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Formen Sie die Aktivsätze in die Passivsätze um.

1. Gleich an der Tür hielt uns ein Mann mit schmutzigen, grauen Gamaschen, grauer Melone und grauem Gehrock fest.

2. Bieling steckte mir beim Fortgehen einen Zettel zu.

3. Köster steckte die Visitenkarte in die Tasche, und wir trugen ihn hinein.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Wozu wollte Robert Lohkamp viel Geld verdienen? Wie wollte er zu Geld kommen

2. Was für Leute kamen zum Pferderennen? Versuchen Sie Ihr Glück im Pferdewettrennen?

3. Auf welche Weise erhielten die drei Kameraden einen neuen Auftrag zur Reparatur eines Wagens?

4. Hatte Patrice Hollmann Recht, Robert zu sagen: „Du weißt ja überhaupt fast gar nichts von mir“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Mächtiger Betrieb bei Pferderennen.

2. Roberts Gewinn bei Pferderennen.

3. Probefahrt mit Karl.

4. Verkehrsunfall.

5. Der neue Auftrag zur Reparatur.

6. Roberts Glück mit Pat.

Kapitel XX

Der August war warm und klar, und auch im September das Wetter noch fast sommerlich; — aber dann fing es Ende September an zu regnen, die Wolken hingen tagelang tief über der Stadt, die Dächer triefen, es begann zu stürmen, und als ich an einem Sonntag früh erwachte und ans Fenster trat, sah ich in den Bäumen auf dem Friedhof schwefelgelbe Flecken und die ersten kahlen Äste.

Ich blieb eine Zeitlang am Fenster stehen. Es war sonderbar gewesen in diesen Monaten, seit wir von der See zurückgekommen waren — ich hatte immer, in jeder Stunde, gewußt, daß Pat im Herbst fortmußte, aber ich hatte es gewußt, so wie man vieles weiß: — daß die Jahre vergehen, daß man älter wird und daß man nicht ewig leben kann. Die Gegenwart war stärker gewesen, sie hatte alle Gedanken stets wieder beiseite gedrängt, und solange Pat da war und die Bäume noch voll im grünen Laub gestanden hatten, waren Worte wie Herbst und Fortgehen und Abschied nie mehr gewesen als blasse Schatten am Horizont, die das Glück der Nähe und des Nochbeieinanderseins nur um so stärker empfinden ließen.

Ich sah hinaus auf den nassen, verregneten Friedhof und auf die Grabsteine, die von schmutzigem braunem Laub bedeckt waren. Wie ein bleiches Tier hatte der Nebel über Nacht den grünen Saft aus den Blättern der Bäume gesogen, matt und kraftlos hingen sie an den Zweigen, jeder Windstoß, der hindurchfuhr, riß neue ab und trieb sie vor sich her — und wie einen scharfen, schneidenden Schmerz spürte ich plötzlich, zum erstenmal, daß die Trennung bald da war, daß sie Wirklichkeit wurde, ebenso Wirklichkeit wie der Herbst, der durch die Wipfel draußen geschlichen war und seine gelben Spuren hinterlassen hatte.

Ich horchte zum Zimmer nebenan hinüber. Pat schlief noch. Ich ging zur Tür und blieb dort eine Weile stehen. Sie schlief ruhig und hustete nicht. Einen Augenblick packte mich eine jähe Hoffnung — ich stellte mir vor, daß Jaffé heute oder morgen oder in den nächsten Tagen anrufen würde, um mir zu sagen, sie brauche nicht fort — aber dann dachte ich an die Nächte, in denen ich das leise Rascheln ihres Atems gehört hatte, dieses regelmäßige, gedämpfte Scharren, das kam und ging wie das Geräusch einer sehr fernen, dünnen Säge — und die Hoffnung erlosch ebenso rasch, wie sie aufgeflackert war.

Ich ging zum Fenster zurück und starrte wieder hinaus in den Regen. Dann setzte ich mich an den Schreibtisch und begann mein Geld zu zählen. Ich rechnete mir aus, wie lange es für Pat reichen könnte, aber mir wurde elend dabei, und ich schloß es wieder weg.

Ich sah nach der Uhr. Es war kurz vor sieben. Ich hatte noch mindestens zwei Stunden Zeit, ehe Pat aufwachte. Rasch zog ich mich an, um noch etwas hinauszufahren. Es war besser, als mit seinen Gedanken allein im Zimmer zu bleiben.

Ich ging zur Werkstatt, holte die Droschke und fuhr langsam durch die Straßen. Es waren wenig Leute unterwegs. In den Arbeitergegenden standen die langen Reihen der Mietskasernen kahl und öde da wie alte, traurige Huren im Regen. Die Fassaden waren abgebröckelt und verschmutzt, die trüben Fenster blinzelten freudlos in den Morgen, und der zerblätternde Putz der Mauern zeigte an vielen Stellen tiefe gelbgraue Löcher, als wäre er von Geschwüren zerfressen.

Ich durchquerte die Altstadt und fuhr zum Dom. Vor dem kleinen Eingang ließ ich den Wagen stehen und stieg aus. Durch die schwere Eichentür hörte ich halblaut die Klänge der Orgel. Es war gerade die Zeit der Morgenmesse, und ich hörte an der Orgel, daß die Opferung soeben begonnen hatte — es mußte also noch mindestens zwanzig Minuten dauern, bevor die Messe beendet war und die Leute herauskamen.

Ich ging in den Kreuzgarten. Er lag in grauem Licht. Die Rosenbüsche triefen im Regen, aber die meisten hatten noch Blüten. Mein Regenmantel war ziemlich weit, und ich konnte die Zweige, die ich abschnitt, gut darunter verstecken. Obschon es Sonntag war, kam niemand vorüber, und ich brachte den ersten Armvoll Rosen ungehindert zum Wagen. Dann ging ich zurück, um noch einen zweiten zu holen. Als ich ihn gerade unter meinem Mantel hatte, hörte ich jemand durch den Kreuzweg kommen. Ich klemmte den Strauß mit dem Arm fest und blieb vor einer der Rosenkranzstationen stehen, als ob ich betete.

Die Schritte kamen näher, aber sie gingen nicht vorbei, sondern hielten an. Mir wurde etwas schwül. Ich blickte sehr vertieft auf das Steinbild, schlug ein Kreuz und ging langsam weiter zur nächsten Station, die etwas entfernter vom Kreuzgang war. Die Schritte folgten mir und hielten wieder an. Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Weitergehen konnte ich jetzt nicht gleich, ich mußte mindestens so lange ausharren, wie es dauerte, um zehn Ave Maria und ein Vaterunser zu beten; — sonst hätte ich mich sofort verraten. Ich blieb also stehen und blickte, um festzustellen, was los war, vorsichtig, mit abweisendem Gesicht auf, als würde ich in der Andacht gestört.

Ich sah in das freundliche, runde Gesicht eines Pastors und atmete auf. Ich hielt mich schon für gerettet, weil ich wußte, daß er mich beim Beten nicht unterbrechen würde — da bemerkte ich, daß ich unglücklicherweise die letzte Station des Rosenkranzes erwischte hatte. Selbst wenn ich noch so langsam betete, mußte ich in ein paar Minuten fertig sein, und das war es auch, worauf er anscheinend wartete. Es hatte keinen Zweck, die Sache weiter hinzuziehen. Ich ging also langsam und unbeteiligt dem Ausgang zu.

«Guten Morgen», sagte der Pfarrer. «Gelobt sei Jesus Christus!»

«In Ewigkeit, Amen!» erwiderte ich. Es war der kirchliche Gruß der Katholiken.

«Es ist selten, daß jemand um diese Zeit schon hier ist», sagte er freundlich und sah mich aus hellen blauen Kinderaugen an.

Ich murmelte irgend etwas.

«Leider ist es selten geworden», fuhr er etwas bekümmert fort. «Besonders Männer sieht man kaum noch den Kreuzweg beten. Ich freue mich deshalb über Sie und habe Sie darum auch angesprochen. Sie haben sicher eine besondere Bitte, daß Sie so früh und bei diesem Wetter gekommen sind...»

Ja, daß du weitergehst, dachte ich und nickte erleichtert. Bis jetzt hatte er anscheinend nichts von den Blumen gemerkt. Jetzt galt es nur, ihn rasch loszuwerden, damit er nicht noch aufmerksam wurde.

Er lächelte mich wieder an. «Ich bin im Begriff, meine Messe zu lesen. Da werde ich Ihre Bitte in mein Gebet mit einschließen.»

«Danke», sagte ich überrascht und verlegen.

«Ist es für das Seelenheil eines Verstorbenen?» fragte er.

Ich starrte ihn einen Augenblick an, und meine Blumen begannen zu rutschen. «Nein», sagte ich dann rasch und preßte den Arm fest gegen den Mantel.

Er blickte mir mit seinen klaren Augen arglos forschend ins Gesicht. Wahrscheinlich wartete er darauf, daß ich ihm sagen würde, um was es sich handle. Aber mir fiel nichts Rechtes im Moment ein, und ich hatte auch etwas dagegen, ihn mehr zu belügen, als nötig war. Deshalb schwieg ich.

«Ich werde also um Hilfe in der Not für einen Unbekannten beten», sagte er schließlich.

«Ja», erwiderte ich, «wenn Sie das tun wollen. Ich danke Ihnen auch sehr.»

Er wehrte lächelnd ab. «Sie brauchen mir nicht zu danken. Wir stehen alle in Gottes Hand.» Er sah mich noch einen Augenblick an, den Kopf ein wenig schräg vorgeneigt, und mir schien, als husche irgend etwas über seine Züge. «Vertrauen Sie nur», sagte er. «Der himmlische Vater hilft. Er hilft immer, auch wenn wir es manchmal nicht verstehen.» Dann nickte er mir zu und ging.

Ich blickte ihm nach, bis ich die Tür hinter ihm zuklappen hörte. Ja, dachte ich, wenn es so einfach wäre! Er hilft, er hilft immer! Aber hat er Bernhard Wiese geholfen, als er mit einem Bauchschuß schreiend im Houtholster Wald lag, hat er Katzinky geholfen, der in Handzaeme fiel und eine kranke Frau zurückließ und ein Kind, das er noch nicht gesehen hatte, hat er Müller geholfen und Leer und Kemmerich, hat er dem kleinen Friedmann geholfen und Jürgens und Berger und Millionen anderen? Verdammte, es war etwas zuviel Blut geflossen in der Welt für diese Art von Glauben an den himmlischen Vater!

Ich brachte die Blumen nach Hause, dann fuhr ich den Wagen zur Werkstatt und ging zurück. Aus der Küche kam jetzt der Geruch von frisch aufgebühtem Kaffee, und ich hörte Frida herumrumoren. Es war merkwürdig, aber der Kaffeegeruch stimmte mich heiterer. Ich kannte das vom Kriege her — es waren nie die großen Dinge, die einen trösteten —; es waren immer die belanglosen, kleinen.

Ich hatte kaum die Korridortür abgeschlossen, da schoß Hasse aus seinem Zimmer hervor. Sein Gesicht war gelb und gedunsen, die Augen überwach und

rot, und er sah aus, als hätte er in seinem Anzug geschlafen. Als er mich erblickte, ging eine maßlose Enttäuschung über seine Züge.

«Ach so, Sie sind es», murmelte er.

Ich sah ihn erstaunt an. «Haben Sie so früh schon jemand erwartet?»

«Ja», sagte er leise, «meine Frau. Sie ist noch nicht nach Hause gekommen. Haben Sie sie nicht gesehen?»

Ich schüttelte den Kopf. «Ich war nur eine Stunde fort.»

Er nickte. «Ich dachte nur — es hätte doch sein können, daß Sie sie gesehen hätten.»

Ich zuckte die Achseln. «Wahrscheinlich kommt sie später. Haben Sie nicht telefoniert?»

Er sah mich etwas scheu an. «Sie ist gestern abend zu ihren Bekannten gegangen. Ich weiß nicht, wo sie genau wohnen.»

«Wissen Sie denn den Namen? Dann kann man doch bei der Auskunft anfragen.»

«Das habe ich schon versucht. Die Auskunft kennt den Namen nicht.»

Er hatte einen Blick wie ein verprügelter Hund. «Sie war immer so geheimnisvoll mit den Leuten, und wenn ich einmal fragte, dann wurde sie sofort ärgerlich. Da habe ich's gelassen. Ich war froh, daß sie etwas Anschluß hatte. Sie sagte immer, ich gönnte ihr anscheinend auch den nicht.»

«Vielleicht kommt sie noch», sagte ich. «Ich bin sogar sicher, daß sie bald kommt. Haben Sie zur Vorsicht mal die Unfallstationen und die Polizei angerufen?»

Er nickte. «Alles. Dort war nichts bekannt.»

«Na also», sagte ich, «dann brauchen Sie sich noch gar nicht aufzuregen. Vielleicht ist ihr abends nicht ganz wohl gewesen, und sie ist über Nacht geblieben. So was kommt ja oft mal vor. Wahrscheinlich ist sie in ein, zwei Stunden wieder da.»

«Meinen Sie?»

Die Küchentür öffnete sich und Frida erschien mit einem Tablett.

«Für wen ist denn das?» fragte ich.

«Für Fräulein Hollmann», erwiderte sie, leicht gereizt durch meinen Anblick.

«Ist sie denn schon auf?»

«Das muß sie doch», erklärte Frida schlagfertig, «sonst hätte sie doch nicht nach Frühstück geklingelt.»

«Gott segne Sie, Frida», erwiderte ich. «Morgens sind Sie manchmal direkt ein Labsal. Könnten Sie sich überwinden, auch meinen Kaffee gleich zu machen?»

Sie knurrte etwas und schritt den Gang hinauf, wobei sie verächtlich den Hintern schwenkte. Sie konnte das. Sie war das einzige Wesen, bei dem ich so was je so ausdrucksvoll gesehen hatte.

Hasse hatte gewartet. Ich schämte mich plötzlich, als ich mich umwandte und ihn so ergeben und still wieder neben mir sah. «In ein, zwei Stunden sind Sie sicher Ihre Sorge los», sagte ich und hielt ihm die Hand hin.

Er nahm sie nicht, sondern blickte mich sonderbar an. «Könnten wir sie nicht suchen?» fragte er leise.

«Aber Sie wissen doch nicht, wo sie ist.»

«Man könnte sie vielleicht doch suchen», wiederholte er. «Wenn wir Ihren Wagen nähmen — ich will selbstverständlich alles bezahlen», fuhr er schnell fort.

«Darum handelt es sich nicht», erwiderte ich. «Es ist nur ganz aussichtslos. Wohin sollten wir denn fahren? Sie wird auch um diese Zeit nicht auf der Straße sein.»

«Ich weiß es nicht», sagte er, immer noch ebenso leise. «Ich meine nur, daß man sie suchen könnte.»

Frida kam mit ihrem leeren Tablett zurück. «Ich muß jetzt fort», sagte ich, «und ich glaube, Sie machen sich unnötig Sorgen. Trotzdem würde ich Ihnen gern den Gefallen tun, aber Fräulein Hollmann muß bald verreisen, und ich möchte gern heute noch mit ihr zusammen sein. Es ist vielleicht ihr letzter Sonntag hier. Das verstehen Sie doch sicher?»

Er nickte.

Er tat mir leid, wie er so dastand, aber ich war ungeduldig, zu Pat zu kommen. «Wenn Sie trotzdem gleich losfahren wollen, können Sie ja ein Taxi unten nehmen», fuhr ich fort, «aber ich rate Ihnen nicht dazu. Warten Sie lieber noch etwas — dann kann ich meinen Freund Lenz anrufen, und er wird mit Ihnen suchen.»

Ich hatte das Gefühl, daß er gar nicht zuhörte. «Sie haben sie heute morgen nicht gesehen?» fragte er dann plötzlich.

«Nein», erwiderte ich verwundert. «Sonst hätte ich es Ihnen ja längst gesagt.»

Er nickte wieder und ging dann abwesend, ohne ein Wort in sein Zimmer zurück.

Pat war schon bei mir gewesen und hatte die Rosen gefunden. Sie lachte, als ich hereinkam. «Robby», sagte sie, «ich bin doch ziemlich harmlos. Erst Frida hat mich aufgeklärt, daß frische Rosen sonntags früh um diese Zeit zweifellos etwas mit Diebstahl zu tun haben müßten. Sie hat mir auch erklärt, daß diese Sorte in den umliegenden Blumengeschäften nicht zu kaufen ist.»

«Glaub, was du willst», erwiderte ich. «Die Hauptsache ist, daß sie dir Freude machen.»

«Jetzt noch mehr als sonst, Liebling. Du hast sie doch unter Gefahren erbeutet!»

«Na, und unter was für Gefahren!» Ich dachte an den Pastor. «Aber wieso bist du so früh schon auf?»

«Ich konnte nicht mehr schlafen. Und dann habe ich auch geträumt. Nichts Schönes.»

Ich blickte sie aufmerksam an. Sie sah müde aus und hatte Schatten unter den Augen. «Seit wann träumst du so was?» sagte ich. «Ich dachte, das wäre bisher meine Spezialität.»

Sie schüttelte den Kopf. «Hast du gesehen, daß es Herbst wird draußen?»

«Bei uns nennt man das Spätsommer», erwiderte ich. «Die Rosen blühen ja noch. Es regnet, das ist alles, was ich sehe.»

«Es regnet», wiederholte sie. «Es regnet schon viel zu lange, Liebling. Manchmal nachts, wenn ich aufwache, glaube ich, daß ich ganz begraben bin unter dem vielen Regen.»

«Du mußt nachts zu mir kommen», sagte ich. «Dann hast du solche Gedanken nicht mehr. Im Gegenteil, es ist schön, beieinander zu sein, wenn es dunkel ist und wenn es draußen regnet.»

«Vielleicht», erwiderte sie und lehnte sich an mich.

«Ich habe es ganz gern, wenn es sonntags regnet», sagte ich. «Man merkt dann besser, wie gut man es hat. Wir sind zusammen, wir haben ein warmes, schönes Zimmer und einen freien Tag vor uns — ich finde, das ist eine ganze Menge.»

Ihr Gesicht hellte sich auf. «Ja, wir haben es gut, nicht wahr?»

«Ich finde, daß wir es wunderbar haben. Wenn ich an früher denke — mein Gott! Ich hätte nie gedacht, daß ich es noch einmal so gut haben würde.»

«Es ist schön, wenn du das sagst. Ich glaube es dann sofort. Du mußt es öfter sagen.»

«Sage ich es nicht oft genug?»

«Nein.»

«Kann sein», sagte ich. «Ich glaube, ich bin nicht sehr zärtlich. Ich weiß nicht warum, aber ich kann es einfach nicht sein. Dabei wäre ich es sehr gern.»

«Du brauchst es nicht, Liebling, ich verstehe dich auch so. Nur manchmal, da möchte man es trotzdem auch gern hören.»

«Ich werde es dir von jetzt an jedesmal sagen. Auch wenn ich mir albern dabei vorkomme.»

«Ach, albern», erwiderte sie. «In der Liebe gibt es keine Albernheit.»

«Gottlob nicht», sagte ich. «Es wäre sonst furchtbar, was aus einem würde.»

Wir frühstückten zusammen, dann legte Pat sich wieder zu Bett. Jaffé hatte das so angeordnet. «Bleibst du hier?» fragte sie unter ihrer Decke hervor.

«Wenn du willst», sagte ich.

«Ich möchte schon, aber du brauchst nicht...»

Ich setzte mich zu ihr ans Bett. «So war es nicht gemeint.

Ich erinnere mich nur, daß du es früher nicht gern hattest, wenn man dir beim Schlafen zusah.»

«Früher, ja — aber jetzt habe ich manchmal Angst, allein...»

«Das hatte ich auch mal», sagte ich. «Im Lazarett, nach einer Operation. Ich fürchtete mich damals, nachts zu schlafen. Ich blieb immer wach und las oder dachte an irgend etwas, und erst wenn es hell wurde, schlief ich ein. Aber das vergeht wieder.»

Sie legte ihr Gesicht auf meine Hand. «Man hat Angst, daß man nicht zurückkommt, Robby...»

«Ja», sagte ich, «aber man kommt zurück, und es geht vorbei. Du siehst es an mir. Man kommt immer zurück — wenn auch nicht gerade an dieselbe Stelle.»

«Das ist es», erwiderte sie schon ein wenig schläfrig, mit halbgeschlossenen Augen. «Davor habe ich auch Angst. Aber du paßt auf, nicht wahr?»

«Ich passe auf», sagte ich und strich über ihre Stirn und über ihr Haar, das auch müde zu sein schien.

Sie atmete tiefer und drehte sich etwas zur Seite. Eine Minute später war sie fest eingeschlafen.

Ich setzte mich wieder ans Fenster und sah in den Regen hinaus. Er wehte jetzt in grauen Schauern vor den Scheiben vorbei, und das Haus wirkte wie eine kleine Insel in der trüben Unendlichkeit. Ich war unruhig, denn es kam selten vor, daß Pat morgens mutlos und traurig war. Aber dann dachte ich daran, daß sie vor einigen Tagen noch lebhaft und froh gewesen war und daß vielleicht alles schon anders sein würde, wenn sie wieder erwachte. Ich wußte, daß sie viel an ihre Krankheit dachte, und ich wußte auch von Jaffé, daß es noch nicht besser geworden war — aber ich hatte in meinem Leben so viele Tote gesehen, daß jede Krankheit für mich immer noch Leben und Hoffnung war. Ich wußte, daß man an einer Verwundung sterben konnte, und darin hatte ich große Erfahrung — aber es fiel mir gerade deshalb oft schwer, zu glauben, daß auch eine Krankheit, bei der der Mensch doch äußerlich heil blieb, gefährlich sein konnte. Dadurch kam ich immer rasch über solche Anfälle von Mutlosigkeit hinweg.

Es klopfte an die Tür. Ich ging hin und öffnete. Hasse stand draußen. Ich legte den Finger an den Mund und trat auf den Korridor.

«Verzeihen Sie», stammelte er.

«Kommen Sie zu mir herein», sagte ich und öffnete die Tür zu meinem Zimmer.

Hasse blieb an der Schwelle stehen. Sein Gesicht schien kleiner geworden. Es war kreideweiß. «Ich wollte Ihnen nur sagen, daß wir nicht mehr zu fahren brauchen», sagte er, fast ohne die Lippen zu bewegen.

«Kommen Sie ruhig herein», erwiderte ich, «Fräulein Hollmann schläft, ich habe Zeit.»

Er hatte einen Brief in der Hand und sah aus wie jemand, der einen Schuß bekommen hat, aber noch glaubt, es sei nur ein Stoß gewesen.

«Am besten ist, Sie lesen es selbst», sagte er und gab mir den Brief.

«Haben Sie schon Kaffee getrunken?» fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. «Lesen Sie den Brief...»

«Ja, aber inzwischen können Sie etwas trinken...»

Ich ging hinaus und sagte Frida Bescheid. Dann las ich den Brief. Er war von Frau Hasse und bestand aus wenigen Zeilen. Sie teilte ihm mit, daß sie noch etwas von ihrem Leben haben wolle. Deshalb käme sie nicht mehr zurück. Es sei jemand da, der sie besser verstehe als Hasse. Es hätte keinen Zweck, daß er irgend etwas unternähme; sie käme auf keinen Fall zurück.

Das sei ja auch wohl für ihn das beste. Er brauche dann keine Sorgen mehr zu haben, ob sein Gehalt reiche oder nicht. Einen Teil ihrer Sachen habe sie mitgenommen; den Rest würde sie gelegentlich holen lassen.

Es war ein klarer und sachlicher Brief. Ich faltete ihn zusammen und gab ihn Hasse zurück. Er blickte mich an, als ob alles von mir abhinge. «Was soll man da tun?» fragte er.

«Trinken Sie zuerst einmal diese Tasse aus und essen Sie was», sagte ich. «Es hat keinen Zweck, daß Sie herumlaufen und sich kaputtmachen. Dann wollen wir überlegen. Sie müssen versuchen, ganz ruhig zu werden, dann werden Sie den besten Entschluß fassen.»

Er trank gehorsam die Tasse leer. Seine Hand zitterte, und essen konnte er nichts. «Was soll man tun?» fragte er nochmals.

«Gar nichts», sagte ich. «Abwarten.»

Er machte eine Bewegung. «Was möchten Sie denn tun?» fragte ich.

«Ich weiß es nicht. Ich kann es nicht begreifen.»

Ich schwieg. Es war schwer, ihm etwas zu sagen. Man konnte ihn nur beruhigen, alles andere mußte er selbst finden. Er liebte die Frau nicht mehr, das war anzunehmen — aber er war an sie gewöhnt, und für einen Buchhalter konnte Gewohnheit mehr sein als Liebe.

Nach einer Weile begann er zu sprechen, verworrenes Zeug, das nur zeigte, wie er hin und her schwankte. Dann fing er an, sich Vorwürfe zu machen. Er sagte kein Wort gegen die Frau. Er versuchte sich nur klarzumachen, daß er die Schuld hätte.

«Hasse», sagte ich, «was Sie da reden, ist Unsinn. In diesen Dingen gibt es weder Schuld noch Unschuld. Die Frau ist von Ihnen fortgegangen, nicht Sie von ihr. Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen.»

«Doch», erwiderte er und sah auf seine Hände. «Ich habe es nicht geschafft.»

«Was?»

«Ich habe es nicht geschafft. Das ist eine Schuld, wenn man es nicht schafft.»

Ich blickte verwundert auf die kleine, armselige Gestalt in dem roten Plüschessel. «Herr Hasse», sagte ich dann ruhig, «so etwas ist höchstens ein Grund, aber keine Schuld. Außerdem haben Sie es bisher geschafft.»

Er schüttelte heftig den Kopf. «Nein, nein, ich habe die Frau verrückt gemacht mit meiner ewigen Angst vor der Kündigung. Und ich habe es auch nicht geschafft! Was habe ich ihr schon bieten können! Nichts...»

Er versank in stumpfes Brüten. Ich stand auf und holte die Kognakflasche. «Trinken wir etwas», sagte ich. «Es ist ja noch nichts verloren.»

Er hob den Kopf.

«Es ist noch nichts verloren», wiederholte ich. «Verloren hat man einen Menschen erst, wenn er tot ist.»

Er nickte hastig und griff nach dem Glase. Aber er stellte es wieder hin, ohne zu trinken. «Gestern bin ich Bürochef geworden», sagte er leise. «Oberbuchhalter und Bürochef. Der Prokurist hat es mir abends gesagt. Ich bin es geworden, weil ich in den letzten Monaten immer Überstunden gemacht habe. Man hat zwei Büros zusammengelegt. Der andere Bürovorsteher ist entlassen worden. Ich bekomme fünfzig Mark Gehalt mehr.» Er sah mich plötzlich verzweifelt an. «Glauben Sie, daß sie dageblieben wäre, wenn sie es gewußt hätte?»

«Nein», sagte ich.

«Fünfzig Mark mehr. Ich hätte sie ihr geben können. Sie hätte sich immer etwas kaufen können. Und zwölfhundert Mark habe ich doch auf der Sparkasse! Wozu habe ich das nun gespart? Ich wollte etwas für sie haben, wenn es uns schlecht ginge. Und nun ist sie weggegangen, weil ich dafür gespart habe.»

Er startete wieder vor sich hin. «Hasse», sagte ich, «ich glaube, das hat weniger miteinander zu tun, als Sie denken. Sie sollten gar nicht darüber nachgrübeln. Es ist für Sie nur nötig, über die nächsten paar Tage wegzukommen. Dann werden Sie besser wissen, was Sie tun wollen. Vielleicht ist Ihre Frau heute abend oder morgen schon wieder da. Sie denkt doch ebenso darüber nach wie Sie.»

«Sie kommt nicht wieder», antwortete er.

«Das wissen Sie nicht.»

«Wenn man ihr sagen könnte, daß ich jetzt mehr Gehalt habe und daß wir Urlaub nehmen und von dem Ersparten eine Reise machen wollten...»

«Das werden Sie ihr alles sagen können. Man trennt sich nicht so ohne weiteres.»

Ich war verwundert, daß er überhaupt nicht daran dachte, daß noch ein anderer Mann da war. Aber er war anscheinend noch nicht soweit; er dachte nur daran, daß seine Frau fort war, und alles andere lag noch wie ein undeutlicher Nebel dahinter. Ich hätte ihm gern gesagt, daß er in einigen Wochen vielleicht froh sein würde, daß sie weg war — aber es wäre mir bei seiner Verstortheit als

unnötige Roheit erschienen. Wahrheit ist für ein verletztes Gefühl immer roh und fast unerträglich.

Ich sprach noch eine Zeitlang mit ihm — nur damit er sprechen konnte. Ich erreichte nichts — er drehte sich im Kreise herum, aber ich hatte den Eindruck, daß er etwas ruhiger wurde. Er trank auch einen Kognak. Dann hörte ich Pat nebenan rufen.

«Einen Augenblick!» sagte ich und stand auf.

«Ja», erwiderte er wie ein gehorsamer Knabe und erhob sich ebenfalls.

«Bleiben Sie nur, ich bin gleich wieder da.»

«Verzeihen Sie...»

«Ich bin sofort zurück», sagte ich und ging zu Pat hinüber.

Sie saß aufrecht im Bett und sah frisch und wohl aus. «Ich habe wunderbar geschlafen, Robby! Es ist sicher schon Mittag.»

«Du hast genau eine Stunde geschlafen», sagte ich und hielt ihr die Uhr hin.

Sie sah auf das Zifferblatt. «Um so besser, dann haben wir noch eine Menge Zeit für uns. Ich stehe gleich auf.»

«Schön. Ich komme in zehn Minuten wieder 'rein.»

«Hast du Besuch?»

«Hasse», sagte ich. «Aber es dauert nicht lange.»

Ich ging zurück, aber Hasse war nicht mehr da. Ich öffnete die Tür zum Korridor, aber der Gang war leer. Ich ging den Korridor hinunter und klopfte an seine Tür. Er antwortete nicht. Ich öffnete die Tür und sah ihn vor dem Schrank stehen. Ein paar Schubfächer waren herausgezogen.

«Hasse», sagte ich, «nehmen Sie ein Schlafmittel, legen Sie sich zu Bett und überschlafen Sie die Sache erst einmal. Sie sind jetzt überreizt.»

Er wendete sich langsam mir zu. «Immer allein, jeden Abend! Immer wie gestern herumsitzen, denken Sie sich das mal aus...»

Ich sagte ihm, daß sich das ändern würde und daß es viele Leute gäbe, die abends allein wären. Er gab keine rechte Antwort darauf. Ich sagte ihm nochmals, er solle schlafen gehen, vielleicht stelle sich noch alles als harmlos heraus und die Frau sei abends schon wieder zurück. Er nickte und gab mir die Hand.

«Ich komme abends noch mal 'rein», sagte ich und ging. Ich war froh, wegzukommen.

Pat hatte die Zeitung vor sich liegen. «Wir könnten heute morgen ins Museum gehen, Robby», schlug sie vor.

«Ins Museum?» fragte ich.

«Ja. Da ist eine Ausstellung von persischen Teppichen. Du warst wohl nicht oft im Museum?»

«Nie!» erwiderte ich. «Was sollte ich da auch?»

«Da hast du recht», sagte sie und lachte.

«Das macht nichts.» Ich stand auf. «Bei Regenwetter kann man ruhig mal was für seine Bildung tun.»

Wir zogen uns an und gingen. Die Luft draußen war herrlich. Sie roch nach Wald und Feuchtigkeit. Als wir beim International vorbeikamen, sah ich durch die offene Tür Rosa neben der Theke sitzen. Sie hatte ihre Tasse Schokolade vor sich stehen, weil Sonntag war. Auf dem Tisch lag ein kleines Paket. Wahrscheinlich wollte sie nachher wie immer zu ihrem Kinde hinausfahren. Ich war lange nicht im International gewesen, und es erschien mir merkwürdig, daß Rosa gleichmütig wie stets dasaß. Bei mir hatte sich so vieles geändert, daß ich dachte, es müsse auch überall anderswo so sein.

Wir kamen zum Museum. Ich hatte geglaubt, wir würden ziemlich allein sein, aber zu meinem Erstaunen waren sehr viele Leute da. Ich fragte einen Wärter, was los sei.

«Nichts», erwiderte er, «das ist doch immer so an den Tagen, wo der Eintritt frei ist.»

«Siehst du», sagte Pat. «Es gibt noch eine Menge Leute, die sich für so etwas interessieren.»

Der Wärter schob seine Mütze zurück. «So ist das nun nicht, meine Dame. Das sind fast alles Arbeitslose. Die kommen nicht wegen der Kunst, sondern weil sie nichts zu tun haben. Und hier haben sie wenigstens was zum Ansehen.»

«Das ist eine Erklärung, die ich besser verstehe», sagte ich.

«Jetzt ist das noch gar nichts», erwiderte der Wärter. «Im Winter müssen Sie mal kommen! Da ist alles proppenvoll. Wegen der Heizung.»

Wir gingen in den Saal, wo die Teppiche hingen. Es war ein stiller, etwas abgelegener Raum. Durch die hohen Fenster konnte man in einen Garten sehen, in dem eine riesige Platane stand. Sie war ganz gelb, und auch das Licht im Raum bekam durch sie einen gedämpften gelben Schein.

Die Teppiche waren wundervoll. Es waren zwei Tierteppiche des sechzehnten Jahrhunderts, einige Ispahans und ein paar seidene, lachsfarbene Polenteppiche mit smaragdgrünen Bordüren. Das Alter und die Sonne hatten ihren Tönen eine milde Patina verliehen, so daß sie wie große, märchenhafte Pastelle wirkten. Sie gaben dem Raum eine zeitlose Stimmung und Harmonie, wie sie durch Bilder nie hätte erreicht werden können. Das Fenster mit dem Herbstlaub der Platane und dem perlgrauen Himmel dahinter fügte sich ein, als ob es auch ein alter Teppich wäre.

Wir blieben eine Zeitlang, dann gingen wir zurück in die übrigen Säle des Museums. Es waren inzwischen noch mehr Leute hinzugekommen, und man sah jetzt deutlich, daß sie eigentlich nicht hierhergehörten. Mit blassen Gesichtern und abgetragenen Anzügen wanderten sie, die Hände auf dem Rücken, etwas scheu durch die Räume, mit Augen, die etwas ganz anderes sahen als die Bilder der Renaissance und die stillen Marmorfiguren der Antike. Viele saßen auf den roten, gepolsterten Bänken, die ringsum aufgestellt waren. Sie saßen

müde da, in einer Haltung, als wären sie gleich bereit, aufzustehen, wenn jemand käme, um sie fortzuweisen. Man merkte ihnen an, daß gepolsterte Bänke etwas für sie waren, bei dem ihnen nicht ganz begreiflich war, daß es kein Geld kostete, sich darauf auszuruhen. Sie waren gewohnt, daß sie nichts umsonst erhielten.

Es war sehr still in all den Räumen, und man hörte trotz der vielen Besucher kaum ein Wort — aber mir schien trotzdem, als sähe ich einem ungeheuren Kampf zu —, dem lautlosen Kampf von Menschen, die niedergeschlagen waren, aber sich noch nicht ergeben wollten. Sie waren ausgestoßen aus den Bezirken ihrer Arbeit, ihres Strebens, ihrer Berufe — jetzt kamen sie in die stillen Räume der Kunst, um nicht der Erstarrung und der Verzweiflung anheimzufallen. Sie dachten an Brot, immer nur an Brot und Beschäftigung; aber sie kamen hierher, um ihren Gedanken für einige Stunden zu entrinnen — und zwischen den klaren Römerköpfen und der unvergänglichen Anmut weißer, griechischer Frauengestalten wanderten sie umher in dem schleppenden Gang, mit den vorgebeugten Schultern von Menschen, die kein Ziel haben —, ein erschütternder Kontrast, ein trostloses Bild dessen, was die Menschheit in Tausenden von Jahren erreichen und nicht erreichen konnte: den Gipfel ewiger Kunstwerke, aber nicht einmal Brot genug für jeden ihrer Brüder.

Nachmittags gingen wir in ein Kino. Als wir herauskamen, hatte der Himmel sich aufgeklärt. Er war apfelgrün und sehr klar.

In den Straßen und Läden brannte schon Licht. Wir gingen langsam nach Hause und sahen uns dabei die Schaufenster an.

Vor den hellerleuchteten Scheiben eines großen Pelzgeschäftes blieb ich stehen. Es war schon kühl abends, und in den Fenstern waren dicke Bündel Silberfuchse und warme Mäntel für den Winter ausgestellt. Ich sah Pat an; sie trug immer noch ihre kurze Pelzjacke und war eigentlich viel zu leicht angezogen.

«Wenn ich jetzt der Held aus dem Film wäre, würde ich da hineingehen und dir einen Mantel aussuchen», sagte ich.

Sie lächelte. «Welchen denn?»

«Den da.» Ich zeigte auf den, der am wärmsten aussah.

Sie lachte. «Du hast einen guten Geschmack, Robby. Das ist ein sehr schöner kanadischer Nerz.»

«Möchtest du ihn haben?»

Sie blickte mich an. «Weißt du, was so ein Mantel kostet, Liebling?»

«Nein», sagte ich, «das will ich auch gar nicht wissen. Ich will lieber denken, ich könnte dir schenken, was ich möchte. Warum sollen nur andere Leute das können?»

Sie sah mich aufmerksam an. «Ich will aber gar keinen solchen Mantel, Robby.»

«Doch», erwiderte ich, «du bekommst ihn! Kein Wort mehr darüber. Morgen lassen wir ihn abholen.»

Sie lächelte. «Danke, Liebling», sagte sie und küßte mich mitten auf der Straße. «Und jetzt kommst du dran.» Sie blieb vor einem Herrenmodengeschäft stehen. «Diesen Frack da! Du brauchst ihn zu dem Nerz. Und den Zylinder dort bekommst du auch. Wie magst du wohl im Zylinder aussehen?»

«Wie ein Schornsteinfeger.» Ich schaute mir den Frack an. Er lag in einem Fenster, das mit grauem Samt ausgeschlagen war. Ich blickte noch einmal genauer hin. Es war das Geschäft, in dem ich mir im Frühjahr die Krawatte gekauft hatte, nachdem ich zum erstenmal allein mit Pat zusammengewesen war und mich betrunken hatte. Es würgte mich plötzlich etwas im Hals; ich wußte nicht warum. Im Frühjahr — da hatte ich noch nichts von allem geahnt.

Ich nahm Pats schmale Hand und legte sie eine Sekunde an meine Wange. «Du brauchst noch etwas dazu», sagte ich dann, «so ein Nerz allein ist wie ein Auto ohne Motor. Zwei oder drei Abendkleider...»

«Abendkleider», erwiderte sie und blieb vor den großen Schaufenstern stehen, «Abendkleider, das ist wahr — die kann ich schon schwerer abschlagen...»

Wir suchten drei wunderbare Kleider aus. Ich sah, wie diese Spielerei Pat belebte. Sie war ganz bei der Sache, denn Abendkleider waren ihre Schwäche. Wir suchten auch gleich die Sachen aus, die dazugehörten, und sie wurde immer lebhafter. Ihre Augen glänzten. Ich stand neben ihr und hörte ihr zu und lachte und dachte, was für eine verdammte Sache es doch sei, eine Frau zu lieben und arm zu sein. «Komm», sagte ich schließlich in einer Art verzweifelter Lustigkeit, «wenn man etwas macht, muß man es ganz machen!» Ich zog sie vor ein Juwelengeschäft. «Dort das Smaragdarmband! Dazu die beiden Ringe und die Ohrgehänge! Sprechen wir nicht weiter darüber. Smaragde sind die richtigen Steine für dich.»

«Dann bekommst du aber die Platinuhr da und die Perlen fürs Hemd.»

«Und du den ganzen Laden! Unter dem tue ich es jetzt nicht mehr...»

Sie lachte und lehnte sich tief atmend an mich. «Genug, Liebling, genug! Jetzt kaufen wir uns nur noch ein paar Koffer und gehen zum Reisebüro, und dann packen wir und reisen los, fort aus dieser Stadt und diesem Herbst und diesem Regen.»

Ja, dachte ich, mein Gott, ja, und du würdest dann rasch gesund!

«Wohin denn?» fragte ich. «Nach Ägypten? Oder noch weiter? Nach Indien und China?»

«In die Sonne, Liebling, irgendwohin in die Sonne und den Süden und die Wärme. Zu Palmstraßen und Felsen und weißen Häusern am Meer und Agaven. Aber vielleicht regnet es dort auch. Vielleicht regnet es überall.»

«Dann fahren wir einfach weiter», sagte ich, «bis es irgendwo nicht mehr regnet. Mitten in die Tropen und die Südsee hinein.»

Wir standen vor den hellen Fenstern des Reisebüros der Hamburg-Amerika-Linie. In der Mitte war das Modell eines Dampfers aufgestellt. Es schwamm auf blauen Pappwellen, und dahinter erhob sich mächtig die vergrö-

berte Fotografie der Wolkenkratzer Manhattans. An den Fenstern hingen große, bunte Landkarten mit rot eingezeichneten Routen.

«Nach Amerika fahren wir auch», sagte Pat. «Nach Kentucky und Texas und New York und San Franzisko und Hawaii. Und dann über Südamerika weiter. Über Mexiko und den Panamakanal nach Buenos Aires. Und dann über Rio de Janeiro zurück.»

«Ja...» Sie sah mich strahlend an.

«Ich war noch nicht da», sagte ich. «Ich habe dir das damals vorgeschwindelt.»

«Das weiß ich», erwiderte sie.

«Das weißt du?»

«Aber, Robby! Natürlich weiß ich es. Ich wußte es gleich.»

«Ich war damals ziemlich verrückt. Unsicher und dumm und verrückt. Deshalb habe ich geschwindelt.»

«Und heute?»

«Heute noch mehr», sagte ich. «Du siehst es ja.» Ich zeigte auf den Dampfer im Schaufenster. «Verflucht, daß man nicht mitfahren kann!»

Sie lächelte und legte ihren Arm in meinen. «Ach, Liebling, warum sind wir nicht reich? Wir wußten so großartig, was wir damit anfangen sollten! Es gibt doch so viele reiche Leute, die nichts Besseres kennen, als immer wieder in ihre Büros oder ihre Banken zu gehen.»

«Deshalb sind sie ja reich», sagte ich. «Wenn wir es wären, würden wir es bestimmt nicht lange bleiben.»

«Das glaube ich auch. Wir würden es sicher irgendwie verlieren.»

«Vielleicht würden wir auch aus Sorge, es zu verlieren, nichts davon haben. Heute ist Reichsein direkt ein Beruf. Und gar kein so ganz einfacher.»

«Die armen Reichen!» sagte Pat. «Da ist es wahrscheinlich besser, wir bilden uns ein, wir wären es schon gewesen und hätten alles bereits wieder verloren. Du hast einfach vor einer Woche Bankrott gemacht und alles verkaufen müssen — unser Haus und meinen Schmuck und deine Autos. Was meinst du dazu?» «Das ist sogar höchst zeitgemäß», erwiderte ich.

Sie lachte. «Dann komm! Wir beiden Bankrotteure gehen jetzt in unser kleines Pensionszimmer und erzählen uns Geschichten aus den vergangenen großen Zeiten.»

«Das ist eine gute Idee.» Wir gingen langsam weiter durch die abendlichen Straßen. Immer mehr Lichter flammten auf, und als wir am Friedhof waren, sahen wir durch den grünen Himmel ein Flugzeug ziehen, dessen Kabinen hell erleuchtet waren. Es flog einsam und schön durch den klaren, hohen, einsamen Himmel, wie ein wunderbarer Vogel der Sehnsucht aus einem alten Märchen. Wir blieben stehen und sahen ihm nach, bis es verschwunden war.

Wir waren kaum eine halbe Stunde zu Hause, als es an meine Zimmertür klopfte. Ich dachte, es sei wieder Hasse, und ging, um zu öffnen.

Aber es war Frau Zalewski. Sie sah verstört aus.

«Kommen Sie doch rasch einmal», flüsterte sie.

«Was ist denn los?»

«Hasse.»

Ich sah sie an. Sie zuckte mit den Achseln. «Er hat sich eingeschlossen und antwortet nicht.»

«Augenblick.»

Ich ging zurück und sagte zu Pat, sie solle sich etwas ausruhen; ich hätte inzwischen etwas mit Hasse zu besprechen.

«Gut, Robby. Ich bin auch schon wieder müde.»

Ich folgte Frau Zalewski über den Korridor. Vor Hasses Tür stand bereits fast die ganze Pension — Erna Bönig im bunten Drachenkimono, mit roten Haaren; vierzehn Tage vorher war sie noch weißblond gewesen — der Briefmarken sammelnde Rechnungsrat in einer Hausjacke von militärischem Schnitt — Orlow, blaß und ruhig, gerade heimgekehrt vom Tanztee — Georgie, nervös klopfend und mit gedämpfter Stimme Hasse anrufend —; und endlich Frida, schielend vor Aufregung, Angst und Neugier.

«Wie lange klopfst du schon, Georgie?» fragte ich.

«Über 'ne Viertelstunde», platzte Frida sofort hochrot dazwischen, «und zu Hause ist er, er ist überhaupt nicht mehr rausgegangen, seit Mittag nicht, nur 'rumgelaufen ist er fortwährend, ewig hin und her, und dann war es ruhig...»

«Der Schlüssel steckt von innen», sagte Georgie. «Es ist abgeschlossen.»

Ich sah Frau Zalewski an. «Wir müssen den Schlüssel herausstoßen und aufmachen. Haben Sie noch einen zweiten Schlüssel?»

«Ich hol' mal das Schlüsselbund», erklärte Frida ungewohnt dienstfertig. «Vielleicht paßt einer.»

Ich ließ mir einen Draht geben, schob damit den Schlüssel gerade und stieß ihn aus dem Loch. Er fiel klappernd auf der anderen Seite zu Boden. Frida schrie auf und hielt die Hände vors Gesicht.

«Scheren Sie sich möglichst weit weg», sagte ich zu ihr und probierte die Schlüssel. Einer davon paßte. Ich schloß auf und öffnete die Tür. Das Zimmer lag im Halbdunkel, und man sah im ersten Augenblick niemand. Die beiden Betten schimmerten grauweiß, die Stühle waren leer, die Schranktüren geschlossen.

«Da steht er!» zischte Frida, die sich wieder herangedrängt hatte, über meine Schultern hinweg. Ihr Zwiebelatem streifte heiß mein Gesicht. «Da hinten am Fenster.»

«Nein», sagte Orlow, der rasch ein paar Schritte ins Zimmer gemacht hatte und zurückkam. Er stieß mich an, griff nach der Klinke und zog die Tür wieder zu. Dann wandte er sich an die andern. «Es ist besser, Sie gehen. Vielleicht ist es nicht gut, das zu sehen.»

Er sprach langsam, in seinem harten, russischen Deutsch, und blieb vor der Tür stehen.

«O Gott!» stammelte Frau Zalewski und wich zurück. Auch Erna Bönig machte ein paar Schritte rückwärts. Nur Frida versuchte, sich vorbeizudrängen und die Klinke zu fassen. Orlow schob sie weg. «Es ist wirklich besser...», sagte er noch einmal.

«Herr!» schnauzte der Rechnungsrat plötzlich und richtete sich auf.

«Was erlauben Sie sich! Als Ausländer!»

Orlow sah ihn unbewegt an. «Ausländer —», sagte er — «Ausländer — ist hier egal. Kommt nicht darauf an...»

«Tot, was?» zischte Frida.

«Frau Zalewski», sagte ich, «ich glaube auch, es ist besser, nur Sie bleiben hier und vielleicht Orlow und ich.»

«Telefonieren Sie sofort einem Arzt», sagte Orlow.

Georgie hob bereits den Hörer ab. Das Ganze hatte keine fünf Sekunden gedauert. «Ich bleibe!» erklärte der Rechnungsrat puterrot. «Als deutscher Mann habe ich das Recht...»

Orlow zuckte die Achseln und öffnete wieder die Tür. Dann knipste er das elektrische Licht an. Mit einem Schrei fuhren die Frauen zurück. Mit blau-schwarzem Gesicht, die schwarze Zunge zwischen den Zähnen, hing Hasse am Fenster.

«Abschneiden», rief ich.

«Keinen Zweck», sagte Orlow langsam, hart und traurig.

«Ich kenne das — dieses Gesicht — tot, schon paar Stunden...»

«Wir wollen es wenigstens versuchen...»

«Besser nein — Polizei erst kommen lassen.»

Im gleichen Augenblick klingelte es. Der Arzt, der nebenan wohnte, war da. Er warf nur einen Blick auf den schmalen, geknickten Körper. «Nichts mehr zu machen», sagte er. «Wir müssen aber trotzdem künstliche Atmung versuchen. Rufen Sie die Polizei sofort an, und geben Sie mir ein Messer.»

Hasse hatte sich mit einer dicken, rosaseidenen Kordelschnur erhängt. Sie stammte von einem Morgenrock seiner Frau, und er hatte sie sehr geschickt oben an einem Haken über dem Fenster festgemacht. Sie war mit Seife eingerieben. Er mußte auf der Fensterbank gestanden haben, und dann hatte er sich von dort wahrscheinlich herabgleiten lassen. Seine Hände waren verkrampft, und sein Gesicht sah furchtbar aus. Es war sonderbar in diesem Augenblick, aber mir fiel auf, daß er einen anderen Anzug trug als morgens. Es war sein bester, ein blauer Kammgarnanzug, den ich kannte. Er war auch rasiert und hatte frische Wäsche an. Auf dem Tisch lagen nebeneinander, pedantisch ordentlich, sein Paß, sein Sparkassenbuch, vier Zehnmarkscheine und etwas Silbergeld. Daneben zwei Briefe, einer an seine Frau und einer an die Polizei. Neben dem Brief an seine Frau lag noch ein silbernes Zigarettenetui und sein Trauring.

Er mußte es lange überlegt und alles vorher in Ordnung gebracht haben; denn das Zimmer war vollkommen aufgeräumt, und als wir genauer nachsahen, fanden wir auf der Kommode noch etwas Geld und einen Zettel, auf dem stand: Rest der Miete für diesen Monat. Er hatte es extra gelegt, so als ob er zeigen wollte, daß es mit seinem Tode nichts zu tun hätte.

Es klingelte, und zwei Beamte in Zivil kamen. Der Arzt, der den Körper inzwischen abgeschnitten hatte, stand auf. «Tot», sagte er, «Selbstmord, ohne allen Zweifel.»

Die Beamten erwiderten nichts. Sie sahen aufmerksam das ganze Zimmer durch, nachdem sie die Tür geschlossen hatten. Sie holten ein paar Briefe aus einem Schrankschubfach und verglichen die Schrift mit den Briefen auf dem Tisch. Der jüngere von beiden nickte. «Weiß jemand den Grund?»

Ich erzählte, was ich wußte. Er nickte wieder und schrieb meine Adresse auf. «Können wir ihn wegbringen lassen?» fragte der Arzt.

«Ich habe ein Krankenauto bestellt bei der Charité», erwiderte der jüngere Beamte. «Es muß gleich kommen.»

Wir warteten. Es war still im Zimmer. Der Arzt kniete auf dem Boden neben Hasse. Er hatte ihm alle Kleider geöffnet und frottierte abwechselnd die Brust mit einem Handtuch und machte Wiederbelebungsversuche. Man hörte nur das Pfeifen und Röcheln der Luft, die in die toten Lungen ausund einströmte.

«Der zwölfte in dieser Woche», sagte der jüngere Beamte.

«Aus dem gleichen Grund?» fragte ich.

«Nein. Fast alle wegen Arbeitslosigkeit. Zwei Familien, eine mit drei Kindern. Mit Gas natürlich. Familien nehmen fast immer Gas.»

Die Träger kamen mit ihrer Bahre. Frida huschte mit ihnen hinein. In einer Art Gier starrte sie Hasses kläglichen Körper an. Sie hatte rote Flecken im Gesicht und schwitzte. «Was wollen Sie hier?» fragte der ältere Beamte grob.

Sie fuhr zurück. «Ich muß doch meine Aussage machen», stotterte sie.

«'raus!» sagte der Beamte.

Die Träger legten eine Decke über Hasse und brachten ihn hinaus. Dann gingen auch die beiden Beamten. Sie nahmen die Papiere mit. «Er hat das Geld für das Begräbnis deponiert», sagte der jüngere. «Wir werden es der zuständigen Stelle übergeben. Wenn die Frau kommt, sagen Sie ihr bitte, sie möge sich bei der Kriminalpolizei des Reviers melden. Er hat ihr sein Geld vermacht. Können die übrigen Sachen einstweilen hier bleiben?»

Frau Zalewski nickte. «Das Zimmer ist doch nicht mehr zu vermieten.»

«Schön.»

Der Beamte grüßte und ging. Wir gingen ebenfalls hinaus. Orlow schloß die Tür ab und gab Frau Zalewski den Schlüssel. «Am besten ist, es wird möglichst wenig über die ganze Sache geredet», sagte ich.

«Das meine ich auch», sagte Frau Zalewski.

«Ich denke vor allem an Sie, Frida», fügte ich hinzu.

Frida wachte aus einer Art von Geistesabwesenheit auf. Ihre Augen glänzten. Sie antwortete nicht.

«Sollten Sie ein Wort zu Fräulein Hollmann erzählen», sagte ich, «dann gnade Ihnen Gott!»

«Das weiß ich selbst», erwiderte sie patzig. «Die arme Dame ist viel zu krank dazu!»

Ihre Augen funkelten. Ich mußte mich beherrschen, ihr keine Ohrfeige herunterzuhauen.

«Der arme Hasse!» sagte Frau Zalewski.

Es war ganz dunkel auf dem Korridor. «Sie waren ziemlich grob gegen den Grafen Orlow», sagte ich zu dem Rechnungsrat.

«Wollen Sie ihm nicht ein paar Worte der Entschuldigung sagen?»

Der Alte starrte mich an. Dann stieß er hervor: «Ein deutscher Mann entschuldigt sich nicht! Schon gar nicht bei einem Asiaten!» und warf die Tür krachend hinter sich zu.

«Was ist denn mit dem Briefmarkenhengst los?» fragte ich erstaunt.

«Der war doch immer sanft wie ein Lamm.»

«Er läuft seit ein paar Monaten in jede Wahlversammlung», erwiderte Georgie aus dem Dunkel.

«Ach so!»

Orlow und Erna Bönig waren schon gegangen. Frau Zalewski begann plötzlich zu weinen. «Nehmen Sie es sich nicht zu sehr zu Herzen», sagte ich. «Es ist ja doch nichts dran zu ändern.»

«Es ist zu schrecklich», schluchzte sie. «Ich muß ausziehen, ich komme nicht darüber weg!»

«Sie werden schon darüber wegkommen», sagte ich. «Ich habe einmal ein paar hundert Leute so gesehen. Gasvergiftete Engländer. Bin auch drüber weggekommen.»

Ich gab Georgie die Hand und ging in mein Zimmer. Es war dunkel. Unwillkürlich sah ich zum Fenster, ehe ich Licht machte. Dann horchte ich zu Pat hinüber. Sie schlief. Ich ging zum Schrank, holte die Flasche Kognak und schenkte mir ein Glas ein. Es war guter Kognak, und es war gut, ihn zu haben. Ich stellte die Flasche auf den Tisch. Das letzte Glas daraus hatte Hasse getrunken. Ich dachte darüber nach, daß es besser gewesen wäre, ihn nicht allein zu lassen. Ich war bedrückt, aber ich konnte mir keinen Vorwurf machen. Ich hatte so vieles mitgemacht, daß ich wußte, daß entweder alles, was man tat, ein Vorwurf war, oder daß es nie einen gab. Es war das Unglück Hasses gewesen, daß ihm das an einem Sonntag passiert war. An einem Wochentag wäre er ins Büro gegangen und vielleicht darüber hinweggekommen.

Ich trank noch einen Kognak. Es hatte keinen Zweck, darüber nachzudenken. Wer weiß, was einem selber noch alles bevorstand. Kein Mensch wußte, ob er den, den er jetzt bedauerte, nicht noch einmal für glücklich halten würde.

Ich hörte, wie Pat sich regte, und ging hinüber. Sie sah mir entgegen.

«Es ist doch zum Verzweifeln mit mir, Robby», sagte sie. «Da habe ich schon wieder fest geschlafen.»

«Das ist doch gut», erwiderte ich.

«Nein.» Sie stützte sich auf die Ellbogen. «Ich will nicht so viel schlafen.»

«Warum nicht? Ich möchte manchmal in einem durch die nächsten fünfzig Jahre verschlafen.»

«Aber du möchtest dann nicht fünfzig Jahre älter sein!»

«Das weiß ich nicht. Das kann man immer erst nachher sagen.»

«Bist du traurig?» fragte sie.

«Nein», sagte ich. «Im Gegenteil. Ich habe gerade beschlossen, daß wir uns anziehen und ganz wunderbar essen gehen werden. Alle Dinge, die du gern magst Und dazu werden wir uns ein bißchen betrinken.»

«Das ist gut», erwiderte sie. «Gehört das noch mit zu unserm großen Bankrott?»

«Ja», sagte ich, «das gehört noch mit dazu.»

Ist es für das Seelenheil eines Verstorbenen? – За упокой души усопшего?

Bernhard Wiese, Katczinsky, Müller, Leer, Kemmerich, Friedmann, Jürgens, Berger – имена героев первого анти- военного романа Ремарка “Im Westen nichts Neues” («На Западном фронте без перемен»), вышедшего в свет в 1929 г., переведенного на многие языки и принесшего автору мировую известность. Роман “Im Westen nichts Neues”, как и роман “Drei Kameraden”, посвящен т. н. потерянному поколению.

Labsal *n* – отрада

Agave *f* – агавы, тропическое растение, приносящее съедобные плоды

Manhattan – остров в устье реки Гудзон. На нем находится центральный район Нью-Йорка

Pensum 20

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Трифен (h), beleben, albern (te, t), etwas ausstellen, etwas aussuchen, Dat. zuhören, Dat. vorschwindeln, j-m nachsehen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Stellen Sie an einander 5 Fragen zum Kapitel.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Warum hatte Patrice Angst, allein zu sein? Verstehen Sie, warum Patrice morgens müdig und traurig war?

2. Konnte Robert zärtlich sein? Kommt ein Mann albern vor, wenn er in der Liebe zärtlich ist?

3. Was war Pat Schwäche? Was würden Robert und Patrice einander schenken, wohin würden sie „aus dieser Stadt und diesem Regen“ losreisen? Warum sagte Robert erst jetzt, dass er damals seine weiten Reisen vorge-schwindelt hatte?

4. Wissen Sie auch großartig, wie Patrice und Robert, was Sie mit Geld an-fangen?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Roberts „Glück des Noch bei ein anders“.

2. Roberts Begegnung mit dem Pastor im Domgarten.

3. Vor Schaufenstern eines großen Pelzgeschäftes.

Kapitel XXI

Mitte Oktober ließ Jaffé mich rufen. Es war zehn Uhr morgens, aber das Wetter war so trübe, daß in der Klinik noch Licht brannte. Es vermischte sich mit der Nebeldämmerung von draußen zu einer fahlen, krankhaften Helligkeit.

Jaffé saß allein in seinem großen Sprechzimmer. Er hob den kahlen, be-glänzten Kopf, als ich eintrat. Mürrisch zeigte er auf das große Fenster, gegen das der Regen klatschte. «Was sagen Sie zu diesem verdammten Wetter?»

Ich zuckte die Achseln. «Hoffentlich hört es bald mal auf.»

«Das hört nicht auf.»

Er sah mich an und schwieg. Dann nahm er einen Bleistift vom Schreib-tisch, betrachtete ihn, klopfte damit auf die Platte und legte ihn wieder beiseite.

«Ich kann mir denken, weshalb Sie mich gerufen haben», sagte ich.

Jaffé knurrte irgend etwas. Ich wartete einen Augenblick. Dann sagte ich: «Pat muß wohl jetzt bald fort?»

«Ja...»

Jaffé starrte ärgerlich vor sich hin. «Ich hatte mit Ende Oktober gerechnet. Aber bei diesem Wetter...» Er griff nach dem silbernen Bleistift.

Der Wind warf einen Schauer Regen prasselnd gegen das Fenster. Es klang wie fernes Maschinengewehrfeuer. «Wann denken Sie, daß sie reisen soll?» fragte ich.

Er sah mich plötzlich von unten herauf voll an. «Morgen», sagte er.

Ich spürte eine Sekunde keinen Boden unter den Füßen.

Die Luft war wie Watte und klebte mir in der Lunge. Dann ging es vorüber, und ich fragte, so ruhig ich konnte, aber meine Stimme kam weit her, als fragte ein anderer: «Ist es auf einmal so viel schlimmer geworden?»

Jaffé schüttelte heftig den Kopf und stand auf. «Wenn es sich so schnell verändert hätte, könnte sie doch überhaupt nicht fahren», erklärte er unfreundlich. «Es ist nur besser. Bei diesem Wetter ist jeder Tag eine Gefahr. Erkältungen und so was...»

Er nahm ein paar Briefe vom Schreibtisch. «Ich habe schon alles vorbereitet. Sie brauchen nur abzufahren. Den Chefarzt des Sanatoriums kenne ich seit meiner Studienzeit. Er ist sehr tüchtig. Ich habe ihn genau informiert.»

Er gab mir die Briefe. Ich nahm sie, aber ich steckte sie nicht ein. Er sah mich an, dann blieb er vor mir stehen und legte eine Hand auf meinen Arm. Sie war leicht wie ein Vogelflügel, ich spürte sie überhaupt nicht. «Schwer», sagte er leise mit veränderter Stimme, «ich weiß es. Deshalb habe ich auch damit gewartet, solange es ging.»

«Es ist nicht schwer...», erwiderte ich.

Er wehrte ab. «Lassen Sie nur...»

«Nein», sagte ich, «so meine ich das auch nicht. Ich möchte nur eines wissen: Kommt sie zurück?»

Jaffé schwieg einen Augenblick. Seine dunklen, schmalen Augen glänzten in dem trüben gelben Licht. «Weshalb wollen Sie das jetzt wissen?» fragte er nach einer Weile.

«Weil es sonst besser ist, daß sie nicht fährt», sagte ich.

Er blickte rasch auf. «Was sagen Sie da?»

«Es ist sonst besser, daß sie hierbleibt.»

Er starrte mich an. «Wissen Sie auch, was das mit Sicherheit bedeuten würde?» fragte er dann leise und scharf.

«Ja», sagte ich. «Es würde bedeuten, daß sie nicht allein sterben würde. Und was das heißt, weiß ich auch.»

Jaffé hob die Schultern hoch, als fröstele er. Dann ging er langsam zum Fenster und sah in den Regen hinaus. Als er zurückkam, war sein Gesicht eine Maske. Er blieb dicht vor mir stehen. «Wie alt sind Sie?» fragte er.

«Dreißig», erwiderte ich. Ich begriff nicht, was er wollte.

«Dreißig», wiederholte er in einem merkwürdigen Tone, als spräche er zu sich selbst und hätte mich gar nicht verstanden. «Dreißig, mein Gott!» Er ging zu seinem Schreibtisch und blieb dort stehen, klein und abwesend neben dem riesigen, blanken Möbel. «Ich bin jetzt bald sechzig», sagte er, ohne mich anzu-

sehen, «aber ich könnte das nicht. Ich würde immer wieder alles versuchen, immer wieder, und wenn ich genau wüßte, daß es zwecklos wäre.»

Ich schwieg. Jaffé stand da, als hätte er alles um sich herum vergessen. Dann machte er eine Bewegung, und sein Gesicht wechselte den Ausdruck. Er lächelte. «Ich glaube bestimmt, daß sie oben den Winter gut überstehen wird.»

«Nur den Winter?» fragte ich.

«Ich hoffe, daß sie dann im Frühjahr wieder herunter kann.»

«Hoffen», sagte ich, «was heißt hoffen?»

«Alles», erwiderte Jaffé. «Immer alles. Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr sagen. Das andere sind Möglichkeiten. Man muß sehen, wie es oben wird. Aber ich hoffe bestimmt, daß sie im Frühjahr zurückkommen kann.»

«Bestimmt?»

«Ja.» Er ging um den Schreibtisch herum und stieß mit dem Fuß eine ofenstehende Schublade so heftig zu, daß die Gläser klirrten. «Verdammt, Mann, es geht mir doch selber nahe, daß sie weg muß!» murmelte er.

Eine Schwester kam herein. Jaffé winkte ihr ab. Sie blieb trotzdem stehen, untersetzt, vierschrötig, mit einem Bulldoggengesicht unter grauem Haar.

«Nachher!» knurrte Jaffé, «kommen Sie nachher wieder!»

Die Schwester drehte sich ärgerlich um. Im Hinausgehen knipste sie das elektrische Licht aus. Grau und milchig stand plötzlich der Tag in dem großen Raum. Jaffés Gesicht war auf einmal ganz fahl. «Alte Hexe!» sagte er. «Seit zwanzig Jahren will ich sie schon rauswerfen. Ist nur zu tüchtig.»

Wandte er sich mir zu. «Nun?»

«Wir fahren heute abend», sagte ich.

«Heute?»

«Ja. Wenn es schon sein muß, dann ist heute besser als morgen. Ich werde sie hinbringen. Ein paar Tage kann ich schon hier weg.»

Er nickte und gab mir die Hand.

Ich ging. Der Weg zur Tür erschien mir sehr weit.

Draußen blieb ich stehen. Ich merkte, daß ich die Briefe noch in der Hand hatte. Der Regen klatschte auf das Papier. Ich wischte die Briefe ab und steckte sie in die Brusttasche. Dann sah ich mich um. Ein Omnibus hielt gerade vor dem Hause. Er war voll besetzt, und ein Schwarm von Leuten drängte hinaus. Ein paar Mädchen in schwarzen, glänzenden Regenmänteln lachten mit dem Schaffner. Er war jung, und die weißen Zähne blitzten in seinem braunen Gesicht. Das geht doch nicht, dachte ich, das kann doch alles nicht stimmen! So viel Leben, und Pat muß fort!

Der Omnibus fuhr klingelnd ab. Seine Räder spritzten eine Garbe Wasser über den Bürgersteig. Ich ging weiter, um Köster Bescheid zu sagen und die Fahrkarten zu besorgen.

Mittags kam ich nach Hause. Ich hatte alles erledigt und auch dem Sanatorium schon telegraphiert. «Pat», sagte ich noch in der Tür, «kannst du bis heute abend alles gepackt haben?»

«Muß ich fort?»

«Ja», sagte ich. «Ja, Pat.»

«Allein?»

«Nein. Wir fahren zusammen. Ich bringe dich hin.»

Ihr Gesicht bekam wieder Farbe. «Wann muß ich fertig sein?» fragte sie.

«Der Zug fährt heute abend um zehn.»

«Und gehst du jetzt noch einmal fort?»

«Nein. Ich bleibe hier, bis wir wegfahren.»

Sie atmete tief. «Dann ist es ganz einfach, Robby», sagte sie. «Wollen wir gleich anfangen?»

«Wir haben noch Zeit.»

«Ich möchte gleich anfangen. Dann ist es fertig.»

«Gut.»

Ich verstaute die paar Sachen, die ich mitnehmen wollte, rasch und war in einer halben Stunde fertig. Dann ging ich zu Frau Zalewski hinüber und sagte ihr, daß wir abends reisen würden. Ich machte mit ihr ab, daß das Zimmer zum ersten November frei würde, wenn sie es nicht früher vermieten könnte. Sie wollte ein langes Gespräch beginnen, aber ich ging rasch wieder zurück.

Pat kniete vor ihrem Schrankkoffer, rundum hingen ihre Kleider, auf dem Bett lag Wäsche, und sie packte gerade ihre Schuhe ein. Ich erinnerte mich daran, daß sie auch so gekniet hatte, als sie in dieses Zimmer eingezogen war und ausgepackt hatte, und mir schien, als wäre das endlos lange her und doch eigentlich erst gestern gewesen. Sie sah auf. «Nimmst du das silberne Kleid auch mit?» fragte ich.

Sie nickte. «Was machen wir nur mit all den andern Sachen, Robby? Mit den Möbeln?»

«Ich habe schon mit Frau Zalewski gesprochen. Soviel ich kann, nehme ich in mein Zimmer hinüber. Das übrige geben wir einer Speditionsfirma zum Aufbewahren. Da holen wir es dann wieder ab, wenn du zurückkommst.»

«Wenn ich zurückkomme», sagte sie.

«Ja», erwiderte ich, «im Frühling, wenn du braun von der Sonne zurückkommst.»

Ich half ihr packen, und nachmittags, als es schon dunkel draußen wurde, waren wir fertig. Es war sonderbar: die Möbel standen alle noch am gleichen Platz, nur die Schränke und Schubladen waren geleert, und trotzdem erschien das Zimmer plötzlich kahl und traurig. Pat setzte sich auf ihr Bett. Sie sah müde aus. «Soll ich Licht machen?» fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf. «Laß es noch etwas so.»

Ich setzte mich neben sie. «Willst du eine Zigarette?»

«Nein, Robby. Nur ein bißchen so sitzen.»

Ich stand auf und ging zum Fenster. Draußen brannten die Laternen unruhig im Regen. Der Wind wühlte in den Bäumen. Unten ging Rosa langsam vorüber. Ihre hohen Stiefel glänzten. Sie trug ein Paket unter dem Arm und war auf dem Wege zum International. Wahrscheinlich hatte sie ihr Strickzeug bei sich, um für ihre Kleine wollene Sachen zu stricken. Ihr folgten Fritz und Marion, beide in neuen weißen, enganliegenden Regenmänteln, und nach einer Weile schlich Mimi, abgerissen und müde, hinter ihnen her.

Ich drehte mich um. Es war jetzt so dunkel geworden, daß ich Pat nicht mehr sehen konnte. Ich hörte sie nur atmen. Langsam und trübe begannen hinter den Bäumen des Friedhofs die Lichtreklamen emporzukletterten. Die rote Leuchtschrift der Zigarettenreklame zog wie ein buntes Ordensband über die Hausdächer dahin, die blauen und smaragdgrünen Kreise der Weinfirmer begannen zu sprühen, und die hellen Konturen der Wäschereklame leuchteten auf. Ihr Licht warf einen matten, verschwommenen Schein durch die Fenster auf die Wände und die Decke. Er wanderte hin und her, und das Zimmer erschien plötzlich wie eine verlorene, kleine Taucherglocke auf dem Grunde des Meeres, um die die Regenwellen rauschten und zu der aus weiter Ferne noch ein schwacher Abglanz der bunten Welt herabdrang.

Es war acht Uhr abends. Draußen rührte ein Klaxon. «Das ist Gottfried mit dem Taxi», sagte ich, «er will uns zum Essen abholen.»

Ich stand auf, ging zum Fenster und rief hinunter, daß wir kämen. Dann knipste ich die kleine Tischlampe an und ging in mein Zimmer. Es war mir verflucht fremd. Ich holte die Rumflasche und trank rasch ein Glas. Dann setzte ich mich in den Sessel und starrte auf die Tapete. Nach einer Weile stand ich wieder auf und ging zum Waschtisch, um mir die Haare zu bürsten. Ich vergaß es darüber, weil ich im Spiegel plötzlich mein Gesicht sah. Kalt und neugierig betrachtete ich es. Ich verzog die Lippen und grinste es an. Es grinste gespannt und blaß zurück. «Du», sagte ich lautlos. Dann ging ich zu Pat zurück.

«Wollen wir los, alter Bursche?» fragte ich.

«Ja», sagte sie, «aber ich will noch einmal in dein Zimmer gehen.»

«Warum?» erwiderte ich. «Die alte Bude...»

«Bleib du hier», sagte sie. «Ich komme gleich wieder.»

Ich wartete eine Zeitlang, dann ging ich hinüber. Sie stand in der Mitte des Zimmers und fuhr zusammen, als sie mich erblickte. Ich hatte sie noch nie so gesehen. Sie war ganz ausgelöscht. Es war nur eine Sekunde, dann lächelte sie wieder.

«Komm», sagte sie. «Jetzt wollen wir gehen.»

An der Küche erwartete uns Frau Zalewski. Ihre grauen Löckchen wogten, und sie trug die Brosche mit dem seligen Zalewski auf dem schwarzen Seidenkleid. «Fassung!» flüsterte ich Pat zu, «sie wird dich umarmen.»

Im nächsten Moment verschwand Pat bereits an dem ungeheuren Busen. Das gewaltige Gesicht über ihr zuckte. Es handelte sich nur noch um Sekunden, und Pat wäre unabsehbar überschwemmt worden; wenn Mutter Zalewski weinte, dann standen ihre Augen unter Druck wie Syphonflaschen.

«Entschuldigen Sie», sagte ich, «wir müssen eiligst los! Es ist höchste Zeit!»

«Höchste Zeit?» Frau Zalewski maß mich mit einem vernichtenden Blick. «Der Zug geht erst in zwei Stunden! Inzwischen wollen Sie das arme Kind doch wahrscheinlich nur betrunken machen!»

Pat mußte lachen. «Nein, Frau Zalewski. Wir wollen uns noch von den andern verabschieden.»

Mutter Zalewski schüttelte ungläubig den Kopf. «Sie sehen bei diesem jungen Mann in einen goldenen Topf, Fräulein Hollmann. Dabei ist er allerhöchstens eine goldene Schnapsflasche.»

«Ein schönes Bild», sagte ich.

«Mein Kind...», Frau Zalewski wurde wieder von Rührung gepackt. «Kommen Sie bald wieder! Ihr Zimmer ist immer für Sie da. Und wenn der Kaiser selbst darin wohnte, er müßte raus, wenn Sie kommen!»

«Danke schön, Frau Zalewski», sagte Pat. «Vielen Dank für alles. Auch für das Kartenlegen. Ich werde mir alles merken.»

«Das ist schön. Und erholen Sie sich gut, und werden Sie ganz gesund!»

«Ja», erwiderte Pat, «ich werde es versuchen. Auf Wiedersehen, Frau Zalewski. Auf Wiedersehen, Frida.»

Wir gingen. Die Korridortür klappte hinter uns zu. Im Treppenhaus war es halbdunkel; ein paar elektrische Birnen waren ausgebrannt. Pat schwieg, während sie leise und weich die Treppen hinunterstieg. Ich hatte das Gefühl, als wäre ein Urlaub zu Ende und wir gingen jetzt im grauen Morgen zum Bahnhof, um an die Front zu fahren.

Lenz öffnete die Tür zum Taxi. «Vorsicht!» sagte er.

Der Wagen war voller Rosen. Zwei riesige Büsche weißer und roter Blüten lagen auf den hinteren Sitzen. Ich erkannte sofort, woher sie kamen — aus dem Domgarten. «Die letzten», erklärte Gottfried selbstzufrieden. «Haben eine gewisse Mühe gekostet. Mußte mit einem Pfarrer längere Zeit darüber diskutieren.»

«War das einer mit so hellen blauen Kinderaugen?» fragte ich.

«Aha, also du warst das, Bruder!» erwiderte Gottfried. «Von dir hat er mir also erzählt. Der Mann war mächtig enttäuscht, als er merkte, was es mit dem Kreuzwegbeten auf sich hatte. Er hatte schon geglaubt, die Frömmigkeit der männlichen Bevölkerung nähme wieder zu.»

«Hat er dich denn mit den Blumen so losziehen lassen?» fragte ich.

«Er ließ mit sich reden. Zuletzt hat er mir sogar geholfen zu pflücken.»

Pat lachte. «Ist das wahr?»

Gottfried schmunzelte. «Natürlich. Es sah fabelhaft aus, wie der geistliche Herr im Halbdunkel nach den höchsten Zweigen sprang. Er entwickelte direkt Sportgeist. Erzählte mir, daß er früher auf dem Gymnasium guter Fußballspieler war. Rechter Innenstürmer, glaube ich.»

«Du hast einen Pastor zum Diebstahl verleitet», sagte ich. «Das kostet ein paar hundert Jahre Hölle. Aber wo ist Otto?»

«Der ist schon bei Alfons. Wir gehen doch zu Alfons essen?»

«Ja, natürlich», sagte Pat.

«Also los!»

Es gab bei Alfons gespickten Hasen mit Rotkohl und geschmorten Äpfeln. Hinterher spielte er zum Abschluß auf seinem Grammophon einen Chor der Donkosaken. Es war ein sehr leises Lied, bei dem der Chor nur gedämpft wie eine ferne Orgel brummte, während eine einsame, klare Stimme darüber schwebte. Mir schien, als ginge lautlos die Tür auf und ein alter, müder Mann träte herein, setzte sich schweigend an einen Tisch und lauschte dem Lied seiner Jugend.

«Kinder», sagte Alfons, als der Chor immer leiser und leiser geworden war, bis er schließlich wie ein Seufzer verhauchte, «Kinder, wißt ihr, woran ich immer denken muß, wenn ich das höre? An Ypern 1917, Gottfried, damals im März, an den einen Abend mit Bertelsmann...»

«Ja», sagte Lenz, «ich weiß es noch, Alfons. Es war der Abend mit den Kirschbäumen...»

Alfons nickte.

Köster stand auf. «Ich glaube, es wird Zeit.» Er sah nach der Uhr.

«Ja, wir müssen los.»

«Noch einen Kognak», sagte Alfons. «Von dem echten Napoleon! Habe ihn doch extra für euch mitgebracht!»

Wir tranken den Kognak, dann brachen wir auf.

«Auf Wiedersehen, Alfons!» sagte Pat. «Ich bin immer so gern hier gewesen.» Sie gab ihm die Hand.

Alfons wurde rot. Er hielt ihre Hand fest zwischen seinen beiden Pranken. «Also, wenn mal was ist — einfach nur Bescheid geben.» Er sah sie äußerst verlegen an. «Sie gehören ja jetzt dazu. Hätte nie gedacht, daß eine Frau mal dazugehören könnte.»

«Danke», sagte Pat, «danke, Alfons. Sie hätten mir nichts Schöneres sagen können! Auf Wiedersehen und alles Gute!»

«Auf Wiedersehen! Bald!»

Köster und Lenz brachten uns zur Bahn. Vor unserm Hause hielten wir einen Augenblick, und ich holte den Hund herunter. Die Koffer hatte Jupp schon zum Bahnhof gebracht.

Wir kamen gerade rechtzeitig an. Kaum waren wir eingestiegen, da fuhr der Zug schon los. Als die Lokomotive anzog, griff Gottfried in die Tasche und

reichte mir eine eingewickelte Flasche hinauf. «Hier, Robby, nimm das mal. So was kann man unterwegs immer gebrauchen.»

«Danke», sagte ich, «trinkt sie heute abend selbst, Kinder. Ich habe schon was bei mir.»

«Nimm sie», erwiderte Lenz, «man kann nie genug davon haben!» Er ging neben dem fahrenden Zug her und warf mir die Flasche zu. «Auf Wiedersehen, Pat!» rief er. «Wenn wir hier pleite sind, kommen wir alle zu Ihnen hinauf. Otto als Skiläufer, ich als Tanzlehrer, Robby als Klavierspieler. Dann bilden wir eine Truppe mit Ihnen und ziehen von Hotel zu Hotel!»

Der Zug wurde schneller, und Gottfried blieb zurück. Pat lehnte aus dem Fenster und winkte, bis der Bahnhof hinter einer Kurve verschwand. Dann wandte sie sich um. Sie war sehr blaß, und ihre Augen glänzten feucht. Ich nahm sie in den Arm. «Komm», sagte ich, «jetzt trinken wir was. Du hast dich großartig gehalten.»

«Mir ist aber gar nicht großartig zumute», erwiderte sie mit einem Versuch zu lächeln.

«Mir auch nicht», sagte ich. «Deshalb wollen wir ja was trinken.»

Ich machte die Flasche auf und gab ihr einen Becher Kognak. «Gut?» fragte ich.

Sie nickte und lehnte sich an meine Schulter. «Ach, Liebling, was soll das alles werden?»

«Du mußt nicht weinen», sagte ich. «Ich war so stolz, daß du nicht geweint hast, den ganzen Tag.»

«Ich weine ja gar nicht», erwiderte sie und schüttelte den Kopf, und die Tränen liefen ihr über das schmale Gesicht.

«Komm, trink noch etwas», sagte ich und hielt sie fest. «Es ist nur immer der erste Moment, dann wird es schon besser.»

Sie nickte. «Ja, Robby. Du mußt dich auch gar nicht darum kümmern. Es ist gleich vorbei, und es ist besser, wenn du es gar nicht siehst. Laß mich nur ein paar Minuten hier allein sitzen, dann werde ich schon damit fertig.»

«Warum denn? Du warst den ganzen Tag so tapfer, da kannst du jetzt ruhig so viel weinen, wie du willst.»

«Ich war gar nicht tapfer. Du hast es nur nicht gemerkt.»

«Vielleicht», sagte ich, «aber das war es dann gerade.»

Sie versuchte zu lächeln. «Warum denn eigentlich, Robby?»

«Weil man sich nicht ergibt.» Ich strich ihr über das Haar. «Solange man sich nicht ergibt, ist man mehr als das Schicksal.»

«Bei mir ist es kein Mut, Liebling», murmelte sie. «Bei mir ist es einfach nur Angst. Jämmerliche Angst vor der großen, letzten Angst.»

«Das ist alles Mut, Pat.»

Sie lehnte sich an mich. «Ach, Robby, du weißt ja gar nicht, was Angst ist.»

«Doch», sagte ich.

Die Tür ging auf. Der Schaffner verlangte die Fahrkarten.

Ich gab sie ihm. «Ist die Schlafwagenkarte für die Dame?» fragte er.

Ich nickte.

«Dann müssen Sie in den Schlafwagen gehen», sagte er zu Pat. «Die Karte gilt nicht für die übrigen Abteile.»

«Gut.»

«Und der Hund muß in den Packwagen», erklärte er. «Das Hundeabteil ist im Packwagen.»

«Schön», sagte ich. «Wo ist denn der Schlafwagen?»

«Rechts der dritte Wagen. Der Packwagen ist ganz vorn.»

Er ging. Auf seiner Brust baumelte eine kleine Laterne.

Das sah aus, als ginge er durch die Schächte eines Bergwerks.

«Dann wollen wir mal umziehen, Pat», sagte ich. «Billy schmuggle ich schon zu dir 'rein. Der hat im Packwagen nichts zu suchen.»

Ich hatte für mich keinen Schlafwagenplatz genommen. Es machte mir nichts, in einer Abteilecke die Nacht zu verbringen. Außerdem war es billiger.

Jupp hatte Pats Gepäck schon in den Schlafwagen gebracht. Das Abteil war ein hübscher, kleiner, mit Mahagoniholz getäfelter Raum. Pat hatte das untere Bett. Ich fragte den Schaffner, ob auch das obere belegt sei.

«Ja», sagte er, «ab Frankfurt.»

«Wann sind wir in Frankfurt?»

«Um halb drei.»

Ich gab ihm ein Trinkgeld, und er ging in seine Wagenecke zurück.

«In einer halben Stunde bin ich mit dem Hund wieder bei dir», sagte ich zu Pat.

«Aber das geht doch nicht; der Schaffner bleibt ja im Wagen.»

«Es geht schon. Schließ nur deine Tür nicht ab.»

Ich ging zurück, an dem Schaffner vorbei, der mich ansah. Auf der nächsten Station stieg ich mit dem Hund aus und ging über den Bahnsteig am Schlafwagen vorbei bis zum nächsten Wagen. Hier wartete ich, bis der Schaffner ausstieg, um mit dem Zugführer zu schwätzen. Dann stieg ich wieder ein, ging durch den Wagen bis zu den Schlafwagenabteilen und kam zu Pat, ohne daß mich jemand gesehen hatte. Sie trug einen weichen weißen Mantel und sah wunderschön aus. Ihre Augen glänzten. «Ich bin jetzt ganz darüber weg, Robby», sagte sie.

«Das ist gut. Aber willst du dich nicht zu Bett legen? Es ist mächtig knapp hier. Ich setze mich dann zu dir.»

«Ja, aber...», sie zögerte und zeigte auf das obere Bett. «Wenn nun die Vorsteherin des Vereins für gefallene Mädchen plötzlich in der Tür steht...»

«Bis Frankfurt ist's noch lange», sagte ich. «Ich passe schon auf. Ich schlafe nicht ein.»

Kurz vor Frankfurt ging ich in mein Abteil zurück. Ich setzte mich in die Fensterecke und versuchte zu schlafen. Aber in Frankfurt stieg ein Mann mit einem Seehundsbart ein, der sofort einen Koffer auspackte und zu essen begann. Er aß so intensiv, daß ich nicht zum Schlafen kam. Die Mahlzeit dauerte fast eine Stunde. Dann wischte der Seehund sich den Bart, legte sich lang und begann ein Konzert, wie ich es nie vorher gehört hatte. Es war kein einfaches Schnarchen; es war ein heulendes Seufzen, unterbrochen von stoßweisem Stöhnen und langgezogenem Blubbern. Ich konnte kein System darin entdecken, so vielfältig war es. Zum Glück stieg der Mann um halb sechs Uhr aus.

Als ich aufwachte, war draußen alles weiß. Es schneite in großen Flocken, und das Abteil war in ein seltsam unwirkliches Zwielflicht getaucht. Wir fuhren schon durchs Gebirge. Es war fast neun Uhr. Ich dehnte mich und ging mich waschen und rasieren. Als ich zurückkam, stand Pat im Abteil. Sie sah frisch aus. «Hast du gut geschlafen?» fragte ich.

Sie nickte.

«Und wie war die alte Spiritistin in deinem Abteil?»

«Jung und hübsch. Sie heißt Helga Guttmann und fährt ins selbe Sanatorium wie ich.»

«Tatsächlich?»

«Ja, Robby. Aber du hast schlecht geschlafen, das sieht man. Du mußt ein ordentliches Frühstück haben.»

«Kaffee», sagte ich. «Kaffee mit etwas Kirsch.»

Wir gingen zum Speisewagen. Ich war plötzlich guter Stimmung. Es schien alles nicht mehr so schlimm wie am Abend vorher.

Helga Guttmann saß schon da. Sie war ein schlankes, lebhaftes Mädchen von südlichem Typ. «Merkwürdig», sagte ich, «daß sich das so getroffen hat mit demselben Sanatorium.»

«Gar nicht so merkwürdig», erwiderte sie.

Ich sah sie an. Sie lachte. «Um diese Zeit sammeln sich doch die Zugvögel alle wieder. Drüben...», sie zeigte in die Ecke des Speisewagens, «der ganze Tisch dort fährt auch hin.»

«Woher wissen Sie das?» fragte ich.

«Ich kenne sie alle vom vorigen Jahr. Da oben kennt doch jeder den andern.»

Der Kellner kam und brachte den Kaffee. «Bringen Sie mir noch einen großen Kirsch dazu», sagte ich. Ich mußte etwas trinken. Es war auf einmal alles so einfach. Da saßen Leute und fuhren zum Sanatorium, zum zweitenmal sogar, und es schien ihnen nicht viel mehr als eine Spazierfahrt zu sein. Es war dumm, so viel Angst zu haben. Pat würde zurückkommen, wie alle diese Leute zurückgekommen waren. Ich dachte nicht daran, daß alle diese Leute jetzt auch wieder hinfuhren — es war genug zu wissen, daß man zurückkam und wieder

ein ganzes Jahr vor sich hatte. In einem Jahr konnte viel passieren. Unsere Vergangenheit hatte uns gelehrt, kurzfristig zu denken.

Wir kamen spätnachmittags an. Es war ganz klar geworden, die Sonne schien golden auf die Schneefelder, und der Himmel war so blau, wie wir ihn seit Wochen nicht mehr gesehen hatten. Am Bahnhof wartete eine Menge Leute. Sie grüßten und winkten, und aus dem Zuge winkten die Ankommenden zurück. Helga Guttmann wurde von einer lachenden blonden Frau und zwei Männern in hellen Knickerbockern in Empfang genommen. Sie war ganz aufgeregt und wirbelig, so als wäre sie nach langer Abwesenheit nach Hause gekommen. «Auf Wiedersehen, nachher, oben!» rief sie uns zu und bestieg mit ihren Freunden einen Schlitten.

Die Leute zerstreuten sich rasch, und wir standen ein paar Minuten später allein auf dem Bahnsteig. Ein Gepäckträger trat zu uns heran.

«Welches Hotel?» fragte er.

«Sanatorium Waldfrieden», erwiderte ich.

Er nickte und winkte einem Kutscher. Die beiden verstaute die Koffer in einem hellblauen Schlitten, der mit zwei Schimmeln bespannt war. Die Pferde hatten bunte Federbüschel auf den Köpfen, und der Dampf ihres Atems umwehte ihre Mäuler wie perlmutterfarbenes Gewölk.

Wir stiegen ein. «Wollen Sie zur Drahtseilbahn oder mit dem Schlitten rauf?» fragte der Kutscher.

«Wie weit ist es mit dem Schlitten?»

«Eine halbe Stunde.»

«Dann mit dem Schlitten.»

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, und wir fuhren los. Es ging aus dem Dorf hinaus und dann in Kehren aufwärts. Das Sanatorium lag auf einer Anhöhe über dem Dorf. Es war ein langgestrecktes Gebäude mit langen Fensterreihen. Vor jedem Fenster befand sich ein Balkon. Auf dem Dache wehte eine Fahne im schwachen Wind. Ich hatte erwartet, es wäre wie ein Krankenhaus eingerichtet; aber es glich, wenigstens im unteren Stock, viel mehr einem Hotel. In der Halle brannte ein Kamin, und eine Anzahl kleiner Tische war mit Teegeschirr gedeckt.

Wir meldeten uns im Büro. Ein Hausdiener holte unser Gepäck herein, und eine ältere Dame erklärte uns, daß Pat Zimmer neunundsiebzig habe. Ich fragte, ob ich für ein paar Tage ebenfalls ein Zimmer haben könne. Sie schüttelte den Kopf. «Nicht im Sanatorium. Wohl aber in der Dependance.»

«Wo ist die Dependance?»

«Gleich nebenan.»

«Gut», sagte ich, «dann geben Sie mir dort ein Zimmer und lassen Sie mein Gepäck hinüberbringen.»

Wir fuhren in einem völlig geräuschlosen Lift zum zweiten Stock hinauf. Oben sah es allerdings mehr nach Krankenhaus aus. Nach einem sehr komfor-

tablen Krankenhaus zwar, aber immerhin nach Krankenhaus. Weiße Gänge, weiße Türen, alles blitzend von Glas, Nickel und Sauberkeit. Eine Oberschwester nahm uns in Empfang.

«Fräulein Hollmann?»

«Ja», sagte Pat, «Zimmer neunundsiebzig, nicht wahr?»

Die Oberschwester nickte, ging voran und öffnete eine Tür.

«Hier ist Ihr Zimmer.»

Es war ein heller, mittelgroßer Raum, in den durch ein breites Fenster die Abendsonne schien. Auf dem Tisch stand ein Strauß gelber und roter Astern, und draußen lagen die beglänzten Schneefelder, in die sich das Dorf wie eine große, weiche Decke schmiegte.

«Gefällt es dir?» fragte ich Pat.

Sie sah mich einen Augenblick an. «Ja», sagte sie dann.

Der Hausknecht brachte die Koffer. «Wann muß ich zur Untersuchung?» fragte Pat die Schwester.

«Morgen vormittag. Heute abend gehen Sie am besten früh schlafen, damit Sie ausgeruht sind.»

Pat zog ihren Mantel aus und legte ihn auf das weiße Bett, über dem eine neue Fiebertafel angebracht war. «Ist kein Telefon im Zimmer?» fragte ich.

«Es ist ein Anschluß da», sagte die Schwester. «Man kann ein Telefon herinstellen.»

«Muß ich noch irgend etwas tun?» fragte Pat.

Die Schwester schüttelte den Kopf. «Heute nicht. Erst morgen nach der Untersuchung wird alles festgelegt. Die Untersuchung ist um zehn. Ich hole Sie ab.»

«Danke, Schwester», sagte Pat.

Die Schwester ging. Der Hausknecht wartete noch an der Tür. Ich gab ihm ein Trinkgeld, und er ging auch. Es wurde plötzlich sehr still im Zimmer. Pat stand am Fenster und sah hinaus. Ihr Kopf war ganz dunkel vor dem Glänzen draußen.

«Bist du müde?» fragte ich.

Sie drehte sich um. «Nein.»

«Du siehst so aus», sagte ich.

«Ich bin anders müde, Robby. Aber dafür habe ich immer noch Zeit.»

«Willst du dich umziehen?» fragte ich. «Oder wollen wir erst noch eine Stunde 'runtergehen? Ich denke, es ist besser, wir gehen erst noch einmal 'runter.»

«Ja», sagte sie. «Es ist besser.»

Wir fuhren mit dem lautlosen Lift abwärts und setzten uns an einen der kleinen Tische in der Halle. Nach einer Weile kam Helga Guttmann mit ihren Freunden. Sie setzten sich zu uns. Helga Guttmann war aufgeregt und von einer etwas überhitzten Lustigkeit, aber ich war froh, daß sie da war und daß Pat

schon ein paar Bekannte hatte. Es war immer schwer, über den ersten Tag hinwegzukommen.

Ich hoffe, dass sie dann im Frühjahr wieder herunter kann. – Надеюсь, что весной она сможет вернуться. (Санаторий расположен в горах, поэтому употреблено наречие herunter).

Ypern – Ипр, город в Бельгии

Knickerbocker *m* – брюки-гольф

Drahtseilbahn *f* – проволочно-канатная дорога

Dependance (франц.) – флигель

Pensum 21

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Die Achseln zucken, keinen Boden unter den Füßen spüren (te,t), Dat. abwinken, mitsammen fahren, etwas mit Dat. abmachen (te,t), ein(aus)packen, Akk. zu Dat. abholen, etwas anknipsen (te,t), j- m Bescheid geben (a,e), sich großartig halten, j-n festhalten, j- n im Empfang nehmen (a,o), j-n in den Arm nehmen (a,o),

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Nennen Sie die Rektion der folgenden Verben. Bilden Sie Ihre eigenen Sätze zusammen:

Gleichen greifen.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Weshalb wolle Robert von Professor Jaffe unbedingt wissen, ob Patrice zurückkommen wird?

2. Gibt es viele Ärzte, die wie Professor Jaffe „immer wieder alles versuchen, und wenn sie genau wissen, dass es zwecklos“ ist?

3. Was gedachte Robert mit Pats Sachen zu tun? Hoffte er, dass sie zurückkommt oder wollte er nur noch seine Geliebte auf diese Weise trösten?

4. Wie hat sich Patrice Hollmann beim Abschied gehalten? War sie mutig? Warum wollte sie vor der Abreise Roberts Zimmer noch einmal besuchen? Was meinte sie, indem sie sagte: „Bei mir ist es kein Mut, Liebling. Es ist nur Angst. Jämmerliche Angst vor der großen, letzten Angst?“ „Ich bin anders müde. Aber dafür habe ich noch immer Zeit“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Robert bei Professor Jaffe.
2. Patrice Hollmann beim Kofferpacken.
3. Abschiedsessen bei Alfons.
4. Im Zug.
5. Helga Guttmann.
6. Ankunft im Sanatorium „Waldfrieden“.

Kapitel XXII

Eine Woche später fuhr ich zurück. Vom Bahnhof ging ich gleich zur Werkstatt. Es war Abend, als ich ankam, es regnete noch immer, und mir schien, als wäre es ein Jahr her, seit ich mit Pat abgefahren war.

Köster und Lenz saßen im Büro. «Du kommst gerade recht», sagte Gottfried.

«Was ist denn los?» fragte ich.

«Laß ihn erst mal 'reinkommen», sagte Köster.

Ich setzte mich zu ihnen. «Wie geht es Pat?» fragte Otto.

«Gut. So gut es eben kann. Aber nun sagt mir schon, was hier los ist.»

Es handelte sich um den Stutz. Wir hatten ihn repariert und vor vierzehn Tagen abgeliefert. Nun war Köster gestern hingegangen, um das Geld abzuholen. Inzwischen aber hatte der Mann, dem der Wagen gehörte, Pleite gemacht, und der Wagen war in die Konkursmasse gekommen.

«Das ist doch nicht schlimm», sagte ich. «Wir haben ja nur mit der Versicherung zu tun.»

«Haben wir auch gedacht», erklärte Lenz trocken. «Der Wagen ist aber nicht versichert.»

«Verdammt! Ist das wahr, Otto?»

Köster nickte. «Habe es heute erst erfahren.»

«Dafür haben wir diesen Bruder wie barmherzige Schwestern behandelt und uns um die Klamotte noch geprügelt», knurrte Lenz. «Damit wir jetzt mit viertausend Mark in der Luft hängen.»

«Wer kann so was ahnen!» sagte ich.

Lenz fing an zu lachen. «Es ist zu blödsinnig!»

«Was machen wir nun, Otto?» fragte ich.

«Ich habe unsere Forderung beim Konkursverwalter angemeldet. Aber ich fürchte, es wird nicht viel dabei herauskommen.»

«Wir machen die Bude zu, das wird dabei herauskommen», sagte Gottfried. «Das Finanzamt ist auch schon rebellisch wegen der Steuern.»

«Möglich», gab Köster zu.

Lenz erhob sich. «Gleichmut und gute Haltung in schwierigen Situationen zieren den Soldaten.» Er ging zum Schrank und holte den Kognak.

«Bei dem Kognak können wir sogar heroische Haltung haben», sagte ich. «Wenn ich nicht irre, ist das unsere letzte gute Flasche.»

«Heroische Haltung, Knabe», erwiderte Lenz verweisend, «ist was für schwere Zeiten. Wir aber leben in verzweifelten Zeiten. Da ist die einzige anständige Haltung der Humor.» Er trank sein Glas aus. «So, und jetzt werde ich mal unsere alte Rosinante besteigen und etwas Kleingeld zusammenfahren.»

Er ging über den dunklen Hof und fuhr mit dem Taxi los. Köster und ich blieben noch eine Weile sitzen. «Pech, Otto», sagte ich. «Wir haben verdammt viel Pech in der letzten Zeit.»

«Ich habe mir angewöhnt, nicht mehr nachzudenken, als unbedingt nötig ist», erwiderte Köster. «Das ist immer noch genug. Wie war's oben?»

«Wenn diese Krankheit nicht wäre, ein Paradies. Schnee und Sonne.»

Er hob den Kopf. «Schnee und Sonne. Klingt ein bißchen unwahrscheinlich, was?» «Ja. Verflucht unwahrscheinlich. Da oben ist alles unwahrscheinlich.»

Er sah mich an. «Was hast du heute abend vor?»

Ich zuckte die Achseln. «Werde erst mal meinen Koffer nach Hause bringen.»

«Ich muß noch auf eine Stunde weg. Kommst du nachher in die Bar?»

«Auf jeden Fall», sagte ich. «Was soll ich sonst machen?»

Ich holte meinen Koffer vom Bahnhof und brachte ihn nach Hause. Ich öffnete die Tür, so leise ich konnte, denn ich hatte keine Lust, mit irgend jemand zu reden. Es gelang mir durchzukommen, ohne Frau Zalewski in die Hände zu fallen. Eine Weile blieb ich in meinem Zimmer sitzen. Auf dem Tisch lagen Briefe und Zeitungen. Die Briefe waren lauter Drucksachen. Ich hatte niemand, der mir schrieb. Jetzt würde ich jemand haben, dachte ich.

Nach einiger Zeit stand ich auf, wusch mich und zog mich um. Meinen Koffer packte ich nicht aus; ich wollte nachher, wenn ich allein nach Hause kam, noch etwas zu tun haben. Ich ging auch nicht in Pats Zimmer, obschon ich wußte, daß niemand da wohnte. Leise schlich ich mich über den Korridor und atmete auf, als ich draußen war.

Ich ging ins Café International, um da etwas zu essen. Der Kellner Alois begrüßte mich an der Tür. «Auch mal wieder da?»

«Ja», sagte ich. «Schließlich kommt man ja immer mal wieder zurück.»

Rosa saß mit den andern Mädchen um einen großen Tisch herum. Sie waren fast alle da; es war die Zeit zwischen dem ersten und zweiten Patrouillengang. «Mein Gott, Robert!» sagte Rosa. «Ein seltener Gast.»

«Frag mich nicht soviel», sagte ich. «Hauptsache, daß ich wieder da bin.»

«Wieso? Kommst du denn jetzt öfter?»

«Wahrscheinlich.»

«Mach dir nichts draus», sagte sie und sah mich an. «Es geht alles vorüber.»

«Stimmt», sagte ich. «Das ist die sicherste Wahrheit, die es auf der Welt gibt.»

«Klar», erwiderte Rosa. «Lilly kann auch ein Lied davon singen.»

«Lilly?» Ich sah sie jetzt erst neben Rosa sitzen. «Was machst du denn hier? Du bist doch verheiratet und solltest zu Hause sitzen in deinem Installationsgeschäft.»

Lilly antwortete nicht. «Installationsgeschäft», sagte Rosa höhnisch.

«Als sie ihr Geld noch hatte, war alles in Butter, Lilly hier und Lilly da, es machte alles nichts, was früher gewesen war. Genau ein halbes Jahr hat die Herrlichkeit gedauert! Als der letzte Pfennig aus ihr 'rausgeholt war, konnte der feine Herr, der er mit ihrem Gelde geworden war, auf einmal keine Hure als Frau mehr brauchen.» Sie schnaufte. «Hat natürlich plötzlich von nichts was gewußt! War maßlos überrascht über ihre Vergangenheit! So maßlos, daß es einen Scheidungsgrund abgab. Aber das Geld ist natürlich weg.»

«Wieviel war's denn?» fragte ich.

«Viertausend Mark, keine Kleinigkeit! Was meinst du, mit wieviel Schweinehunden sie dafür hat schlafen müssen!»

«Viertausend Mark», sagte ich. «Schon wieder. Scheint heute in der Luft zu liegen.»

Rosa sah mich verständnislos an. «Spiel lieber etwas», sagte sie, «damit wir eine andere Stimmung kriegen.»

«Schön — wo wir jetzt alle wieder hier sind.»

Ich setzte mich ans Klavier und spielte ein paar Schlager. Während ich spielte, dachte ich daran, daß Pats Geld nur ungefähr bis Ende Januar für das Sanatorium reichen würde und daß ich mehr verdienen müßte als bisher. Ich schlug mechanisch auf die Tasten los und sah neben mir im Sofa Rosa hingerissen lauschen und daneben das blasse, von einer ungeheuren Enttäuschung völlig versteinerte Gesicht Lillys, kälter und lebloser, als wenn es tot gewesen wäre.

Ein Schrei weckte mich aus meinem Dahinbrüten. Rosa war aus ihren Träumen aufgefahren. Sie stand hinter dem Tisch, der Hut war schief gerutscht, die Augen waren weit aufgerissen, und langsam, ohne daß sie es merkte, lief der Kaffee aus ihrer umgeworfenen Tasse den Tisch herunter in ihre aufgeklappte Handtasche. «Arthur!» stammelte sie, «Arthur, bist du's wirklich?»

Ich hörte auf zu spielen. Ein Mann war eingetreten, hager, mit schlenkriegen Bewegungen, eine Melone weit hinten auf dem Kopf. Er hatte eine gelbe, ungesunde Gesichtsfarbe, eine große Nase und einen zu kleinen, eiförmigen Kopf.

«Arthur», stammelte Rosa immer noch. «Du?»

«Na, wer sonst?» knurrte Arthur.

«Mein Gott, wo kommst du her?»

«Wo soll ich denn herkommen? Von der Straße durch die Tür.»

Arthur war dafür, daß er nach so langer Zeit heimkehrte, nicht besonders liebenswürdig. Ich betrachtete ihn neugierig. Das also war das sagenhafte Idol Rosas, der Vater ihres Kindes. Er sah aus, als käme er frisch aus dem Gefängnis. Ich konnte gar nichts an ihm entdecken, was einen Anhaltspunkt für Rosas Affenliebe gegeben hätte. Aber vielleicht war es das gerade. Es war sonderbar, auf was diese diamantharten Männerkennerinnen hereinfließen.

Arthur griff, ohne jemand zu fragen, nach einem vollen Glas Bier, das in der Nähe Rosas auf dem Tisch stand, und trank es aus. Der Adamsapfel seines dünnen, sehnigen Halses stieg dabei wie ein Fahrstuhl hinauf und herunter. Rosa schaute ihm strahlend zu.

«Willst du noch eins?» fragte sie.

«Natürlich», brummte Arthur. «Aber größer.»

«Alois!» Rosa winkte glücklich dem Kellner. «Er will noch ein Bier!»

«Seh' ich», erklärte Alois ungerührt und zapfte ab.

«Und das Kleine! Arthur, du hast Klein-Elvira ja noch gar nicht gesehen!»

«Du!» Arthur wurde zum erstenmal lebhafter. Er hob die Hand abwehrend in Brusthöhe. «Damit meckere mich nicht an! Das geht mich nischt an! Ich wollte dir den Balg wegmachen lassen. Wär' auch weggekommen, wenn ich nicht...» Er versank in trübes Nachsinnen. «Jetzt kostet der natürlich und kostet.»

«Ist nicht so schlimm, Arthur. Und dann ist's ein Mädchen.»

«Kostet auch», sagte Arthur und goß das zweite Bier hinter den Kragen. «Vielleicht findet man mal so ein verrücktes, reiches Weib, das es als Kind annimmt. Gegen 'ne anständige Abfindung natürlich. Wäre das einzige.»

Er erwachte aus seinen Überlegungen. «Hast du cash bei dir?»

Rosa holte dienstfertig ihre kaffeebeschmierte Handtasche hervor.

«Fünf Mark nur, Arthur, ich konnte ja nicht ahnen, daß du kommst, aber zu Hause hab' ich mehr.»

Arthur ließ das Silber wie ein Pascha in die Westentasche gleiten.

«Kannst auch nichts verdienen, wenn du hier mit dem Hintern im Sofa sitzt», murrte er mißmutig.

«Ich geh' ja schon, Arthur. Aber jetzt ist doch nicht viel los. Abendbrotzeit.»

«Kleinvieh macht auch Mist», erklärte Arthur.

«Ich geh' schon.»

«Na...», Arthur tippte an die Melone. «Ich komme so um zwölf wieder vorbei.»

Er stakste mit seinen schlenkrigen Bewegungen davon. Rosa blickte ihm selig nach. Er sah sich nicht um und ließ die Tür hinter sich offen. «Kamel», fluchte Alois und schloß die Tür.

Rosa schaute uns stolz an. «Ist er nicht fabelhaft? Den kriegt nichts weich. Wo er wohl die ganze Zeit gesteckt haben mag?»

«Das siehst du doch an der Haut», erwiderte Wally. «In Nummer Sicher. Ein Ekel mit Eichenlaub und Schwertern!»

«Du kennst ihn nicht...»

«Hab' schon genug», sagte Wally.

«Das verstehst du nicht.» Rosa stand auf. «Ein richtiger Mann ist das. Nicht so ein Tränenbruder. Na, dann will ich mal los. Servus, Kinder!»

Verjüngt und beschwingt schaukelte sie hinaus. Jetzt war wieder einer da, dem sie ihr Geld abliefern durfte, damit er es versoff und sie hinterher verprügelte. Sie war glücklich.

Eine halbe Stunde später gingen auch die andern. Nur Lilly blieb mit ihrem steinernen Gesicht sitzen. Ich klimperte noch etwas auf dem Klavier herum, dann aß ich ein Butterbrot und verschwand ebenfalls. Es war nicht lange auszuhalten, so allein mit Lilly.

Ich schlenderte durch die nassen, dunklen Straßen. Am Friedhof hatte sich eine Abteilung der Heilsarmee aufgestellt. Sie sang mit Posaunen und Trompeten vom himmlischen Jerusalem. Ich blieb stehen. Ich hatte plötzlich das Gefühl, daß ich es nicht aushalten könnte, allein, ohne Pat. Ich starrte auf die bleich schimmernden Steine des Friedhofs, ich sagte mir, daß ich vor einem Jahr doch viel mehr allein gewesen sei, daß ich Pat damals gar nicht gekannt hatte und daß sie doch jetzt da war, wenn sie auch nicht bei mir war, aber es half alles nichts — ich war plötzlich ganz verstört und ratlos. Schließlich ging ich in mein Zimmer hinauf, um nachzusehen, ob vielleicht Post von ihr da wäre. Es war ganz unsinnig, denn es konnte noch' nichts dasein, und es war auch nichts da — aber ich ging trotzdem hinauf.

Als ich wieder fortging, traf ich Orlow an der Tür. Er trug einen Smoking unter dem offenen Mantel und wollte in sein Hotel zum Tanzdienst. Ich fragte ihn, ob er von Frau Hasse inzwischen was gehört hätte.

«Nein», sagte er. «Sie ist noch nicht wieder dagewesen.»

Auch auf der Polizei war sie nicht. Ist auch besser, wenn sie nicht wieder kommt.»

Wir gingen zusammen die Straße entlang. An der Ecke stand ein Lastauto mit Kohlensäcken. Der Chauffeur hatte die Kühlerhaube hochgeklappt und arbeitete am Motor herum. Dann kletterte er auf seinen Sitz. Gerade als wir vorbeikamen, ließ er den Motor an und gab kräftig im Leerlauf Gas. Orlow zuckte zusammen. Ich sah ihn an. Er war schneeweiß geworden. «Sind Sie krank?» fragte ich. Er lächelte mit blassen Lippen und schüttelte den Kopf. «Nein — aber ich erschrecke manchmal, wenn ich das da unvermutet höre. Als mein Vater in Rußland erschossen wurde, ließ man draußen auch den Motor eines Lastautos laufen, damit man die Schüsse nicht so hörte. — Wir hörten sie trotzdem.»

Er lächelte wieder, als müsse er sich entschuldigen. «Bei meiner Mutter machte man nicht so viele Umstände. Man erschöß sie frühmorgens in einem Keller. Mein Bruder und ich konnten dann nachts fliehen. Wir hatten noch Diamanten. Aber mein Bruder erfror unterwegs.»

«Weshalb wurden Ihre Eltern erschossen?» fragte ich.

«Mein Vater war vor dem Kriege Kommandeur eines Kosakenregiments, das einen Aufstand unterdrücken half. Er wußte, daß es so kommen würde. Er fand es, wie man so sagt, ganz in Ordnung. Meine Mutter nicht.»

«Und Sie?»

Er machte eine müde, wegwischende Bewegung. «Es ist so viel geschehen seitdem.»

«Ja», sagte ich, «das ist es. Mehr als man verarbeiten kann.»

Wir waren vor dem Hotel angekommen, in dem er arbeitete. Eine Dame stieg gerade aus einem Buick und stürzte mit freudigem Geschrei auf ihn zu. Sie war ziemlich dick und elegant und hatte das verwaschene Gesicht einer vierzigjährigen Blondine, die nie Sorgen und Gedanken gekannt hat. «Entschuldigen Sie», sagte Orlow mit einem kaum merkbaren Blick, «das Geschäft...»

Er verbeugte sich vor der Blondine und küßte ihr die Hand.

In der Bar waren Valentin, Köster und Ferdinand Grau, Lenz kam etwas später. Ich setzte mich zu ihnen und bestellte mir eine halbe Flasche Rum. Ich fühlte mich immer noch verdammt schlecht.

Ferdinand hockte in einer Ecke, breit und massig, mit verfallenem Gesicht und ganz klaren blauen Augen. Er hatte schon allerlei getrunken. «Na, kleiner Robby», sagte er und schlug mir auf die Schulter, «was ist mit dir los?»

«Nichts, Ferdinand», erwiderte ich, «das ist ja gerade das Schlimme.»

Er betrachtete mich eine Weile. «Nichts?» sagte er dann, «nichts? Das ist viel! Das Nichts ist der Spiegel, in dem man die Welt erkennt.»

«Bravo!» rief Lenz. «Unerhört originell, Ferdinand!»

«Sei du ruhig, Gottfried.» Ferdinand wandte ihm seinen mächtigen Schädel zu. «Ein Romantiker wie du ist nur ein pathetischer Hopser am Rande des Lebens. Er versteht es immer falsch und macht sich daraus seine Sensationen. Was weißt du vom Nichts, du Leichtgewicht?»

«Genug, um ein Leichtgewicht bleiben zu wollen», erklärte Lenz.

«Anständige Menschen haben Respekt vor dem Nichts, Ferdinand. Sie wühlen nicht darin herum wie ein Maulwurf.»

Grau starrte ihn an. «Prost», sagte Gottfried.

«Prost», sagte Ferdinand. «Prost, du Kork!»

Sie tranken ihre Gläser leer. «Ich möchte ganz gern ein Kork sein», sagte ich und trank mein Glas ebenfalls aus. «So einer, der alles richtig macht und dem alles gelingt. Wenigstens eine Zeitlang mal.»

«Apostata!» Ferdinand warf sich in seinen Sessel zurück, daß er krachte. «Willst du zum Deserteur werden? Die Bruderschaft verraten?»

«Nein», sagte ich, «ich will nichts verraten. Aber ich wollte, es ginge uns nicht immer alles in die Brüche.»

Ferdinand beugte sich vor. Sein großes, wildes Gesicht zuckte. «Dafür gehörst du einem Orden an, Bruder — dem Orden der Erfolglosen, Untüchtigen, mit ihren Wünschen ohne Ziel, ihrer Sehnsucht, die nichts einbringt, ihrer Liebe ohne Zukunft, ihrer Verzweiflung ohne Vernunft.» Er lächelte. «Der geheimen Brüderschaft, die lieber verkommt, als daß sie Karriere macht, die das Leben lieber verspielt, zerbröckelt, verliert, als daß sie das unerreichbare Bild betriebsam verfälscht oder vergißt — das Bild, Bruder, das sie im Herzen trägt, unverlöschlich eingegraben in den Stunden und Tagen und Nächten, wo es nichts gab als das eine: das nackte Leben und das nackte Sterben.»

Er hob sein Glas und winkte Fred an der Bar. «Gib mir zu trinken.»

Fred brachte die Flasche. «Soll ich noch etwas Grammophon spielen?» fragte er.

«Nein», sagte Lenz. «Wirf dein Grammophon 'raus und bring größere Gläser. Und dann mach die Hälfte von dem Licht aus, stell ein paar Flaschen her und verschwinde in deinem Büro nebenan.»

Fred nickte und knipste die Deckenbeleuchtung aus. Nur noch die kleinen Lampen mit den Pergamentschirmen aus alten Landkarten brannten. Lenz füllte die Gläser. «Prost, Kinder! Weil wir leben! Weil wir atmen! Weil wir das Leben so stark empfinden, daß wir nichts mehr damit anzufangen wissen!»

«So ist es», sagte Ferdinand. «Nur der Unglückliche kennt das Glück. Der Glückliche ist ein Mannequin des Lebensgefühls. Er führt es nur vor; er besitzt es nicht. Licht leuchtet nicht im Licht; es leuchtet im Dunkel. Prost auf das Dunkel! Wer einmal im Gewitter gewesen ist, kann mit einer Elektrisiermaschine nichts mehr anfangen. Verflucht sei das Gewitter! Gesegnet sei unser bißchen Leben! Und weil wir es lieben, wollen wir es nicht auf Zinsen legen! Wir wollen es kaputtmachen! Trinkt, Kinder! Es gibt Sterne, die jede Nacht noch leuchten, obwohl sie schon vor zehntausend Lichtjahren zerplatzt sind! Trinkt, solange es noch Zeit ist! Es lebe das Unglück! Es lebe das Dunkel!»

Er schenkte sich ein Wasserglas voll Kognak ein und trank es aus.

Der Rum klopfte hinter meiner Stirn. Ich stand leise auf und ging zu Fred ins Büro. Er schlief. Ich weckte ihn und ließ eine Verbindung mit dem Sanatorium anmelden.

«Sie können drauf warten», sagte er. «Um diese Zeit geht das rasch.»

Fünf Minuten später klingelte das Telefon, und das Sanatorium meldete sich. «Ich möchte mit Fräulein Hollmann sprechen», sagte ich.

«Einen Augenblick, ich verbinde mit der Station.»

Die Oberschwester meldete sich. «Fräulein Hollmann schläft schon.»

«Hat sie kein Telefon im Zimmer?»

«Nein.»

«Können Sie sie nicht wecken?»

Die Stimme zögerte. «Nein. Sie soll heute auch nicht aufstehen.»

«Ist etwas passiert?»

«Nein. Sie muß nur die nächsten Tage im Bett bleiben.»

«Ist bestimmt nichts passiert?»

«Nein, nein, das ist immer so im Anfang. Sie muß im Bett bleiben und sich erst gewöhnen.»

Ich hängte ab. «Schon zu spät, was?» fragte Fred.

«Wie meinst du das?»

Er zeigte mir seine Uhr. «Es geht schon auf zwölf.»

«Ja», sagte ich. «Hätte gar nicht anrufen sollen.»

Ich ging zurück und trank weiter.

Um zwei Uhr brachen wir auf. Lenz brachte Valentin und Ferdinand mit dem Taxi nach Hause. «Komm», sagte Köster zu mir und ließ Karls Motor an.

«Ich kann die paar Schritte schon zu Fuß gehen, Otto.»

Er sah mich an. «Wir fahren noch etwas 'raus.»

«Gut.» Ich stieg ein.

«Fahr du», sagte Köster.

«Unsinn, Otto. Ich kann nicht fahren, ich bin betrunken.»

«Fahr schon! Auf meine Verantwortung.»

«Du wirst es sehen», sagte ich und setzte mich ans Steuer.

Der Motor rührte. Das Steuerrad zitterte in meiner Hand. Die Straßen schaukelten an mir vorüber, die Häuser schwankten, und die Laternen standen schräg im Regen. «Es geht nicht, Otto», sagte ich. «Ich haue irgendwo gegen.»

«Hau dagegen», erwiderte er.

Ich sah ihn an. Sein Gesicht war klar, gespannt und beherrscht. Er blickte auf die Straße vor uns. Ich drückte den Rücken gegen die Sitzlehne und faßte das Steuerrad fester. Ich biß die Zähne aufeinander und kniff die Augen zusammen. Langsam wurde die Straße deutlicher.

«Wohin, Otto?» fragte ich.

«Weiter 'raus.»

Wir erreichten die Ausfallstraße, die aus der Stadt führte, und kamen auf die Chaussee. «Große Scheinwerfer», sagte Köster.

Die Betonstraße leuchtete hellgrau vor uns auf. Es regnete nur noch wenig, aber die Tropfen schlugen mir wie Hagelkörner ins Gesicht. Der Wind kam in schweren Stößen, die Wolken hingen niedrig, dicht über dem Walde waren sie zerrissen und Silber tropfte hindurch. Der Nebel hinter meinen Augen verflieg. Das Brausen des Motors schlug durch meine Arme in meinen Körper. Ich spürte die Maschine und ihre Kraft. Die Explosionen der Zylinder erschütterten die dumpfe Starrheit meines Schädels. Die Kolben hämmerten wie Pumpen durch mein Blut. Ich griff zu. Der Wagen schoß die Landstraße entlang.

«Schneller», sagte Köster.

Die Reifen begannen zu pfeifen. Bäume und Telegrafentangen flogen surrend vorüber. Ein Dorf polterte vorbei. Ich war jetzt ganz klar.

«Mehr Gas», sagte Köster.

«Kann ich ihn dann noch halten? Die Straße ist naß.»

«Wirst es schon merken. Vor den Kurven umschalten auf den dritten Gang und mit Gas herum.»

Der Motor brüllte auf. Die Luft knallte gegen mein Gesicht. Ich duckte mich hinter die Windschutzscheibe. Und plötzlich rutschte ich in das Donnern der Maschine hinein, Wagen und Körper wurden eins, eine einzige Spannung, ein hohes Vibrieren, ich fühlte die Räder unter meinen Füßen, ich fühlte den Boden, die Straße, die Geschwindigkeit, mit einem Ruck schob sich etwas zu recht, die Nacht heulte und sauste, sie schlug alles andere aus mir heraus, die Lippen preßten sich aufeinander, die Hände wurden Klammern, ich war nur noch fahren und rasen, besinnungslos gleichzeitig und mit höchster Aufmerksamkeit.

In einer Kurve schleuderte der Wagen hinten weg. Ich steuerte gegen, einmal, zweimal und gab Gas. Einen Augenblick war alles lose wie ein Luftballon, dann fing sich der Wagen wieder.

«Gut», sagte Köster.

«Es war nasses Laub», erwiderte ich und spürte die Wärme und Gelöstheit, die nach jeder Gefahr über die Haut strömt.

Köster nickte. «Das ist das Verfluchte bei Waldkurven im Herbst. Willst du eine Zigarette?»

«Ja», sagte ich.

Wir hielten an und rauchten. «Können jetzt umkehren», sagte Köster dann.

Ich fuhr in die Stadt zurück und stieg aus. «War gut, daß wir gefahren sind, Otto. Bin jetzt drüber weg.»

«Ich zeige dir nächstens mal eine andere Kurventechnik», sagte er. «rumwerfen mit der Bremse. Kann man aber nur machen, wenn die Straßen trockener sind.»

«Schön, Otto. Schlaf gut.»

«Schlaf gut, Robby.»

Karl fegte los. Ich ging ins Haus. Ich war sehr erschöpft, aber ganz ruhig und nicht mehr traurig.

Konkursmasse *f* – имущество банкрота, подлежащее продаже с аукциона

Konkursverwalter *m* – официальное лицо, проводящее аукцион

Rosinante – Росинант – кляча Дон-Кихота

Pech *n* (разг.) – неудача. **Er hat Pech.** – ему не повезло; его постигла неудача

Pensum 22

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Rebellisch sein (a,e), Pech haben (te,t), j-m in die Hände fallen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

Sie atmete tiefer und drehte sich etwas zur Seite. Eine Minute später war sie fest eingeschlafen. Ich setzte mich wieder ans Fenster und sah in den Regen hinaus. Er wehte jetzt in grauen

Schauern vor den Scheiben vorbei und das Haus wirkte wie eine kleine Insel in der trüben Unendlichkeit. Ich war unruhig, denn es kam selten vor, dass Pat morgens mutlos und traurig war. Aber dann dachte ich daran, dass sie vor einigen Tagen noch lebhaft und froh gewesen war und dass vielleicht alles schon anders sein würde, wenn sie wieder erwachte. Ich wusste, dass sie viel an ihre Krankheit dachte, und ich wusste auch von Jaffé, dass es noch nicht besser geworden war, – aber ich hatte in meinem Leben so viele Tote gesehen, dass jede Krankheit für mich immer noch Leben und Hoffnung war. Ich wusste, dass man an einer Verwundung sterben konnte, und darin hatte ich große Erfahrung, – aber es fiel mir gerade deshalb oft schwer, zu glauben, dass auch eine Krankheit, bei der der Mensch doch äußerlich heil blieb, gefährlich sein konnte. Dadurch kam ich immer rasch über solche Anfälle von Mutlosigkeit hinweg.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Warum brauchten die drei Kameraden Gleichmut und heroische Haltung? Sind Sie mit Gottfried Lenz einverstanden, dass sie „in verzweifelten Zeiten lebten“?
2. Was spürte Robert, als er heimkehrte? Warum wollte er Frau Zalewski in die Hände nicht fallen?
3. Warum fand Robby keine Ruhe und rief beim Sanatorium an?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Robbys Rückkehr .
2. Pech mit dem Stutz.
3. Roberts Nachtanruf im Sanatorium.

Kapitel XXIII

Anfang November verkauften wir den Citroen. Das Geld reichte, um die Werkstatt eine Weile weiterzuführen, aber unsere Lage wurde von Woche zu Woche schlechter. Die Leute stellten im Winter ihre Wagen ein, um Benzin und Steuern zu sparen, und Reparaturen kamen immer weniger vor. Wir halfen uns zwar mit dem Taxi durch, aber der Verdienst war für drei zu knapp, und ich war deshalb ganz froh, als der Wirt vom International mir vorschlug, vom Dezember ab wieder jeden Abend bei ihm Klavier zu spielen. Er hatte in der letzten Zeit Glück gehabt; der Viehhändlerverband hatte seine wöchentlichen Vereinsabende in ein Hinterzimmer des International verlegt, dann war der Pferdehändlerverband nachgefolgt und zum Schluß noch die Gesellschaft für Feuerbestattung auf gemeinnütziger Grundlage. Auf diese Weise konnte ich Lenz und Köster das Taxi lassen, und mir war es auch sonst ganz recht — wußte ohnehin oft nicht, wie ich die Abende herumbringen sollte.

Pat schrieb mir regelmäßig. Ich wartete auf ihre Briefe, aber ich konnte mir nicht vorstellen, wie sie lebte, und manchmal, in den dunklen, schmutzigen Dezemberwochen, wo es nicht einmal mittags richtig hell wurde, glaubte ich, sie sei mir längst entglitten, und alles sei vorbei. Es schien mir endlos, seit sie fort war, und ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie wiederkommen würde. Dann kamen Abende voll schwerer, wilder Sehnsucht, wo nichts mehr half, als mit den Huren und den Viehhändlern bis morgens zu sitzen und zu trinken.

Der Wirt hatte die Erlaubnis bekommen, das International am Weihnachtsabend offenzuhalten. Es sollte eine große Feier für die Jungesellen aller Vereine stattfinden. Der Vorsitzende des Viehhändlerverbandes, der Schweinehändler Stefan Grigoleit, stiftete dazu zwei Spanferkel und eine Anzahl Eisbeine. Er war seit zwei Jahren Witwer und eine weiche Natur; da wollte er Weihnachten in Gesellschaft verbringen.

Der Wirt erstand eine vier Meter hohe Edeltanne, die neben der Theke aufgebaut wurde. Rosa, die Autorität in allem, was traulich und gemütlich hieß, übernahm es, den Baum zu schmücken. Marion und der schwule Kiki, der infolge seiner Veranlagung auch viel Sinn für Schönheit hatte, halfen ihr. Die drei begannen mittags mit ihrer Arbeit. Sie verbrauchten eine Unmenge bunter Kugeln, Kerzen und Lametta, aber der Baum sah zum Schluß dafür auch großartig aus. Als besondere Aufmerksamkeit für Grigoleit wurde eine Anzahl rosa Marzipanschweinchen hineingehängt.

Ich hatte mich nachmittags zu Bett gelegt, um ein paar Stunden zu schlafen. Als ich aufwachte, war es dunkel. Ich mußte mich einen Augenblick besinnen, ob es Abend oder Morgen war. Ich hatte geträumt, aber ich wußte nicht mehr wovon. Ich war weit weg gewesen, und ich glaubte noch zu hören, daß eine schwarze Tür hinter mir zuschlug. Dann merkte ich, daß jemand klopfte.

«Wer ist da?» rief ich.

«Ich, Herr Lohkamp.»

Ich erkannte die Stimme Frau Zalewskis. «Kommen Sie herein», rief ich. «Die Tür ist offen.»

Die Klinke knirschte, und ich sah Frau Zalewski vor dem gelben Licht des Korridors im Türrahmen stehen. «Frau Hasse ist da», flüsterte sie. «Kommen Sie rasch. Ich kann es ihr nicht sagen.»

Ich rührte mich nicht. Ich mußte mich erst zurechtfinden.

«Schicken Sie sie zur Polizei!», erwiderte ich dann.

«Herr Lohkamp!» Frau Zalewski hob die Hände. «Es ist niemand sonst da. Sie müssen mir helfen. Sie sind doch ein Christenmensch!»

Sie stand wie ein tanzender schwarzer Schatten im Viereck der Türöffnung. «Hören Sie auf», sagte ich ärgerlich. «Ich komme schon.»

Ich zog mich an und ging hinaus. Frau Zalewski wartete draußen auf mich. «Weiß sie schon was?» fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf und preßte ihr Taschentuch an die Lippen.

«Wo ist sie denn?»

«In ihrem früheren Zimmer.»

Vor der Küche stand Frida, schwitzend vor Aufregung. «Sie hat einen Hut auf, ganz mit Reihern, und eine Diamantbrosche an», flüsterte sie.

«Passen Sie auf, daß dieser verkorkste Küchentempel nicht lauscht», sagte ich zu Frau Zalewski und ging hinein.

Frau Hasse stand am Fenster. Sie schnellte herum, als ich hereinkam. Sie hatte sichtlich jemand anderes erwartet. Es war idiotisch, aber mein erster Blick galt dem Hut und der Brosche, obschon ich es nicht wollte. Frida hatte recht; der Hut war pompös. Die Brosche weniger. Die ganze Person war ziemlich aufgedonnert, so wie jemand, der einem andern zeigen will, wie gut es ihm geht. Im ganzen sah sie nicht schlecht aus; besser jedenfalls als das ganze Jahr, während sie hier gewesen war.

«Hasse arbeitet wohl noch am Heiligen Abend, wie?» fragte sie spitz.

«Nein», sagte ich. «Wo ist er denn? Auf Urlaub?»

Sie kam auf mich zu, schaukelnd in den Hüften. Ich roch ihr zu starkes Parfüm. «Was wollen Sie denn noch von ihm?» fragte ich.

«Meine Sachen erledigen. Abrechnen. Schließlich gehört mir doch ein Teil davon.»

«Das brauchen Sie nicht mehr», sagte ich. «Es gehört Ihnen jetzt alles.» Sie starrte mich an.

«Er ist tot», sagte ich.

Ich hätte es ihr gern anders gesagt. Mit mehr Vorbereitung und langsamer. Aber ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte. Außerdem war mein Kopf noch wüst vom Nachmittagsschlaf; diesem Schlaf, bei dem man dem Selbstmord nahe ist, wenn man aufwacht.

Frau Hasse stand mitten im Zimmer, und merkwürdigerweise sah ich im Moment, wo ich es ihr sagte, ganz deutlich, daß sie nirgendwo gegenschlagen würde, wenn sie jetzt umfiel. Es war sonderbar, aber ich sah wirklich nichts anderes und dachte auch nichts anderes.

Doch sie fiel nicht um. Sie blieb stehen und blickte mich an. «So», sagte sie, «so...» Nur die Federn ihres Reiherhutes zitterten. Und plötzlich, ohne daß ich merken konnte, was vor sich ging, sah ich, wie die aufgeputzte, parfümierte Frau vor mir alt wurde. Es war, als schlüge die Zeit wie ein Gewitterregen auf sie ein, jede Sekunde wie ein Jahr — die Spannung zerbrach, der Triumph erlosch, das Gesicht wurde morsch. Falten krochen wie Würmer hinein, und als sie dann mit einer tastenden, unsicheren Bewegung nach einer Stuhllehne griff und sich hinsetzte, als fürchte sie, etwas zu zerbrechen, da war es, als wäre das nicht derselbe Mensch — so müde, verfallen und alt sah sie aus.

«Was hat er gehabt?» fragte sie, ohne die Lippen zu bewegen.

«Es ist plötzlich gekommen», sagte ich.

Sie hörte nicht zu. Sie blickte auf ihre Hände. «Was mache ich jetzt?» murmelte sie. «Was mache ich nur jetzt?»

Ich wartete eine Zeitlang. Ich fühlte mich scheußlich. «Sie haben doch sicher jemand, zu dem Sie gehen können», sagte ich schließlich. «Es ist am besten, Sie bleiben nicht hier. Sie wollten doch auch nicht hierbleiben...»

«Das ist doch alles anders nun», erwiderte sie, ohne aufzusehen. «Was soll ich jetzt nur machen?»

«Sie haben doch sicher jemand, der auf Sie wartet. Gehen Sie zu ihm und besprechen Sie alles mit ihm. Und dann gehen Sie nach Weihnachten zum Polizeirevier. Da sind die Sachen hinterlegt, auch die Bankausweise. Sie müssen sich dort melden, damit Sie das Geld ausgezahlt bekommen.»

«Geld, Geld», murmelte sie stumpf. «Was für Geld?»

«Ziemlich viel. Zwölfhundert Mark ungefähr.»

Sie hob den Kopf. Ihre Augen hatten plötzlich einen irrsinnigen Ausdruck. «Nein!» kreischte sie, «das ist nicht wahr!»

Ich gab keine Antwort. «Sagen Sie, daß es nicht wahr ist», flüsterte sie.

«Vielleicht ist es nicht wahr. Aber vielleicht hat er es auch heimlich als Notgroschen zurückgelegt.»

Sie stand auf. Sie war auf einmal völlig verändert. Ihre Bewegungen hatten etwas ruckartig Mechanisches. Sie näherte ihr Gesicht ganz dicht dem meinen. «Ja, es ist wahr», zischte sie, «ich fühle, es ist wahr! Dieser Schuft! Oh, dieser Schuft! Läßt mich das alles durchmachen, und dann ist es so! Aber ich werde es nehmen und werde es 'rausschmeißen, alles an einem Abend, auf die Straße werde ich es schmeißen, damit nichts mehr davon bleibt! Nichts! Nichts!»

Ich schwieg. Ich hatte genug. Sie war über den Anfang hinweg, sie wußte, daß Hasse tot war, mit dem andern mußte sie nun selbst fertig werden. Wahrscheinlich würde sie noch einmal umkippen, wenn sie hörte, daß er sich erhängt

hatte, aber das war ihre eigene Sache. Man konnte Hasse ihretwegen nicht wieder lebendig machen.

Sie weinte jetzt. Sie quoll nur so über von Tränen. Sie weinte hoch und kläglich, wie ein Kind. Es dauerte eine Zeitlang. Ich hätte viel gegeben, wenn ich eine Zigarette hätte rauchen können. Ich konnte nicht sehen, wenn jemand weinte.

Endlich hörte sie auf. Sie trocknete ihr Gesicht, holte mechanisch ihre Puderdose hervor und puderte sich, ohne in den Spiegel zu schauen. Dann steckte sie die silberne Dose wieder weg, aber sie vergaß ihre Handtasche zu schließen. «Ich weiß nichts mehr», sagte sie mit gebrochener Stimme, «ich weiß nichts mehr. Er war wohl ein guter Mann.»

«Das war er.»

Ich sagte ihr noch die Adresse des Polizeireviers und daß es heute schon geschlossen sei. Es schien mir besser, wenn sie nicht gleich hinging. Es war genug für heute.

Als sie fort war, kam Frau Zalewski aus ihrem Salon. «Ist denn außer mir kein Mensch hier?» fragte ich, wütend über mich selbst.

«Nur Herr Georgie. Was hat sie denn gesagt?» — «Nichts.»

«Um so besser.»

«Je nachdem. Manchmal ist es auch nicht besser.»

«Ich habe kein Mitleid mit ihr», erklärte Frau Zalewski energisch. «Nicht das geringste.»

«Mitleid ist der nutzloseste Artikel, den es auf der Welt gibt», sagte ich ärgerlich. «Es ist die Kehrseite der Schadenfreude, das sollten Sie wissen. Wie spät ist es denn jetzt?»

«Dreiviertel sieben.»

«Ich möchte um sieben mit Fräulein Hollmann telefonieren. Aber so, daß keiner zuhört. Geht das?»

«Es ist ja niemand da, außer Herr Georgie. Frida habe ich schon fortgeschickt. Wenn Sie wollen, können Sie sich auch in die Küche setzen. Das Kabel reicht gerade so weit.»

«Gut.»

Ich klopfte bei Georgie. Es war lange her, daß ich bei ihm gewesen war. Er hockte an seinem Schreibtisch und sah verdammt schlecht aus. Rund um ihn herum lag ein Haufen zerrissenes Papier. «Tag, Georgie», sagte ich, «was machst du denn da?»

«Inventur», erwiderte er mit einem matten Lächeln. «Gute Weihnachtsbeschäftigung.»

Ich bückte mich nach einem der Papierfetzen. Es waren Kolleghefte mit chemischen Formeln. «Wozu?» fragte ich.

«Hat keinen Zweck mehr, Robby.»

Er sah ziemlich durchsichtig aus. Die Ohren waren wie aus Wachs. «Was hast du heute gegessen?» fragte ich.

Er wehrte ab. «Das ist ja egal. Das ist es auch nicht. Das Essen nicht. Aber ich kann einfach nicht mehr weiter. Ich muß es aufgeben.»

«Ist das so schlimm?»

«Ja», sagte er.

«Georgie», erwiderte ich ruhig, «sieh mich mal an. Glaubst du nicht, daß ich auch mal was anderes werden wollte als Klavierspieler in der Hurenbude, dem Café International?»

Er knetete an seinen Händen herum. «Ich weiß es, Robby. Aber es hilft mir nichts. Für mich war es alles. Und jetzt habe ich eingesehen, daß es keinen Zweck hat. Daß nichts einen Zweck hat. Wozu lebt man da eigentlich?»

Ich mußte lachen, so jämmerlich er auch dasaß, und so bitterernst es ihm war. «Du kleiner Esel», sagte ich, «da hast du aber was entdeckt! Glaubst du, du bist allein mit deiner grandiosen Weisheit? Natürlich hat's keinen Zweck. Man lebt auch nicht für einen Zweck. So einfach ist das nun doch nicht. Komm, zieh dich an. Du gehst mit mir ins International. Wir wollen feiern, daß du ein Mann geworden bist. Bislang warst du ein Schuljunge. Ich hole dich in einer halben Stunde ab.»

«Nein», sagte er.

Er war verdammt herunter. «Doch», sagte ich. «Du wirst mir den Gefallen tun. Ich möchte heute nicht allein sein.»

Er blickte mich zweifelnd an. «Meinetwegen», erwiderte er dann mutlos. «Ist ja schließlich egal.»

«Na siehst du», sagte ich. «Für den Anfang ist das schon ein ganz hübscher Wahlspruch.»

Um sieben Uhr meldete ich das Gespräch mit Pat an. Von dieser Zeit an kostete es die halbe Taxe, und ich konnte doppelt so lange telefonieren. Ich setzte mich auf den Tisch im Vorzimmer und wartete. In die Küche wollte ich nicht gehen. Es roch da nach grünen Bohnen, und damit wollte ich Pat nicht einmal beim Telefonieren zusammenbringen. Eine Viertelstunde später kam das Gespräch. Pat war gleich am Apparat. Als ich ihre warme, dunkle, etwas zögernde Stimme so dicht neben mir hörte, wurde ich so aufgeregt, daß ich kaum sprechen konnte. Es war wie ein Zittern, wie ein Beben des Blutes, gegen das man mit allem Willen nichts machen konnte.

«Mein Gott, Pat», sagte ich, «bist du wirklich da?»

Sie lachte. «Wo bist du denn, Robby? Im Büro?»

«Nein, ich sitze bei Frau Zalewski auf dem Tisch. Wie geht es dir?»

«Gut, Liebling.»

«Bist du auf?»

«Ja. Ich sitze auf der Fensterbank in meinem Zimmer und habe meinen weißen Bademantel an. Draußen schneit es.»

Ich sah sie plötzlich deutlich vor mir. Ich sah die Schneeflocken wirbeln, ich sah den schmalen, dunklen Kopf, die geraden, etwas vorgebeugten Schultern, die bronzefarbene Haut.

«Herrgott, Pat», sagte ich, «das verfluchte Geld! Ich würde mich sonst auf der Stelle in ein Flugzeug setzen und heute abend noch ankommen.»

«Ach, Liebling...»

Sie schwieg. Ich horchte in das leise Kratzen und Summen der Leitung. «Bist du noch da, Pat?»

«Ja, Robby. Aber du mußt so etwas nicht sagen. Mir ist ganz schwindlig geworden.»

«Mir ist auch verdammt schwindlig», sagte ich. «Erzähl mir, was du da oben alles machst.»

Sie begann zu sprechen, aber ich hörte bald nicht mehr auf das, was sie sagte. Ich hörte nur ihre Stimme, und während ich so auf dem dunklen Vorplatz hockte, zwischen dem Wildschweinschädel und der Küche mit den grünen Bohnen, schien es mir, als ginge die Tür auf und eine Welle von Wärme und Glanz käme herein, schmeichelnd und bunt, voll von Träumen, Sehnsucht und Jugend. Ich stemmte die Füße gegen den Tisch, ich stützte den Kopf in die Hand, ich sah den Wildschweinschädel an und die abgestoßene Küchentür, aber ich konnte mir nicht helfen — Sommer war auf einmal da, Wind, Abend über Ährenfeldern und das grüne Licht der Waldwege. Die Stimme schwieg. Ich atmete tief. «Es ist schön mit dir zu sprechen, Pat. Und heute abend, was tust du da?»

«Heute abend ist ein kleines Fest. Um acht beginnt es. Ich ziehe mich gerade dazu an.»

«Was ziehst du denn dazu an? Das silberne Kleid?»

«Ja, Robby. Das silberne Kleid, in dem du mich durch den Korridor getragen hast.»

«Und mit wem gehst du?»

«Mit niemand. Es ist doch hier im Sanatorium. Unten in der Halle. Da kennen sich alle.»

«Es muß schwer sein für dich, mich nicht zu betrügen», sagte ich. «In dem silbernen Kleid.»

Sie lachte. «In dem schon gar nicht. Da habe ich Erinnerungen.»

«Ich auch. Ich habe gesehen, wie es wirkt. Aber ich will es auch gar nicht so genau wissen. Du kannst mich betrügen, ich will es nur nicht wissen. Nachher, wenn du zurückkommst, ist es dann nur wie geträumt für dich und vergessen und vorbei.»

«Ach, Robby», sagte sie langsam, und ihre Stimme klang tiefer als vorher. «Ich kann dich nicht betrügen. Dafür denke ich viel zuviel an dich. Du weißt nicht, wie das hier oben ist. Ein strahlendes, schönes Gefängnis. Man lenkt sich ab, so gut es geht, das ist alles. Wenn ich an dein Zimmer denke, dann weiß ich manchmal nicht, was ich tun soll, dann gehe ich an den Bahnhof und sehe die

Züge an, die von unten kommen, und denke, daß ich dir dann näher bin, wenn ich in ein Abteil einsteige oder so tue, als ob ich jemand abholen will.»

Ich biß die Lippen zusammen. Ich hatte sie noch nie so sprechen hören. Sie war immer scheu gewesen, und ihre Zuneigung hatte viel mehr in einer Gebärde, einem Blick gelegen als in Worten.

«Ich werde zusehen, daß ich dich einmal besuchen kann, Pat», sagte ich.

«Wirklich, Robby?»

«Ja, vielleicht Ende Januar.»

Ich wußte, daß es kaum möglich war, denn von Februar an mußten wir ja auch noch das Geld für das Sanatorium aufbringen. Aber ich sagte es ihr, damit sie etwas hatte, woran sie denken konnte. Es war dann später nicht so schwer, es weiter zu verschieben, bis der Tag kam, wo sie wieder herunter konnte.

«Leb wohl, Pat», sagte ich. «Laß es dir gut gehen. Sei froh, dann bin ich auch froh. Sei froh heute abend.»

«Ja, Robby, heute bin ich glücklich.»

Ich holte Georgie ab und ging mit ihm zum Café International. Die alte, verräucherte Bude war kaum wiederzuerkennen. Der Weihnachtsbaum brannte, und sein warmes Licht spiegelte sich in allen Flaschen, Gläsern und dem Nickel und Kupfer der Theke. Die Huren saßen in Abendkleidern, mit falschem Schmuck behangen, erwartungsvoll um einen Tisch herum.

Punkt acht Uhr marschierte die Liedertafel der vereinigten Viehkommissionäre ein. Sie formierten sich an der Tür nach Stimmen, rechts der erste Tenor, ganz links der zweite Baß. Stefan Grigoleit, der Witwer und Schweinehändler, zog eine Stimmgabel hervor, verteilte die Töne, und dann ging es vierstimmig los: «Heilige Nacht, o gieße du — Himmelsfrieden in dies Herz — Schenk dem armen Pilger Ruh — Holde Labung seinem Schmerz — Hell schon erglühn die Sterne — Leuchten aus blauer Ferne — Möchten zu dir mich gerne ziehn — himmelwärts.»

«Rührend», sagte Rosa und wischte sich die Augen.

Die zweite Strophe verklang. Donnernder Beifall erscholl. Die Liedertafel verbeugte sich dankend. Stefan Grigoleit wischte sich den Schweiß von der Stirn. «Beethoven bleibt Beethoven», erklärte er.

Niemand widersprach. Stefan steckte das Schnupftuch ein. «Und nun 'ran an die Gewehre!»

Der Eßtisch war im großen Vereinszimmer gedeckt. In der Mitte prangten auf silbernen Platten über kleinen Spirituslämpchen braun und knusprig die beiden Spanferkel. Sie hatten Zitronen in den Schnauzen, kleine, brennende Tannenbäume auf dem Rücken und wunderten sich über gar nichts mehr.

Alois erschien in einem neu aufgefärbten Frack, einem Geschenk des Wirts. Er brachte ein halbes Dutzend Kruken mit Steinhäger und schenkte ein. Mit ihm kam Potter von der Feuerbestattungsgesellschaft, der noch eine Verbrennung geleitet hatte.

«Friede auf Erden!» sagte er großartig, reichte Rosa die Hand und nahm neben ihr Platz. Stefan Grigoleit, der Georgie sofort mit an die Tafel geladen hatte, stand auf und hielt die kürzeste und beste Rede seines Lebens. Er hob sein Glas mit dem glitzernden Wacholderschnaps hoch, sah sich strahlend um und rief: «Prost!»

Dann setzte er sich wieder, und Alois schleppte die Eisbeine, das Sauerkraut und die Salzkartoffeln herein. Der Wirt kam mit großen, gläsernen Stangen goldgelben Pilseners.

«Iß langsam, Georgie», sagte ich. «Dein Magen muß sich erst an das fette Fleisch gewöhnen.»

«Ich muß mich überhaupt erst gewöhnen», erwiderte er und sah mich an.

«Das geht schnell», sagte ich. «Man darf nur nicht vergleichen. Dann geht's immer.»

Er nickte und beugte sich wieder über seinen Teller.

Plötzlich entstand am untern Tische Streit. Potters krähende Stimme war zu hören. Er hatte dem Zigarrenhändler Busch, einem Gast, zutrinken wollen, aber Busch hatte sich geweigert mit der Begründung, er wolle nicht trinken, um mehr essen zu können.

«Das ist Blödsinn», schimpfte Potter. «Zum Essen muß man doch trinken! Wer trinkt, kann sogar noch mehr essen.»

«Quatsch!» brummte Busch, ein hagerer, langer Mensch mit platter Nase und Hornbrille.

Potter fuhr hoch. «Quatsch? Das sagst du zu mir, du Tabakeule?»

«Ruhe!» rief Stefan Grigoleit. «Keinen Krach am Weihnachtsabend!»

Er ließ sich erklären, um was es sich handelte, und fällt ein salomonisches Urteil. Die Sache sollte ausprobiert werden. Vor jeden der beiden Kämpfer wurden mehrere gleich große Schüsseln aufgestellt mit Fleisch, Kartoffeln und Kraut. Es waren riesenhafte Portionen. Potter durfte dazu trinken, was er wollte, Busch mußte trocken bleiben. Um dem Ganzen Reiz zu geben, wurde auf beide gewettet. Grigoleit übernahm den Totalisator.

Potter baute einen Kranz von Biergläsern um sich auf, dazwischen wie Diamanten kleine Gläser mit Steinhäger. Die Wetten standen 3:1 für ihn. Dann startete Grigoleit die beiden.

Busch fraß verbissen, tief über den Teller geduckt. Potter kämpfte in offener, aufrechter Haltung.

Bei jedem Schluck, den er nahm, rief er Busch ein frohlockendes Prost zu, das dieser mit einem gehässigen Blick beantwortete.

«Mir wird schlecht», sagte Georgie zu mir.

«Komm mit 'raus.»

Ich brachte ihn in den Waschraum und setzte mich dann in den Vorder-raum, um auf ihn zu warten.

Der süße Duft der Kerzen mischte sich mit dem Knistern und dem Geruch verbrennender Tannennadeln. Und plötzlich war es mir, als hörte ich leichte, geliebte Schritte, als spürte ich einen warmen Atem und sähe zwei Augen dicht vor mir...

«Verdammt», sagte ich und stand auf. «Was ist denn mit mir los?»

Im selben Moment hörte ich gewaltiges Gebrüll. «Potter! Bravo, Aloysius!»

Die Feuerbestattung hatte gesiegt.

Im Hinterzimmer qualmten die Zigarren, und der Kognak wurde aufgefahren. Ich saß immer noch neben der Theke. Die Mädchen kamen nach vorn und tuschelten eifrig.

«Was habt ihr denn?» fragte ich.

«Wir haben doch auch unsere Bescherung», erwiderte Marion.

«Ach so.» Ich lehnte den Kopf an die Theke und dachte daran, was Pat jetzt wohl täte. Ich stellte mir die Halle des Sanatoriums vor, den brennenden Kamin und Pat an einem der Fenstertische mit Helga Guttmann und irgendwelchen Leuten. Es war alles schon so schrecklich lange her. Manchmal dachte ich, daß man morgens einmal aufwachen könnte und daß dann alles vorbei wäre, was früher gewesen war, vergessen, versunken, ertrunken. Es gab nichts Sicheres — nicht einmal die Erinnerung. Eine Klingel läutete. Die Mädchen rannten wie eine Schar aufgeschreckter Hühner zum Billardzimmer hinüber. Da stand Rosa mit der Klingel. Sie winkte mir, auch zu kommen. Unter einer kleinen Tanne stand auf dem Billardtisch eine Anzahl mit Seidenpapier verdeckter Teller. Auf jedem lag ein Zettel mit einem Namen, darunter die Päckchen mit den Geschenken, die die Mädchen sich gegenseitig machten. Rosa hatte das alles arrangiert. Jede hatte ihr ihre eingepackten Geschenke für die andern geben müssen, und sie hatte alles auf die Teller geordnet.

Aufgeregt plapperten die Mädchen durcheinander, eilig wie Kinder, um so rasch wie möglich zu sehen, was sie bekommen hatten. «Willst du deinen Teller nicht haben?» fragte Rosa.

«Was für einen Teller?»

«Deinen. Du wirst doch auch beschert.»

Wahrhaftig, da stand mein Name, in zwei Farben, rot und schwarz, in Rundschrift sogar. Äpfel, Nüsse, Apfelsinen — von Rosa ein selbstgestrickter Pullover, von der Wirtin ein grasgrüner Schlips, vom schwulen Kiki ein Paar echt kunstseidene rosa Socken, von Wally, der Schönen, ein Ledergürtel, vom Kellner Alois eine halbe Flasche Rum, von Marion, Lina und Mimi zusammen ein halbes Dutzend Taschentücher, und vom Wirt zwei Flaschen Kognak.

«Kinder», sagte ich. «Kinder, das ist aber ganz unerwartet.»

«Überraschung?» rief Rosa.

«Total!»

Ich stand beschämt da, und, verdammt, ich war gerührt bis auf die Knochen. «Kinder», sagte ich, «wißt ihr, wann ich zum letztenmal beschert worden bin? Ich weiß es gar nicht mehr. Es muß vor dem Kriege gewesen sein. Aber nun habe ich gar nichts für euch.»

Eine gewaltige Freude brach los, weil ich so glänzend überrumpelt worden war. «Weil du uns immer was vorgespielt hast», sagte Lina errötend.

«Ja, du spielst uns was vor, das ist dein Geschenk», erklärte Rosa.

«Was ihr wollt», sagte ich. «Alles, was ihr wollt.»

«Aus der Jugendzeit», rief Marion.

«Nein, was Lustiges», widersprach Kiki.

Er wurde überstimmt. Als Homo wurde er ohnehin nicht ganz für voll genommen. Ich setzte mich ans Klavier und begann. Alle sangen mit.

«Aus der Jugendzeit — klingt ein Lied mir immerdar — O wie liegt so weit — was mein einst war...»

Die Wirtin drehte alles elektrische Licht aus. Nur noch das milde Licht der Kerzen war da. Leise plätscherte der Bierhahn wie eine ferne Quelle im Walde, und der plattfüßige Alois geisterte im Hintergrunde wie ein schwarzer Pan hin und her. Ich fing die zweite Strophe an. Mit glänzenden Augen und guten Kleinbürgerinnengesichtern standen die Mädchen um das Klavier herum — aber sieh da, wer heulte Rotz und Tränen? Kiki, Salzbrezelkiki aus Luckenwalde.

Leise öffnete sich die Tür des großen Vereinszimmers. Melodisch brummend zog im Gänsemarsch die Liedertafel herein und stellte sich hinter den Mädchen auf. Grigoleit mit einer schwarzen Brasilzigarre an der Spitze.

«Als ich Abschied nahm — war die Welt mir voll so sehr — Als ich wiederkam — war alles leer...»

Leise verhallte der gemischte Chor. «Schön», sagte Lina.

Rosa zündete die Wunderkerzen an. Sie zischten und sprühten. «So, und nun was Lustiges!» rief sie. «Kiki muß aufgeheitert werden.»

«Ich auch», sagte Stefan Grigoleit.

Um elf Uhr kamen Köster und Lenz. Wir setzten uns mit dem blassen Georgie an einen Tisch neben der Theke. Georgie bekam ein paar Schnitten trockenes Brot zu essen, damit er wieder taktfest wurde. Bald darauf war Lenz im Tumult der Viehkommissionäre verschwunden. Eine Viertelstunde später sahen wir ihn mit Grigoleit an der Theke auftauchen. Beide schlangen die Arme ineinander und tranken Bruderschaft.

«Stefan!» sagte Grigoleit.

«Gottfried!» erwiderte Lenz, und beide schütteten den Kognak hinunter.

«Ich schicke dir morgen ein Paket Blut- und Leberwurst, Gottfried. In Ordnung?»

«In bester Ordnung!» Lenz schlug ihm auf die Schulter. «Alter, guter Stefan!»

Stefan strahlte. «Du kannst so schön lachen», sagte er begeistert. «Ich habe gern, wenn einer gut lachen kann. Ich werde zu leicht traurig, das ist mein Fehler.»

«Meiner auch», erwiderte Lenz, «deshalb lache ich ja. Komm, Robby, trink einen mit auf das endlose Weltgelächter!»

Ich ging zu ihnen hin. «Was hat denn der Kleine da?» fragte Stefan und zeigte auf Georgie. «Der sieht mächtig traurig aus.»

«Der ist leicht glücklich zu machen», sagte ich. «Der braucht nur etwas Arbeit.»

«Kunststück», antwortete Stefan. «Heutzutage.»

«Er macht alles.»

«Machen alle alles heutzutage.» Stefan wurde nüchterner.

«Der Junge braucht fünfundsiebzig Mark im Monat.»

«Unsinn. Damit kommt er nicht aus.»

«Der kommt damit aus», sagte Lenz.

«Gottfried», erwiderte Grigoleit, «ich bin ein alter Säufer.

Gut. Aber Arbeit ist etwas Ernstes. Kann man jemand nicht heute geben und morgen wieder wegnehmen. So was ist schlimmer als heiraten lassen und morgen die Frau wieder wegnehmen. Aber wenn der Junge ehrlich ist und mit fünfundsiebzig Mark auskommt, hat er Schwein gehabt. Kann sich Dienstag acht Uhr bei mir melden. Brauche eine Hilfe für meine Laufereien mit dem Verein und so. Ab und zu ein Paket mit Geschlachtetem gib't extra. Scheint was in die Rippen haben zu müssen.»

«Ist das ein Wort?» fragte Lenz.

«Es ist ein Wort von Stefan Grigoleit.»

«Georgie», rief ich, «komm mal her.»

Er begann zu zittern, als er es hörte. Ich ging zu Köster zurück. «Hör mal, Otto», sagte ich, «wenn du dein Leben noch einmal von vorn leben könntest, möchtest du das?» «Genauso, wie es war?» «Ja.» «Nein», sagte Köster. «Ich auch nicht», sagte ich.

Pensum 23

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Weiterführen (te,t), Dat. durchhelfen (a,o), ein Gespräch mit Dat. nach Akk. anmelden, j-n betrügen, das Geld aufbringen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Formen Sie die Aktivsätze in die Passivsätze um!

1. Der Wirt erstand eine vier Meter hohe Edeltanne.
2. Du hast mich durch den Korridor getragen.
3. Anfang November verkauften wir den Citroen und halfen uns mit dem Taxi durch.
4. Ich stützte den Kopf in die Hand.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Warum verschlechterte sich die Lage der Autoreparaturwerkstatt & Co“? Auf welche Weise verdiente Robert sein Geld?
2. Warum nannte Patrice das Sanatorium „Walfrieden“ ein „strahlendes, schönes Gefängnis“? Wozu sagte Robert, dass er sie „vielleicht Ende Januar besuchen“ konnte? Hatte er das Geld für das Sanatorium nicht mehr aufzubringen?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte

1. Verkauf des Citroens.
2. Telefongespräch mit Patrice.

Kapitel XXIV

Es war drei Wochen später, an einem kalten Abend im Januar. Ich saß im International und spielte mit dem Wirt «Siebzehn und vier». Das Lokal war leer, nicht einmal die Huren waren gekommen. Die Stadt war unruhig. Draußen marschierten alle Augenblicke Kolonnen vorüber, manche mit schmetternden Militärmärschen, andere mit der Internationale, und dann wieder schweigende, lange Züge, denen Schilder vorangetragen wurden mit Forderungen nach Arbeit und Brot. Man hörte die vielen Schritte auf dem Pflaster wie das Gehen einer riesigen, unerbittlichen Uhr. Nachmittags war es zwischen Streikenden und der Polizei bereits zu einem Zusammenstoß gekommen, bei dem zwölf Leute verletzt worden waren, und die ganze Polizei stand seit Stunden unter Alarm. Die Pfliffe der Überfallautos gellten durch die Straßen.

«Es gibt keine Ruhe», sagte der Wirt und zeigte eine Sechzehn vor.

«Seit dem Krieg hat's keine Ruhe mehr gegeben. Und damals haben wir doch alle nichts anderes gewollt als Ruhe. Verrückte Welt!»

Ich zeigte Siebzehn vor und strich den Pott ein. «Die Welt ist nicht verrückt», sagte ich. «Nur die Menschen.»

Alois, der hinter dem Stuhl des Wirtes stand und kiebitzte, erhob Einspruch. «Verrückt sind die nicht. Bloß habgierig. Einer gönnt dem andern nischt. Und weil zuviel von allem da ist, haben die meisten gar nischt. Es liegt bloß an der Verteilung.»

«Klar», sagte ich und paßte bei zwei Karten. «Daran liegt's aber seit ein paar tausend Jahren.»

Der Wirt deckte auf. Er hatte fünfzehn und sah mich zweifelnd an. Dann kaufte er weiter ein, ein As, und war kaputt. Ich zeigte meine Karten vor. Es waren nur zwölf Augen, und er hätte mit fünfzehn gewonnen gehabt. «Verdammt, jetzt höre ich auf», fluchte er. «So was an gemeinem Bluff! Ich dachte, Sie hätten mindestens achtzehn.»

Alois meckerte. Ich strich das Geld ein. Der Wirt gähnte und sah nach der Uhr: «Fast elf. Ich glaube, wir machen Schluß. Kommt doch keiner mehr.»

«Da kommt noch einer», sagte Alois.

Die Tür ging auf. Es war Köster. «Gibt's was Neues draußen, Otto?»

Er nickte. «Eine Saalschlacht in den Borussiasälen. Zwei Schwerverletzte, ein paar Dutzend Leichtverletzte und ungefähr hundert Verhaftungen. Zwei Schießereien im Norden. Ein Schupo tot. Weiß nicht, wieviel Verletzte. Na, und jetzt geht's ja wohl erst noch los, wenn die großen Versammlungen zu Ende sind. Bist du hier fertig?»

«Ja», sagte ich. «Wir wollten gerade Schluß machen.»

«Dann komm mit.»

Ich sah zum Wirt hinüber. Er nickte. «Also, Servus», sagte ich.

«Servus», erwiderte der Wirt träge. «Nehmt euch in acht.»

Wir gingen hinaus. Draußen roch es nach Schnee. Flugblätter lagen wie große, tote, weiße Schmetterlinge auf der Straße.

«Gottfried ist nicht da», sagte Köster. «Er steckt in einer dieser Versammlungen. Ich habe gehört, daß sie gesprengt werden sollen, und glaube, daß noch allerhand passieren wird. Es wäre ganz gut, wenn wir ihn vor Schluß erwischen könnten. Er ist ja nicht gerade der Ruhigste.»

«Weißt du denn, wo er ist?» fragte ich.

«Nicht genau. Aber ziemlich sicher in einer der drei Hauptversammlungen. Wir müssen sie abfahren. Gottfried mit seinem leuchtenden Haarschopf ist ja leicht zu erkennen.»

«Gut.» Wir stiegen ein und jagten mit Karl los zum ersten Versammlungslokal.

Auf der Straße stand ein Lastwagen mit Schupos. Die Sturmriemen der Tschakos waren heruntergelassen. Karabinerläufe schimmerten stumpf im Laternenlicht. Bunte Fahnen hingen in den Fenstern. Vor dem Eingang drängte sich eine Anzahl uniformierter Leute. Fast alle waren sehr jung.

Wir kauften zwei Billets, lehnten Broschüren, Sammelbüchsen und Mitgliedserklärungen ab und gingen in den Saal. Er war voll besetzt und gut beleuchtet, um Zwischenrufer sofort herausfinden zu können. Wir blieben am Eingang stehen, und Köster, der sehr scharfe Augen hatte, musterte die Reihen.

Auf dem Podium stand ein kräftiger, untersetzter Mann und redete. Er hatte eine volle Bruststimme, die mühelos in den entferntesten Winkeln verständ-

lich war. Es war eine Stimme, die überzeugte, ohne daß man viel darauf achtete, was sie sagte. Und was sie sagte, war leicht verständlich. Der Mann ging auf der Bühne umher, ungezwungen, mit kleinen Armbewegungen, ab und zu trank er einen Schluck Wasser und machte einen Witz. Dann aber stand er plötzlich still, voll dem Publikum zugekehrt, und peitschte mit veränderter, greller Stimme Satz um Satz hinaus, Wahrheiten, die jeder kannte, von der Not, vom Hunger, von der Arbeitslosigkeit, sich immer weiter steigend, die Zuhörer mitreißend, bis er in einem Furioso herausschmetterte: «Das kann nicht so weitergehen! Das muß anders werden!»

Das Publikum tobte Beifall, es klatschte und schrie, als sei damit schon alles anders geworden. Der Mann oben wartete ab. Sein Gesicht glänzte. Und dann kam es, breit, überzeugend, unwiderstehlich, Versprechen über Versprechen, es regnete nur so Versprechen, ein Paradies erstand über den vielen Köpfen, es wölbte sich zauberhaft bunt, es war eine Lotterie, in der alle Lose Haupttreffer waren und in der jeder sein Privatglück und sein Privatrecht und seine Privatrache fand.

Ich sah mir die Zuhörer an. Es waren Leute aller Berufe, Buchhalter, kleine Gewerbetreibende, Beamte, eine Anzahl Arbeiter und viele Frauen. Sie saßen jetzt da in dem heißen Saal, zurückgelehnt oder vorgebeugt. Reihe an Reihe, Gesicht neben Gesicht, der Strom der Worte spülte über sie hin, und es war sonderbar: So verschieden sie auch waren, die Gesichter hatten alle den gleichen, abwesenden Ausdruck, einen schläfrig-süchtigen Blick in die Ferne einer nebeligen Fata Morgana, es war Leere darin und zugleich eine übermächtige Erwartung, die alles auslöschte, Kritik, Zweifel, Widersprüche und Fragen, den Alltag, die Gegenwart, die Realität. Der da oben wußte alles — er hatte für jede Frage eine Antwort, für jede Not eine Hilfe. Es war gut, sich ihm anzuvertrauen. Es war gut, jemand zu haben, der für einen dachte. Es war gut, zu glauben.

Köster stieß mich an. Lenz war nicht da. Er winkte mit dem Kopf nach dem Ausgang. Ich nickte, und wir gingen.

Die Saalwachen sahen uns finster und argwöhnisch nach. Im Vorraum stand eine Kapelle, fertig zum Einmarsch in den Saal. Ein Wald von Fahnen und Abzeichen dahinter.

«Gut gemacht, was?» fragte Köster draußen.

«Erstklassig. Das kann ich als alter Propagandachef beurteilen.»

Wir fuhren ein paar Straßen weiter. Dort war die zweite politische Versammlung. Andere Fahnen, andere Uniformen, ein anderer Saal; aber sonst alles ähnlich. Auf den Gesichtern der gleiche Ausdruck von Ungewisser Hoffnung und gläubiger Leere. Ein weißgedeckter Vorstandstisch, quer vor den Stuhlreihen. Daran die Parteisekretäre, der Vorstand, ein paar eifrige alte Jungfern. Der Redner, ein Beamtentyp, war schwächer als der vorige. Er redete Papierdeutsch, er brachte Zahlen, Beweise, es stimmte alles, was er sagte, aber trotzdem überzeugte er weniger als der andere, der überhaupt nichts bewies, sondern nur be-

hauptete. Müde dösten die Parteisekretäre am Vorstandstisch vor sich hin; sie hatten Hunderte solcher Versammlungen hinter sich.

«Komm», sagte Köster nach einer Weile. «Hier ist er auch nicht. Habe ich übrigens auch nicht erwartet.»

Wir fuhren weiter. Die Luft war kalt und frisch nach dem verbrauchten Dunst in den überfüllten Sälen. Der Wagen schoß durch die Straßen. Wir kamen am Kanal vorbei. Die Laternen warfen öliggelbe Reflexe auf das dunkle Wasser, das leise an die betonierten Ufer klatschte. Eine Zille zog schwarz und langsam vorüber. Der Schleppdampfer hatte rote und grüne Signallichter gesetzt. Ein Hund bellte herüber, dann ging ein Mann vor dem Licht her und verschwand in einer Luke, die einen Augenblick golden aufschimmerte. Jenseits des Kanals lagen hell angestrahlt die Häuser des Westens. Ein Brückenbogen schwang sich von ihnen zur anderen Seite hinüber. Ruhelos schoben sich Autos, Omnibusse und elektrische Bahnen darauf hin und her. Er sah aus wie eine funkelnde bunte Schlange über dem trägen schwarzen Wasser.

«Ich denke, wir lassen den Wagen hier stehen und gehen das letzte Stück zu Fuß», sagte Köster nach einer Weile. «Ist unauffälliger.»

Wir hielten Karl unter einer Laterne vor einer Kneipe an. Eine weiße Katze huschte weg, als wir ausstiegen. Ein paar Huren mit Schürzen standen etwas weiter unter einem Torbogen und verstummten, als wir vorübergingen. In einer Hausecke lehnte ein Drehorgelspieler und schlief. Eine alte Frau wühlte in den Abfällen am Straßenrand.

Wir kamen an eine riesige, schmutzige Mietskaserne mit mehreren Hinterhäusern, Höfen und Durchgängen. Im untersten Stock befanden sich Läden, eine Bäckerei und eine Annahmestelle für Lumpen und altes Eisen. Auf der Straße vor dem ersten Durchgang standen zwei Lastwagen mit Schupos.

Im ersten Hof war in einer Ecke aus Holzlatten ein Stand aufgebaut, an dem ein paar große Sternkarten hingen. Vor einem Tisch mit Papieren stand auf einem kleinen Podium ein Mann mit einem Turban. Über seinem Kopf hing ein Schild: Astrologie, Handlesekunst, Zukunftsdeutung — Ihr Horoskop für 50 Pfennig. Ein Schwarm Menschen umdrängte ihn. Das grelle Licht einer Karbidlampe fiel auf sein gelbes, faltiges Gesicht. Er redete auf die Zuschauer ein, die schweigend zu ihm aufschauten — mit dem gleichen verlorenen, abwesenden, wundersüchtigen Blick wie vorher die Zuhörer in den Versammlungen mit den Fahnen und den Musikkapellen.

«Otto», sagte ich zu Köster, der vor mir her ging, «jetzt weiß ich, was die Leute wollen. Sie wollen gar keine Politik. Sie wollen Religionsersatz.»

Er sah sich um. «Natürlich. Sie wollen an irgend etwas wieder glauben. An was, ist ganz egal. Deshalb sind sie auch so fanatisch.»

Wir kamen auf den zweiten Hof, an dem das Versammlungslokal lag. Alle Fenster waren erleuchtet. Plötzlich hörten wir Lärm von drinnen. Im selben Moment stürzte aus einem dunklen Seiteneingang eine Anzahl junger Leute in

Windjacken, wie auf ein verabredetes Zeichen über den Hof, dicht unter den Fenstern entlang, auf die Tür des Lokals los. Der vorderste riß sie auf, und sie stürmten hinein.

«Ein Stoßtrupp», sagte Köster. «Komm hier an die Wand hinter die Bierfässer.»

Ein Brüllen und Toben begann im Saal. In der nächsten Sekunde splitterte ein Fenster und jemand flog heraus. Gleich darauf brach die Tür auf, ein Haufen Menschen wälzte sich heraus, die ersten stürzten, die andern fielen darüber hinweg. Eine Frau schrie gellend um Hilfe und rannte durch den Torbogen hinaus. Ein zweiter Schub folgte mit Stuhlbeinen und Biergläsern, wütend ineinander verfilzt. Ein riesiger Zimmermann sprang heraus, stellte sich etwas außerhalb auf, und jedesmal, wenn er den Kopf eines Gegners vor sich sah, fegte sein langer Arm im Kreise herum und schlug ihn in das Gewühl zurück. Er machte das völlig ruhig, als ob er Holz hackte.

Ein neuer Knäuel stürzte heran, und plötzlich sahen wir, drei Meter vor uns, den gelben Schöpf Gottfrieds in den Händen eines tobenden Schnauzbartes.

Köster duckte sich und verschwand in dem Haufen. Ein paar Sekunden später ließ der Schnauzbart Gottfried los, warf mit einer Miene äußersten Erstaunens die Arme hoch und fiel wie ein entwurzelter Baum in die Menge zurück. Gleich darauf entdeckte ich Köster, der Lenz am Kragen hinter sich her schlepte.

Lenz wehrte sich. «Laß mich nur noch einen Augenblick hin, Otto», keuchte er.

«Unsinn», rief Köster, «die Schupo kommt sofort! Los, da hinten 'rauf.»

Wir liefen über den Hof, dem dunklen Seiteneingang zu. Es war keinen Augenblick zu früh. Im gleichen Moment schrillte jähes Pfeifen über den Hof, die schwarzen Tschakos der Schupo blitzten auf, und die Polizei riegelte den Hof ab. Wir rannten die Treppen hinauf, um nicht mit zur Wache geschleppt zu werden. Von einem Flurfenster aus sahen wir, wie es weiterging. Die Schupo arbeitete glänzend. Sie sperrte ab, trieb einen Keil in den Knäuel, riß die Haufen auseinander, löste sie auf und begann sofort abzutransportieren. Als ersten den verblüfften Zimmermann, der vergeblich etwas zu erklären suchte. Hinter uns schnappte eine Tür. Eine Frau im Hemd, mit bloßen, dünnen Beinen, eine Kerze in der Hand, steckte den Kopf heraus. «Bist du das?» fragte sie mürrisch.

«Nein», sagte Lenz, der sich erholt hatte. Die Frau warf die Tür zu. Lenz leuchtete mit seiner Taschenlampe die Tür ab. Es war der Maurerpolier Gerhard Peschke, der hier erwartet wurde.

Unten wurde es still. Die Schupo zog ab, und der Hof wurde leer. Wir warteten noch etwas, dann gingen wir die Treppen hinunter. Hinter einer Tür weinte ein Kind. Es weinte leise und klagend im Dunkel.

Wir gingen durch den vorderen Hof. Der Astrologe stand verlassen vor seinen Sternkarten. «Ein Horoskop, die Herrschaften?» rief er. «Oder die Zukunft aus der Hand?»

«Immer los», sagte Gottfried und hielt ihm die Hand hin.

Der Mann studierte eine Zeitlang. «Sie haben einen Herzfehler», sagte er dann kategorisch. «Ihr Gefühl ist stark entwickelt, Ihre Verstandeslinie sehr kurz, dafür sind Sie musikalisch begabt. Sie träumen viel, aber Sie taugen nicht als Ehemann. Trotzdem sehe ich hier drei Kinder. Sie sind eine diplomatische Natur, neigen zur Verslossenheit und werden etwa achtzig Jahre alt.»

«Stimmt», erklärte Gottfried. «Das hat mein Fräulein Mutter auch schon immer gesagt: Wer böse ist, wird alt. Moral ist eine Erfindung der Menschen; nicht eine Konsequenz des Lebens.»

Er gab dem Mann sein Geld, und wir gingen weiter. Die Straße war leer. Eine schwarze Katze huschte vor uns her. Lenz zeigte hin. «Jetzt müßten wir eigentlich umkehren.»

«Laß man», sagte ich, «wir haben vorhin eine weiße gesehen; das hebt sich auf.»

Wir gingen die Straße entlang. Ein paar Leute kamen uns auf der anderen Seite entgegen. Es waren vier junge Burschen. Einer trug hellgelbe, neue Leder-gamaschen, die andern eine Art von Militärstiefeln. Sie blieben stehen und sahen zu uns herüber. «Da ist er!» rief plötzlich der mit den Gamaschen und lief schräg über die Straße auf uns zu. Im nächsten Augenblick krachten zwei Schüsse, der Bursche sprang weg, und alle vier rissen aus, so schnell sie konnten.

Ich sah, wie Köster zum Sprung ansetzte, aber dann in einer merkwürdigen Drehung abbog, die Arme ausstreckte, einen gepreßten, wilden Laut ausstieß und Gottfried Lenz aufzufangen versuchte, der schwer aufs Pflaster schlug.

Eine Sekunde dachte ich, er sei nur gefallen; dann sah ich das Blut. Köster riß ihm die Jacke auf, zerrte das Hemd weg — das Blut quoll dicht hervor. Ich preßte mein Taschentuch dagegen. «Bleib hier, ich hole den Wagen», rief Köster und rannte los.

«Gottfried», sagte ich, «hörst du mich?»

Sein Gesicht wurde grau. Die Augen waren halb geschlossen. Die Lider bewegten sich nicht. Ich hielt mit der einen Hand seinen Kopf, mit der anderen drückte ich das Taschentuch auf die blutende Stelle. Ich kniete neben ihm, ich lauschte auf sein Röcheln, seinen Atem, aber ich hörte nichts, lautlos war alles, die endlose Straße, die endlosen Häuser, die endlose Nacht — ich hörte nur leise klatschend das Blut auf das Pflaster fallen und wußte, daß das schon einmal so gewesen sein mußte und daß es nicht wahr sein konnte.

Köster raste heran. Er riß die Lehne des linken Sitzes nach hinten herum. Wir hoben Gottfried vorsichtig hoch und legten ihn auf die beiden Sitze. Ich sprang in den Wagen und Köster schoß los. Wir fuhren zur nächsten Unfallstel-

le. Köster bremste vorsichtig. «Sieh nach, ob ein Arzt da ist. Sonst müssen wir weiter.»

Ich lief hinein. Ein Sanitäter kam mir entgegen. «Ist ein Arzt da?» «Ja. Habt ihr jemand?» «Ja. Kommen Sie mit 'ran! Eine Tragbahre.» Wir hoben Gottfried auf die Bahre und trugen ihn hinein.

Der Arzt stand schon in Hemdsärmeln bereit. «Hierher!» Er zeigte auf einen flachen Tisch. Wir hoben die Bahre hinauf. Der Arzt zog eine Lampe herunter, dicht über den Körper.

«Was ist es?» — «Revolverschuß.»

Er nahm einen Bausch Watte, wischte das Blut fort, griff nach Gottfrieds Puls, horchte ihn ab und richtete sich auf. «Nichts mehr zu machen.»

Köster starrte ihn an. «Der Schuß sitzt doch ganz seitlich.

Es kann doch nicht schlimm sein!»

«Es sind zwei Schüsse!» sagte der Arzt.

Er wischte wieder das Blut weg. Wir beugten uns vor. Da sahen wir, daß schräg unter der stark blutenden Wunde eine zweite war — ein kleines, dunkles Loch in der Herzgegend.

«Er muß fast augenblicklich tot gewesen sein», sagte der Arzt. Köster richtete sich auf. Er sah Gottfried an. Der Arzt bedeckte die Wunden mit Tampons und klebte Heftpflasterstreifen darüber. «Wollen Sie sich waschen?» fragte er mich.

«Nein», sagte ich.

Gottfrieds Gesicht war jetzt gelb und eingefallen. Der Mund war etwas schiefgezogen, die Augen waren halb geschlossen, das eine etwas mehr als das andere. Er sah uns an. Er sah uns immerfort an.

«Wie ist es denn gekommen?» fragte der Arzt.

Niemand antwortete. Gottfried sah uns an. Er sah uns unverwandt an.

«Er kann hierbleiben», sagte der Arzt.

Köster rührte sich. «Nein», erwiderte er. «Wir nehmen ihn mit!»

«Das geht nicht», sagte der Arzt. «Wir müssen die Polizei anrufen. Die Kriminalpolizei auch. Es muß doch sofort alles getan werden, um den Täter zu finden.»

«Den Täter?» Köster blickte den Arzt an, als verstünde er ihn nicht.

«Gut», sagte er dann, «ich werde hinfahren und die Polizei holen.»

«Sie können telefonieren. Dann sind sie schneller hier.»

Köster schüttelte langsam den Kopf. «Nein. Ich werde sie holen.»

Er ging hinaus, und ich hörte Karl anspringen. Der Arzt schob mir einen Stuhl hin. «Wollen Sie sich nicht solange setzen?»

«Danke», sagte ich und blieb stehen. Das helle Licht lag immer noch auf Gottfrieds blutiger Brust. Der Arzt schob die Lampe etwas höher.

«Wie ist es denn gekommen?» fragte er nochmals.

«Ich weiß nicht. Es muß eine Verwechslung mit jemand gewesen sein.»

«War er im Krieg?» fragte der Arzt.

Ich nickte.

«Man sieht es an den Narben», sagte er. «Und an dem zerschossenen Arm. Er ist mehrere Male verwundet worden.»

«Ja. Viermal.»

«Eine Gemeinheit», sagte der Sanitäter. «Sind doch alles Lausebengels, die damals noch in den Windeln lagen.»

Ich erwiderte nichts. Gottfried sah mich an. Immerfort an.

Es dauerte lange, bis Köster wiederkam. Er war allein. Der Arzt legte die Zeitung weg, in der er gelesen hatte. «Sind die Beamten da?» fragte er.

Köster blieb stehen. Er hatte nicht gehört, was der Arzt gesagt hatte.

«Ist die Polizei da?» fragte der Arzt noch einmal.

«Ja», erwiderte Köster. «Die Polizei. Wir müssen telefonieren, daß sie kommt.»

Der Arzt sah ihn an, sagte aber nichts und ging zum Telefon. Ein paar Minuten später kamen zwei Beamte. Sie setzten sich an einen Tisch, und einer von ihnen nahm Gottfrieds Personalien auf. Ich weiß nicht, aber es schien mir irrsinnig, zu sagen, wie er hieß und wann er geboren war und wo er wohnte, jetzt, wo er tot war. Ich starrte auf den schwärzlichen Bleistiftstummel, den der Beamte ab und zu mit den Lippen befeuchtete, und gab mechanisch Antwort.

Der andere Beamte begann ein Protokoll aufzusetzen. Köster machte die notwendigen Angaben. «Können Sie mir ungefähr sagen, wie der Täter aussah?» fragte der Beamte.

«Nein», erwiderte Köster. «Ich habe nicht darauf geachtet.»

Ich blickte zu ihm hinüber. Ich dachte an die gelben Gamaschen und die Uniformen.

«Wissen Sie nicht, welcher politischen Partei er angehörte? Haben Sie nicht die Abzeichen oder die Uniform gesehen?»

«Nein», sagte Köster. «Ich habe nichts gesehen vor den Schüssen. Und dann habe ich mich nur um...», er stockte einen Augenblick, «um meinen Kameraden gekümmert.»

«Gehören Sie einer politischen Partei an?»

«Nein.»

«Ich meinte, weil Sie sagten, er wäre Ihr Kamerad...»

«Er ist mein Kamerad aus dem Krieg», sagte Köster.

Der Beamte wandte sich mir zu. «Können Sie den Täter beschreiben?»

Köster sah mich fest an. «Nein», sagte ich. «Ich habe auch nichts gesehen.»

«Merkwürdig», sagte der Beamte.

«Wir waren im Gespräch und haben auf nichts geachtet. Es ging auch alles sehr schnell.»

Der Beamte seufzte. «Da ist wenig Aussicht, daß wir die Kerle kriegen.»

Er machte das Protokoll fertig. «Können wir ihn mitnehmen?» fragte Köster.

«Eigentlich...» Der Beamte blickte den Arzt an. «Die Todesursache ist einwandfrei festgestellt?»

Der Arzt nickte. «Ich habe den Schein schon ausgeschrieben.»

«Und wo ist das Geschöß? Ich muß das Geschöß mitnehmen.»

«Es sind zwei Steckschüsse. Ich müßte...» Der Arzt zögerte.

«Ich muß beide haben», sagte der Beamte. «Ich muß sehen, ob sie aus der gleichen Waffe sind.»

«Ja», erwiderte Köster auf einen Blick des Arztes.

Der Sanitäter rückte die Bahre zurecht und zog das Licht herunter. Der Arzt nahm seine Werkzeuge und fuhr mit einer Pinzette in die Wunden. Die erste Kugel fand er rasch; sie war nicht sehr tief. Bei der zweiten mußte er schneiden. Er zog die Gummihandschuhe ganz herauf und griff nach den Klammern und dem Messer. Köster trat rasch an die Bahre und drückte Gottfrieds Augen zu, die immer noch halb offenstanden. Ich wandte mich ab, als ich das leise Zischen des Messers hörte. Einen Augenblick lang wollte ich zuspringen und den Arzt beiseite stoßen, weil es in mir aufzuckte, Gottfried sei nur bewußtlos und der Arzt töte ihn jetzt erst wirklich — aber dann wußte ich es wieder. Wir hatten genug Tote gesehen, um es zu wissen.

«Das ist sie», sagte der Arzt und richtete sich auf. Er wischte das Geschöß ab und gab es dem Beamten.

«Es ist das gleiche. Aus derselben Waffe, nicht wahr?»

Köster beugte sich vor und sah die kleinen, stumpfschimmernden Geschosse, die in der Hand des Beamten hin und her rollten, genau an.

«Ja», sagte er.

Der Beamte wickelte sie in Papier und steckte sie in die Tasche.

«Es ist eigentlich nicht erlaubt», sagte er dann, «aber wenn Sie ihn nach Hause nehmen wollen — der Tatbestand ist ja klar, nicht wahr, Herr Doktor?» Der Arzt nickte. «Sie sind ja auch Gerichtsarzt», fuhr der Beamte fort, «also dann — wie Sie wollen — Sie müssen nur — es könnte sein, daß morgen noch eine Kommission kommt...»

«Ich weiß», sagte Köster. «Wir werden alles genauso lassen.» Die Beamten gingen.

Der Arzt hatte die Wunden Gottfrieds wieder bedeckt und verklebt. «Wie wollen Sie es machen?» fragte er. «Sie können die Bahre mitnehmen. Sie brauchen sie morgen nur im Laufe des Tages hierher zurückzuschicken.»

«Ja, danke», sagte Köster. «Komm, Robby.»

«Ich kann Ihnen helfen», sagte der Sanitäter.

Ich schüttelte den Kopf. «Es geht schon.»

Wir nahmen die Bahre, trugen sie hinaus und legten sie auf die beiden linken Sitze, die mit der heruntergeklappten Lehne eine Ebene bildeten. Der Sani-

täter und der Arzt kamen heraus und sahen zu. Wir deckten Gottfrieds Mantel über ihn und fuhren ab. Nach einer Weile wandte sich Köster zu mir um. «Wir fahren die Straße noch einmal ab. Ich habe es vorhin schon getan. Aber da war es zu früh. Vielleicht sind sie jetzt unterwegs.»

Es fing langsam an zu schneien. Köster fuhr den Wagen fast unhörbar. Er kuppelte aus, und oft stellte er auch die Zündung ab. Er wollte nicht gehört werden, obschon die vier, die wir suchten, ja nicht wußten, daß wir den Wagen hatten. Dann glitten wir lautlos wie ein weißes Gespenst durch den immer stärker fallenden Schnee. Ich holte mir aus dem Werkzeug einen Hammer heraus und legte ihn neben mich, um sofort aus dem Wagen springen und zuschlagen zu können. Wir kamen die Straße entlang, in der es passiert war. Unter der Laterne war noch der schwarze Fleck des Blutes. Köster schaltete das Licht aus. Wir glitten dicht an der Bordkante entlang und beobachteten die Straße. Niemand war zu sehen. Nur aus einer erleuchteten Kneipe hörten wir Stimmen.

Köster hielt an der Kreuzung. «Bleib hier», sagte er, «ich will in der Kneipe nachsehen.»

«Ich gehe mit», erwiderte ich.

Er sah mich mit einem Blick an, wie ich ihn aus der Zeit kannte, als er allein auf Patrouille ging. «Ich werde es nicht in der Kneipe abmachen», sagte er. «Da kann er mir doch noch entwischen. Ich will nur sehen, ob er da ist. Dann werden wir auf ihn warten. Bleib du hier bei Gottfried.»

Ich nickte, und er verschwand im Schneegestöber. Die Flocken flogen mir ins Gesicht und schmolzen auf der Haut. Ich konnte es plötzlich nicht ertragen, daß Gottfried zugedeckt war, als ob er nicht mehr zu uns gehörte, und ich schob den Mantel von seinem Kopf fort. Der Schnee fiel jetzt auch auf sein Gesicht, auf seine Augen und seinen Mund, aber er schmolz nicht. Ich nahm mein Taschentuch, wischte ihn weg und deckte den Mantel wieder darüber.

Köster kam zurück. «Nichts gewesen?» — «Nein», sagte er.

Er stieg ein. «Wir fahren jetzt noch die andern Straßen ab. Ich habe das Gefühl, daß wir ihnen jeden Moment begegnen müssen.»

Der Wagen brüllte auf und wurde sofort wieder abgedrosselt. Leise schlichen wir durch die weiße, wirbelnde Nacht, von Straße zu Straße, in den Kurven hielt ich Gottfried fest, damit er nicht herunterrutschte, und ab und zu hielten wir hundert Meter hinter einer Kneipe, und Köster lief in langen Sprüngen zurück, um hineinzusehen. Er war von einer finsternen, kalten Besessenheit, er dachte nicht daran, Gottfried erst fortzubringen, zweimal setzte er dazu an; aber dann kehrte er wieder um, weil er glaubte, gerade in diesem Augenblick könnten die vier unterwegs sein.

Plötzlich sahen wir weit vor uns, auf einer langen, kahlen Straße, eine dunkle Gruppe von Menschen. Köster schaltete sofort die Zündung ab, und lautlos, ohne Licht, kamen wir heran. Die Leute hörten uns nicht. Sie sprachen miteinander. «Es sind vier», flüsterte ich Köster zu. Im gleichen Moment brüllte

der Wagen auf, durchraste die letzten zweihundert Meter, sprang halb auf das Trottoir und hielt knirschend und schleudernd einen Meter neben den vier aufschreienden Leuten. Köster hing halb aus dem Wagen, sein Körper war ein Stahlbogen, bereit, loszuspringen, und sein Gesicht war unerbittlich wie der Tod.

Es waren vier harmlose, ältere Leute. Einer von ihnen war betrunken. Sie begannen zu schimpfen. Köster erwiderte nichts. Wir fuhren weiter. «Otto», sagte ich, «wir werden ihn heute nicht kriegen. Ich glaube nicht, daß er sich auf die Straße traut.»

«Ja, vielleicht», erwiderte er nach einer Weile und wendete den Wagen. Wir fuhren zu Kösters Wohnung. Sein Zimmer hatte einen eigenen Eingang, so daß wir niemand zu wecken brauchten. Als wir ausstiegen, sagte ich: «Weshalb wolltest du der Polizei nicht sagen, wie er aussah? Wir hätten doch Hilfe beim Suchen gehabt. Und gesehen haben wir ihn doch ziemlich genau.»

Köster blickte mich an. «Weil wir das allein abmachen werden, ohne Polizei. Glaubst du denn» — seine Stimme wurde ganz leise, unterdrückt und schrecklich —, «ich werde ihn der Polizei übergeben? Damit er ein paar Jahre Gefängnis bekommt? Du weißt doch, wie alle diese Prozesse enden! Diese Burschen wissen, daß sie milde Richter finden! Das gibt es nicht! Ich sage dir, und wenn die Polizei ihn fände, ich würde erklären, er wäre es nicht, damit ich ihn wiederbekäme! Gottfried tot und der am Leben! Das gibt es nicht!»

Wir nahmen die Bahre von den Sitzen und trugen sie durch das Schneegestöber und den Wind hinein, und es war, als wären wir in Flandern und brächten einen toten Kameraden aus dem Schützengraben zurück nach hinten.

Wir kauften einen Sarg und ein Grab auf dem Gemeindefriedhof. Es war ein klarer, sonniger Tag, als er beerdigt wurde. Wir machten den Sarg selbst zu und trugen ihn die Treppen hinunter. Es gingen nicht viele Leute mit. Ferdinand, Valentin, Alfons, der Barmixer Fred, Georgie, Jupp, Frau Stoß, Gustav, Stefan Grigoleit und Rosa. Vor dem Friedhofstor mußten wir eine Zeitlang warten. Es waren noch zwei Trauerzüge vor uns da, die durchgelassen werden mußten. Einer mit einem schwarzen Beerdigungsauto, ein anderer mit schwarz und silbern behangenen Pferden und einer endlosen Reihe von Leidtragenden, die sich lebhaft unterhielten.

Wir hoben den Sarg vom Wagen und ließen ihn selbst mit den Seilen hinunter. Der Totengräber war zufrieden damit, denn er hatte bei den andern Gräbern genug zu tun. Wir hatten auch einen Geistlichen bestellt. Wir wußten zwar nicht, was Gottfried dazu gesagt hätte, aber Valentin war dafür gewesen. Wir hatten den Pastor allerdings gebeten, keine Rede zu halten. Er sollte nur eine Bibelstelle vorlesen. Der Geistliche war ein alter, kurzsichtiger Mann. Als er an das Grab trat, stolperte er über einen Erdklumpen und wäre hineingestürzt, wenn Köster und Valentin ihn nicht gehalten hätten. Bei dem Fall aber rutschte ihm

die Bibel fort und die Brille, die er gerade aufsetzen wollte. Sie fielen in das Grab. Bestürzt starrte der Geistliche hinterher.

«Lassen Sie es gut sein, Herr Pfarrer», sagte Valentin, «wir ersetzen Ihnen die Sachen.»

«Es ist nicht wegen des Buches», erwiderte der Geistliche leise, «aber die Brille brauche ich.»

Valentin brach einen Zweig von der Friedhofshecke. Dann kniete er am Grabe nieder, und es gelang ihm, die Brille an einem Bügel zu fassen und sie aus den Kränzen herauszuholen. Sie war aus Gold. Vielleicht hatte der Pfarrer sie deshalb wiederhaben wollen. Die Bibel war seitlich am Sarge vorbeigerutscht; man hätte ihn herausholen und hinuntersteigen müssen, um sie zu finden. Das wollte auch der Geistliche nicht. Er stand verlegen da. «Soll ich statt dessen einige Worte sprechen?» fragte er.

«Lassen Sie nur, Herr Pfarrer», sagte Ferdinand. «Er hat ja nun da unten das ganze Testament.»

Die aufgeworfene Erde roch stark. In einer der Schollen kroch ein weißer Engerling. Wenn die Erde wieder hinuntergeworfen war, würde er unten weiterleben, sich verpuppen und im nächsten Jahre die Scholle durchbrechen und ans Licht gelangen. Gottfried aber war tot. Er war ausgelöscht. Wir standen an seinem Grabe, wir wußten, daß sein Körper, sein Haar, seine Augen noch da waren, verwandelt schon, aber doch noch da, und daß er trotzdem schon fort war und nie wiederkam. Es war nicht zu begreifen. Unsere Haut war warm, unsere Gedanken arbeiteten, unser Herz pumpte Blut durch die Adern, wir waren da wie vorher, wie gestern noch, uns fehlte nicht plötzlich ein Arm, wir waren nicht blind oder stumm geworden, alles war wie immer, gleich würden wir fortgehen und Gottfried Lenz würde zurückbleiben und niemals nachkommen. Es war nicht zu begreifen.

Die Schollen polterten auf den Sarg. Der Totengräber hatte uns Spaten gegeben und nun gruben wir ihn ein, Valentin, Köster, Alfons, ich, wie wir schon manchen Kameraden eingegraben hatten. Dröhnend schlug mir ein altes Soldatenlied durch den Schädel, ein altes, trauriges Soldatenlied, das er oft gesungen hatte — «Argonnerwald, Argonnerwald — ein stiller Friedhof bist du bald...»

Alfons hatte ein einfaches, schwarzes Holzkreuz mitgebracht, ein Kreuz, wie sie auf den endlosen Gräberreihen in Frankreich zu Hunderttausenden stehen. Wir setzten es an das Kopfende des Grabes.

«Kommt», sagte Valentin schließlich heiser.

«Ja», sagte Köster. Aber er blieb stehen. Wir blieben alle stehen. Valentin sah uns der Reihe nach an. «Wozu?» sagte er langsam. «Wozu nur? Verflucht!»

Keiner antwortete.

Valentin machte eine müde Bewegung. «Kommt.»

Wir gingen über die Kieswege, dem Ausgang zu. Am Tor erwarteten uns Fred, Georgie und die andern. «Er konnte so wunderbar lachen», sagte Stefan Grigoleit, und die Tränen flössen über sein hilfloses, zorniges Gesicht.

Ich sah mich um. Niemand kam hinter uns her.

Siebzehn und vier – карточная игра

Pot *m* – здесь: деньги на кону

Tschako *m* – форменная фуражка

Furioso *n*, **in einem Furiozo** (итал.) – неистово и страстно

Patrouille *f* (франц.) – патруль, разведка

Pensum 24

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Den Pott streichen (i,ie), sich (Dat.) in Acht nehmen (a,o), j-n erwischen, zum Sprung ansetzen (te,t), Dat. angehören, sich auf (die Straße) trauen, stumm werden, dem Ausgang (auf jemanden) zugehen, sich umsehen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

Köster blickte mich an. „Weil wir das allein abmachen werden, ohne Polizei. Glaubst du denn-“ seine Stimme wurde ganz leise, unterdrückt und schrecklich, – „ich werde ihn der Polizei übergeben? Damit er ein paar Jahre Gefängnis bekommt? Du weißt doch, wie alle diese Prozesse enden! Diese Burschen wissen, dass sie milde Richter finden! Das gibt es nicht! Ich sage dir, und wenn die Polizei ihn fände, ich würde erklären, er wäre es nicht, damit ich ihn wiederbekäme! Gottfried tot, und der am Leben! Das gibt es nicht!“

Wir nahmen die Bahre Von den Sitzen und trugen sie durch das Schneegestöber und den Wind hinein, und es war, als wären wir in Flandern und brächten einen toten Kameraden aus den Schützengräben zurück nach hinten.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Um welche Unruhen in der Stadt handelt sich in diesem Kapitel? Wie beschreibt E. M. Remarque politische Ereignisse jener Zeit?

2. Was für Leute gingen damals in Versammlungen? Wie beschreibt der Autor diese Leute und die Atmosphäre in den Versammlungen? Wie verhalten sich die drei Kameraden zur Politik? Mit wem sympathisieren Sie am meisten? Warum?

3. Was halten Sie von politischen Versammlungen und politischen Rednern in diesem Kapitel?

4. Wie meinen Sie? Wird Gottfrieds Mörder gefasst? Was für „Uniformierte“ in Ledergamaschen und Militärstiefeln hätten es sein können? Haben Sie Gottfried Lenz mit einem anderen verwechselt?

5. Weshalb wollte Otto Köster den Polizeibeamten nicht sagen, wie der Mörder aussah? Was beabsichtigte er zu unternehmen? Wird es ihm gelingen, „alles allein abzumachen“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Unruhen in der Stadt.
2. Otto Köster und Robert Lohkamp auf der Suche nach Gottfried Lenz.
3. Gottfrieds Tod und Beisetzung.
- 4). Der Pastor auf dem Friedhof.

Kapitel XXV

Im Februar saß ich mit Köster zum letztenmal in unserer Werkstatt. Wir hatten sie verkaufen müssen, und jetzt warteten wir auf den Auktionator, der die Einrichtungsgegenstände und die Droschke versteigern sollte. Köster hatte Aussicht, als Rennfahrer bei einer kleineren Autofirma im Frühjahr unterzukommen. Ich blieb im Café International und wollte versuchen, tagsüber noch irgendeine Arbeit dazuzufinden, um mehr zu verdienen.

Auf dem Hof versammelten sich allmählich ein paar Leute. Der Auktionator kam. «Gehst du 'raus, Otto?» fragte ich.

«Wozu? Es steht ja alles draußen, und er weiß Bescheid.»

Köster sah müde aus. Man konnte es bei ihm nicht leicht merken, aber wenn man ihn genau kannte, wußte man es. Sein Gesicht sah dann eher gespannter und härter aus als sonst. Er war Abend für Abend unterwegs, immer in derselben Gegend. Er kannte längst den Namen des Burschen, der Gottfried erschossen hatte. Er konnte ihn nur nicht finden, weil der andere, aus Furcht vor der Polizei, sein Quartier gewechselt hatte und sich irgendwo verborgen hielt. Alfons hatte das alles herausbekommen. Er wartete ebenfalls. Es war allerdings möglich, daß der andere gar nicht in der Stadt war. Daß Köster und Alfons hinter ihm her waren, wußte er nicht. Sie warteten darauf, daß er zurückkam, wenn er sich sicher fühlte.

«Ich werde mal 'rausgehen und zusehen, Otto», sagte ich.

«Gut.»

Ich ging auf den Hof. Unsere Werkzeugbänke und die übrigen Sachen waren in der Mitte aufgebaut. Rechts an der Mauer stand das Taxi. Wir hatten es sauber gewaschen. Ich betrachtete die Polster und die Reifen. Unsere brave Milch-

kuh hatte Gottfried es immer genannt. War gar nicht so einfach, sich davon zu trennen.

Jemand klopfte mir auf die Schulter. Ich wandte mich überrascht um. Ein junger, unangenehm forschender Mann in einem Gürtelmantel stand vor mir. Er zwinkerte mit den Augen und schwang einen Bambusstock durch die Luft. «Hallo! Wir kennen uns doch!»

Eine Ahnung stieg in mir auf. «Guido Thies von der Augeka!»

«Na also!» erklärte das Gürteltier selbstzufrieden. «Haben uns damals doch bei derselben Klamotte getroffen. Sie hatten allerdings einen ekelhaften Kerl bei sich. Beinahe hätte ich ihm ein paar 'reingehauen.»

Ich verzog unwillkürlich das Gesicht, als ich daran dachte, daß er Köster beinahe ein paar 'reingehauen hätte. Thies deutete das als ein Lächeln und zeigte seinerseits ein ziemlich schadhafte Gebiß. «Na, Schwamm drüber, Guido ist nicht nachtragend. Haben ja damals einen enormen Preis für den Großvater gezahlt. War denn da noch was drin für Sie?»

«Ja», sagte ich. «Der Wagen ist gut.»

Thies meckerte. «Wären Sie mir gefolgt, hätten Sie mehr gehabt. Und ich auch. Na, Schwamm drüber! Vergeben und vergessen! Aber heute können wir Kippe machen. Für fünfhundert Mark steigern wir den Kasten glatt ein. Ist ja kein Bein da, um zu bieten. Einverstanden?»

Ich begriff. Er glaubte, wir hätten den Wagen damals weiterverkauft, und er wußte nicht, daß uns die Werkstatt gehörte. Im Gegenteil, er nahm an, wir wollten den Wagen jetzt wiederkaufen.

«Der Wagen ist heute noch fünfzehnhundert wert», sagte ich. «Die Taxikonkession nicht einmal eingeschlossen.»

«Eben», erklärte Guido eifrig. «Wir gehen bis fünfhundert, das heißt ich. Kriegen wir den Zuschlag, zahle ich Ihnen dreihundertfünfzig bar auf die Hand.»

«Kann ich nicht machen», sagte ich. «Ich habe einen Kunden für den Wagen.»

«Immerhin...» Er wollte neue Vorschläge machen.

«Hat keinen Zweck...» Ich ging zur Mitte des Hofes hinüber. Bis zwölfhundert hatte er freie Hand, das wußte ich.

Der Auktionator fing an, die Sachen auszubieten. Zuerst die Einrichtungsgegenstände. Sie brachten nicht viel. Das Werkzeug auch nicht. Dann kam die Droschke heran. Das erste Gebot war dreihundert Mark.

«Vierhundert», sagte Guido.

«Vierhundertfünfzig», bot nach langem Zögern ein Mann in einer Schlosserbluse.

Guido ging auf fünfhundert. Der Auktionator fragte herum. Der Mann mit der Bluse schwieg. Guido zwinkerte mir zu und hob vier Finger hoch. «Sechshundert», sagte ich.

Guido schüttelte den Kopf und ging auf siebenhundert. Ich bot weiter. Guido ging verzweifelt mit. Bei tausend machte er mir geradezu beschwörende Zeichen und deutete mit den Fingern, ich könne noch hundert verdienen. Er bot tausendzehn. Bei elfhundert wurde er rot und feindselig, quetschte aber doch elfhundertzehn hervor. Ich ging auf elfhundertneunzig und erwartete von ihm ein Gebot von zwölfhundert. Dann wollte ich aufhören.

Aber Guido war jetzt wütend. Er ärgerte sich, daß er nach seiner Meinung herausgedrängt worden war, und bot plötzlich dreizehnhundert. Ich überlegte rasch. Hätte er weiter wirklich kaufen wollen, so hätte er todsicher bei zwölfhundert aufgehört. Jetzt wollte er mich aus Rache nur hochtreiben. Er glaubte nach unserm Gespräch, ich hätte fünfzehnhundert als Grenze und sah keine Gefahr für sich.

«Dreizehnhundertzehn», sagte ich.

«Vierzehnhundert», bot Guido rasch.

«Vierzehnhundertzehn», erwiderte ich zögernd. Ich hatte Angst, hängen zu bleiben.

«Vierzehnhundertneunzig!» Guido sah mich triumphierend und höhnisch an. Er glaubte, mir die Suppe gründlich versalzen zu haben.

Ich hielt seinen Blick aus und schwieg. Der Auktionator fragte einmal, zweimal, dann hob er den Hammer. Im Augenblick, als er Guido den Wagen zuschlug, wechselte dessen Gesicht von Triumph in ratloses Erstaunen.

Fassungslos kam er zu mir heran. «Ich dachte, Sie wollten...»

«Nein», sagte ich.

Er erhob sich und kratzte sich den Kopf. «Verdammt! Wird schwer sein, meiner Firma das beizubringen. Dachte, Sie" gingen bis fünfzehnhundert. Immerhin — dieses Mal habe ich Ihnen wenigstens den Kasten weggeschnappt!»

«Das sollten Sie doch auch», sagte ich.

Guido verstand nicht. Erst als er Köster kommen sah, begriff er auf einmal alles und fuhr sich in die Haare. «Herrgott, der Wagen gehörte Ihnen? Ich Esel, ich wahnsinniger Esel! 'reingelegt! Auf die Latte genommen! Mensch, Guido, das muß dir passieren! Auf den ältesten Trick 'reinfliegen. Na, Schwamm drüber. Die gerissensten Knaben fliegen immer gerade auf die bekanntesten Sachen 'rein! Holen wir beim nächstenmal schon wieder 'raus!»

Er setzte sich ans Steuer und fuhr ab. Wir blickten dem Wagen nach, und uns war nicht besonders zumute.

Nachmittags kam Mathilde Stoß. Wir mußten mit ihr noch für den letzten Monat abrechnen. Köster gab ihr das Geld und schlug vor, sich bei dem neuen Besitzer der Werkstatt wieder um den Posten als Scheuerfrau zu bemühen. Wir hatten auch Jupp bei ihm untergebracht. Aber Mathilde schüttelte den Kopf. «Nee, Herr Köster, ich mache Schluß. Die Knochen werden zu steif.»

«Was wollen Sie denn anfangen?» fragte ich.

«Ich geh' zu meiner Tochter. Die ist in Bunzlau verheiratet. Kennen Sie Bunzlau?»

«Nein, Mathilde.»

«Aber Herr Köster kennt es?»

«Auch nicht, Frau Stoß.»

«Komisch», sagte Mathilde, «kein Mensch kennt Bunzlau. Habe schon so viele danach gefragt. Dabei ist meine Tochter seit zwölf Jahren da verheiratet. Mit einem Kanzleisekretär.»

«Dann wird es Bunzlau auch geben. Da können Sie ganz sicher sein. Wenn ein Kanzleisekretär da wohnt.»

«Das schon. Aber es ist doch trotzdem komisch, daß keiner es kennt, was?»

Wir gaben das zu. «Weshalb waren Sie denn in all der Zeit selbst nicht einmal da?» fragte ich.

Mathilde schmunzelte. «Da war so eine Sache. Aber nu soll ich zu die Kinder kommen. Sie haben schon vier. Und Klein-Eduard soll auch mitkommen.»

«Ich glaube, in der Gegend von Bunzlau gibt's sehr guten Schnaps», sagte ich. «Pflaumenschnaps oder so was...»

Mathilde wehrte ab. «Das war ja die Sache. Mein Schwiegersohn ist nämlich Abstinenter. Das sind Leute, die nichts trinken.»

Köster holte die letzte Flasche aus den leeren Regalen. «Na, Frau Stoß, dann müssen wir ja einen Abschiedsschnaps zusammen trinken.»

«Bin dabei», sagte Mathilde.

Köster stellte die Gläser auf den Tisch und schenkte ein. Mathilde goß den Rum mit einer Geschwindigkeit weg, als flösse er durch ein Sieb. Ihre Oberlippe zuckte heftig, und der Schnurrbart bebte.

«Noch einen?» fragte ich.

«Ich sage nicht nein.»

Sie bekam noch ein großes Glas voll, dann verabschiedete sie sich.

«Alles Gute in Bunzlau», sagte ich.

«Ja, danke auch vielmals. Aber komisch ist es doch, daß es keiner kennt, wie?»

Sie schaukelte hinaus. Wir standen noch eine Weile in der leeren Werkstatt herum. «Könnten eigentlich auch gehen», sagte Köster.

«Ja», erwiderte ich. «Haben hier ja nichts mehr zu tun.»

Wir schlossen die Tür ab und gingen hinaus. Dann holten wir Karl. Er stand jetzt in einer Garage in der Nähe und war nicht mit verkauft worden. Wir fuhren zur Bank und zur Post, und Köster zahlte das Geld an den Konkursverwalter ein. «Ich gehe jetzt schlafen», sagte er, als er wieder herauskam. «Bist du nachher da?»

«Ich habe mich heute für den ganzen Abend frei gemacht.»

«Gut, ich komme dann so um acht.»

Wir aßen in einer kleinen Kneipe vor der Stadt und fuhren dann wieder hinein. Als wir in die ersten Straßen kamen, platzte uns ein Vorderreifen. Wir wechselten ihn aus. Karl war lange nicht gewaschen worden, und ich wurde ziemlich schmutzig dabei. «Müßte mir mal die Hände waschen, Otto», sagte ich.

In der Nähe war ein ziemlich großes Café. Wir gingen hinein und setzten uns an einen Tisch in der Nähe des Eingangs. Zu unserm Erstaunen war das Lokal fast ganz besetzt. Eine Damenkapelle spielte, und es herrschte großer Betrieb. Die Musik trug bunte Papiermützen, eine Anzahl Gäste war kostümiert, Papierschlangen flogen von Tisch zu Tisch, Luftballons stiegen auf, die Kellner ranneten mit hochbeladenen Tablettts umher, und der ganze Raum war voll Bewegung, Gelächter und Lärm.

«Was ist denn hier los?» fragte Köster.

Ein blondes Mädchen neben uns überschüttete uns mit einer Wolke Konfetti. «Wo kommen Sie denn her?» lachte sie. «Wissen Sie nicht, daß heute Faschingsanfang ist?»

«Ach so», sagte ich. «Na, dann werde ich mir mal die Hände waschen.»

Ich mußte das ganze Lokal durchqueren, um zu den Waschräumen zu gelangen. Eine Weile wurde ich aufgehalten durch einige Leute, die betrunken waren und eine Frau auf den Tisch heben wollten, damit sie singen sollte. Die Frau wehrte sich kreischend, dabei fiel der Tisch um und mit dem Tisch die ganze Gesellschaft. Ich wartete, bis der Durchgang frei wurde — aber plötzlich war es mir, als hätte ich einen elektrischen Schlag erhalten. Ich stand steif und erstarrt da, das Lokal versank, der Lärm, die Musik, nichts war mehr da, undeutliche, huschende Schatten waren es nur noch, aber deutlich, ungeheuer scharf und klar blieb ein Tisch, ein einziger Tisch und an dem Tisch ein junger Mensch, mit einer Narrenkappe schief auf dem Kopf, einen Arm um ein angetrunkenes Mädchen gelegt, glasige, dumme Augen, sehr schmale Lippen, und unter dem Tisch hellgelbe, auffallende, glänzend geputzte Ledergamaschen...

Ein Kellner stieß mich an. Ich ging wie betrunken weiter und blieb stehen. Mir war glühend heiß, aber ich zitterte am ganzen Körper. Meine Hände waren klatschnaß. Ich sah jetzt auch die andern Leute am Tisch. Ich hörte, daß sie im Chor mit herausfordernden Gesichtern irgendein Lied sangen und im Takt dazu mit den Biergläsern auf den Tisch klopfen. Wieder stieß mich jemand an. «Verstehen Sie doch nicht die Passage», knurrte er.

Ich ging mechanisch weiter, ich fand die Waschräume, ich wusch mir die Hände, und ich merkte es erst, als ich mir die Haut fast verbrüht hatte. Dann ging ich zurück.

«Was hast du?» fragte Köster.

Ich konnte nicht antworten. «Ist dir schlecht?» fragte er.

Ich schüttelte den Kopf und sah nach dem Tisch nebenan, von wo das blonde Mädchen herüberschielte. Plötzlich wurde Köster blaß. Seine Augen verengten sich. Er beugte sich vor.

«Ja?» fragte er ganz leise.

«Ja», erwiderte ich.

«Wo?»

Ich blickte in die Richtung.

Köster erhob sich langsam. Es war, als ob eine Schlange sich aufrichtete.

«Achtung», flüsterte ich. «Nicht hier, Otto!»

Er wehrte mit einer kurzen Handbewegung ab und ging langsam vorwärts. Ich hielt mich bereit, hinter ihm her zu stürzen. Eine Frau stülpte ihm eine grünrote Papiermütze auf und hängte sich an ihn. Sie fiel ab, ohne daß er sie berührt hätte, und starrte ihm nach. Er ging in einem flachen Bogen durch das Lokal und kehrte zurück.

«Nicht mehr da», sagte er.

Ich stand auf und blickte durch den Saal. Köster hatte recht.

«Glaubst du, daß er mich erkannt hat?» fragte ich.

Köster zuckte die Achseln. Er bemerkte jetzt erst die Papiermütze auf seinem Kopf und streifte sie ab. «Ich verstehe das nicht», sagte ich. «Ich bin doch höchstens ein, zwei Minuten im Waschraum gewesen.»

«Du warst über eine Viertelstunde weg.»

«Was?» Ich sah noch einmal zu dem Tisch hinüber. «Die andern sind auch weg. Da war noch ein Mädchen mit ihnen, das ist auch nicht mehr da. Wenn er mich erkannt hätte, wäre er doch bestimmt allein verschwunden.»

Köster winkte dem Kellner. «Gibt es hier noch einen zweiten Ausgang?»

«Ja, drüben, auf der andern Seite, nach der Hardenbergstraße.»

Köster zog ein Geldstück aus der Tasche und gab es dem Kellner. «Komm», sagte er.

«Schade», sagte das blonde Mädchen am Nebentisch und lächelte. «So ernste Kavaliere.»

Der Wind draußen schlug uns entgegen. Er schien eisig zu sein nach dem heißen Qualm des Cafes. «Geh nach Hause», sagte Köster.

«Es waren mehrere», erwiderte ich und stieg zu ihm ein.

Der Wagen schoß los. Wir kämmten rund um das Café sämtliche Straßen durch, immer weiter, aber wir sahen nichts. Endlich hielt Köster an. «Entwisch», sagte er. «Aber das macht nichts. Wir werden ihn jetzt irgendwann kriegen.»

«Otto», sagte ich. «Wir sollten es lassen.»

Er sah mich an. «Gottfried ist tot», sagte ich und wunderte mich selbst darüber, was ich redete. «Er wird nicht wieder lebendig davon.»

Köster sah mich immer noch an. «Robby», erwiderte er langsam, «ich weiß nicht mehr, wieviel Menschen ich getötet habe. Aber ich weiß noch, wie ich einen jungen Engländer abgeschossen habe. Er hatte eine Ladehemmung und konnte nichts mehr machen. Ich war mit meiner Maschine ein paar Meter hinter ihm und sah sein erschrockenes, kindliches Gesicht mit der Angst in den Augen

ganz genau, es war sein erster Flug, das stellten wir nachher fest, und er war knapp achtzehn Jahre alt, und in dieses erschrockene, hilflose, hübsche Kindergesicht habe ich auf ein paar Meter Entfernung eine Garbe mit meinem Maschinengewehr gejagt, daß der Schädel platzte wie ein Hühnerei. Ich kannte den Jungen nicht, und er hatte mir nichts getan. Es hat damals länger gedauert als sonst, bis ich darüber weggekommen bin und bis ich mein Gewissen zugestampft hatte mit diesem verdammten: Krieg ist Krieg. Aber ich sage dir, wenn ich den, der Gottfried umgebracht hat, der ihn wie einen Hund niedergeschossen hat ohne Grund, nicht auch umbringe, dann war das mit dem Engländer ein furchtbares Verbrechen, verstehst du das?»

«Ja», sagte ich.

«Und jetzt geh nach Hause. Ich muß sehen, daß es zu Ende kommt. Es ist wie eine Mauer. Ich kann nicht weiter, ehe sie nicht weg ist.»

«Ich gehe nicht nach Hause, Otto. Wenn es so ist, wollen wir zusammenbleiben.»

«Unsinn», sagte er ungeduldig. «Ich kann dich nicht brauchen.» Er hob die Hand, als er sah, daß ich reden wollte. «Ich werde schon aufpassen! Ich werde ihn allein treffen, ohne die andern, ganz allein! Hab keine Angst.»

Er schob mich ungeduldig vom Sitz und raste sofort davon. Ich wußte, daß ihn nichts mehr aufhalten konnte. Ich wußte auch, weshalb er mich nicht mitgenommen hatte. Wegen Pat. Gottfried hätte er mitgenommen.

Ich ging zu Alfons. Er war der einzige, mit dem ich sprechen konnte. Ich wollte mit ihm beraten, ob wir etwas tun könnten. Aber Alfons war nicht da. Ein verschlafenes Mädchen sagte mir, er sei vor einer Stunde zu einer Versammlung gegangen. Ich setzte mich an einen Tisch, um zu warten.

Das Lokal war leer. Nur eine kleine Birne brannte über dem Schanktisch. Das Mädchen hatte sich wieder hingesetzt und schlief weiter. Ich dachte an Otto und an Gottfried, ich blickte aus dem Fenster auf die Straße, die jetzt vom langsam über die Dächer steigenden Vollmond erhellt wurde, ich dachte an das Grab mit dem schwarzen Holzkreuz und dem Stahlhelm darüber, und plötzlich merkte ich, daß ich weinte. Ich wischte die Tropfen weg. Nach einiger Zeit hörte ich rasche, leise Schritte im Hause. Die Tür, die zum Hof führte, öffnete sich, und Alfons trat herein. Sein Gesicht glänzte von Schweiß.

«Ich bin's, Alfons», sagte ich.

«Komm her, rasch!»

Ich folgte ihm in das Zimmer rechts hinter dem Schankraum. Alfons ging an einen Schrank und holte zwei alte Militärverbandspäckchen heraus. «Kannst mich mal verbinden», sagte er und zog geräuschlos die Hose aus.

Er hatte einen Riß am Oberschenkel. «Das sieht aus wie ein Streifschuß», sagte ich.

«Ist es auch», knurrte Alfons. «Los, verbinde schon!»

«Alfons», sagte ich und richtete mich auf. «Wo ist Otto?»

«Wie soll ich wissen, wo Otto ist», murrte er und preßte die Wunde aus.

«Wart ihr nicht zusammen?»

«Nein.»

«Du hast ihn nicht gesehen?»

«Keine Ahnung. Fasere das zweite Päckchen auseinander und leg es drauf.

Ist nur 'ne Schramme.»

Er beschäftigte sich weiter brummend mit seiner Wunde.

«Alfons», sagte ich, «wir haben den — du weißt schon, mit Gottfried —, wir haben ihn heute abend gesehen, und Otto ist hinter ihm her.»

«Was? Otto?» Er wurde sofort aufmerksam. «Wo ist er denn? Hat doch keinen Sinn mehr! Er muß weg!»

«Er geht nicht weg.»

Alfons warf die Schere beiseite. «Fahr hin! Weißt du, wo er ist? Er soll verschwinden. Sag ihm, daß das mit Gottfried fertig ist. Habe früher Bescheid gewußt als ihr! Siehst es ja! Hat geschossen, aber ich habe ihm die Hand 'runtergeschlagen. Dann habe ich geschossen. Wo ist Otto?»

«Irgendwo um die Mönkestraße 'rum.»

«Gott sei Dank! Da wohnt er ja längst nicht mehr. Aber schaff Otto trotzdem weg.»

Ich ging zum Telefon und rief den Taxistand an, wo Gustav sich gewöhnlich aufhielt. Er war da. «Gustav», sagte ich, «kannst du mal zur Ecke Wiesenstraße und Bellevueplatz kommen? Schnell? Ich warte da.»

«Gemacht. Bin in zehn Minuten da.»

Ich hängt den Hörer ein und ging zu Alfons zurück. Er zog sich eine andere Hose an. «Habe nicht gewußt, daß ihr unterwegs wart», sagte er. Sein Gesicht war immer noch naß.

«Wäre besser gewesen, ihr hättet irgendwo gegessen. Wegen des Alibis. Könnte ja sein, daß sie euch danach fragen. Man weiß nie...»

«Denk lieber an dich», sagte ich.

«Ach wo!» Er sprach schneller als sonst. «War allein mit ihm. Habe im Zimmer auf ihn gewartet. War in einer Wohnlaube. Ringsum keine Nachbarn. Außerdem Notwehr. Er schoß sofort, als er 'reinkam. Brauche kein Alibi. Kann ein Dutzend haben, wenn ich will.» Er sah mich an. Er saß auf einem Stuhl, das nasse, breite Gesicht mir zugewandt, die Haare verschwitzt, den großen Mund schief verzogen, und seine Augen waren fast unerträglich, so viel Qual, Schmerz und Liebe lagen plötzlich nackt und hoffnungslos darin. «Nun wird Gottfried Ruhe haben», sagte er leise und heiser. «Hatte das Gefühl, daß er keine Ruhe hatte vorher.»

Ich stand stumm vor ihm. «Geh jetzt», sagte er.

Ich ging durch die Wirtsstube hinaus. Das Mädchen schlief immer noch. Es atmete laut. Draußen war der Mond hochgestiegen, und es war sehr hell. Ich

ging zum Bellevueplatz. Die Fenster der Häuser glänzten im Mondlicht wie silberne Spiegel. Der Wind hatte sich gelegt. Es war ganz still.

Gustav kam ein paar Minuten später. «Was ist los, Robert?» fragte er.

«Unser Wagen ist uns gestohlen worden heute abend. Jetzt habe ich gehört, er wäre in der Gegend der Mönkestraße gesehen worden. Wollen wir mal hinfahren?»

«Aber klar!» Gustav wurde eifrig. «Was da augenblicklich alles geklaut wird! Jeden Tag ein paar Wagen. Aber meistens fahren sie ja nur damit 'rum, bis das Benzin zu Ende ist, und lassen sie dann stehen.»

«Ja, so wird's mit unserm auch wohl sein.»

Gustav erzählte mir, daß er bald heiraten wolle. Es sei was Kleines unterwegs, da helfe alles nichts. Wir fuhren durch die Mönkestraße und dann durch die Querstraßen. «Da ist er!» rief Gustav plötzlich. Der Wagen stand in einer versteckten, dunklen Seitengasse. Ich stieg aus, nahm meinen Schlüssel und schaltete die Zündung ein. «Alles in Ordnung, Gustav», sagte ich. «Danke schön, daß du mich hergebracht hast.»

«Wollen wir nicht noch irgendwo einen trinken?» fragte er.

«Nein, heute nicht. Morgen. Ich muß jetzt rasch los.»

Ich griff in die Tasche, um ihm die Fahrt zu bezahlen. «Bist du verrückt?» fragte er.

«Also danke, Gustav. Laß dich nicht aufhalten. Auf Wiedersehen.»

«Wie war's, wenn wir aufpaßten, um den Knaben zu schnappen, der ihn geklaut hat?»

«Nein, nein, der ist sicher längst weg.» Ich war auf einmal rasend ungeduldig. «Auf Wiedersehen, Gustav.»

«Hast du auch noch Benzin?»

«Ja, genug. Habe schon nachgesehen. Also gute Nacht.»

Er fuhr ab. Ich wartete eine Weile, dann fuhr ich hinterher, erreichte die Mönkestraße und fuhr sie im dritten Gang langsam hinunter. Als ich wieder heraufkam, stand Köster an der Ecke. «Was soll das?»

«Steig ein», sagte ich rasch. «Du brauchst nicht mehr hier zu stehen. Alfons wußte es auch. Er hat — er hat ihn schon getroffen.»

«Und?»

«Ja», sagte ich.

Köster stieg schweigend ein. Er setzte sich nicht ans Steuer. Er hockte neben mir, etwas zusammengesunken, und ich fuhr.

«Wollen wir zu mir nach Hause?» fragte ich.

Er nickte. Ich gab Gas und nahm die Strecke am Kanal entlang. Das Wasser war ein einziger breiter Silberstreifen. Die Schuppen auf der gegenüberliegenden Seite lagen tiefschwarz im Schatten, aber die Straßen hatten ein wehendes, fahles Hellblau, über das die Reifen hinwegglitten wie über unsichtbaren Schnee. Die breiten Barocktürme des Domes ragten hinter den Dächerreihen

auf. Sie leuchteten grün und silbern vor dem weit zurückweichenden, phosphoreszierenden Himmel, in dem der Mond wie eine große Leuchtkugel hing.

«Ich bin froh, Otto, daß es so gekommen ist», sagte ich.

«Ich nicht», erwiderte er.

Bei Frau Zalewski war noch Licht. Sie kam aus ihrem Salon, als ich die Tür aufschloß. «Es ist ein Telegramm für Sie da», sagte sie.

«Ein Telegramm?» fragte ich erstaunt. Ich dachte immer noch an den Abend. Dann begriff ich und lief in mein Zimmer. Das Telegramm lag mitten auf dem Tisch, kalkig im grellen Licht. Ich riß die Verschlußmarke auf, die Brust preßte sich mir zu, die Buchstaben verschwammen, wichen aus, kamen wieder, ich atmete auf, alles stand still, und ich gab das Telegramm Köster. «Gott sei Dank! Ich dachte schon...»

Es waren nur drei Worte. «Robby, komm bald...»

Ich nahm das Blatt wieder. Die Erleichterung schwand. Die Angst kam zurück. «Was mag da los sein, Otto? Herrgott, weshalb telefoniert sie nicht mehr? Es muß doch was los sein!»

Köster legte die Depesche auf den Tisch. «Wann hast du zum letztenmal von ihr gehört?»

«Vor einer Woche. Nein, länger.»

«Melde ein Gespräch an. Wenn etwas ist, fahren wir gleich ab. Mit dem Wagen. Hast du ein Kursbuch?»

Ich meldete die Verbindung mit dem Sanatorium an und holte das Kursbuch aus Frau Zalewskis Salon. Köster schlug es auf, während wir warteten. «Der nächste gute Anschlußzug fährt erst morgen mittag», sagte er. «Es ist besser, wir nehmen den Wagen und fahren so weit heran, wie es geht. Dann können wir immer noch den nächsten Anschlußzug nehmen. Ein paar Stunden sparen wir bestimmt. Was meinst du?»

«Ja, auf jeden Fall.» Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich die untätigen Stunden in der Eisenbahn ertragen sollte.

Das Telefon klingelte. Köster ging mit dem Kursbuch in mein Zimmer. Das Sanatorium meldete sich. Ich fragte nach Pat. Eine Minute später sagte mir die Stationsschwester, es wäre besser, wenn Pat nicht telefoniere.

«Was hat sie?» schrie ich.

«Eine kleine Blutung vor einigen Tagen. Heute etwas Fieber.»

«Sagen Sie ihr, daß ich käme», rief ich. «Mit Köster und Karl. Wir fahren jetzt ab. Haben Sie verstanden?»

«Mit Köster und Karl», wiederholte die Stimme.

«Ja. Aber sagen Sie es ihr sofort. Wir fahren jetzt ab.»

«Ich werde es ihr gleich bestellen.»

Ich ging zurück in mein Zimmer. Meine Beine waren merkwürdig leicht. Köster saß am Tisch und schrieb die Züge aus.

«Pack deinen Koffer», sagte er. «Ich fahre nach Hause und hole meinen auch. In einer halben Stunde bin ich zurück.»

Ich nahm den Koffer vom Schrank. Es war der von Lenz mit den bunten Hotelschildern. Ich packte rasch und sagte Frau Zalewski und dem Wirt vom International Bescheid. Dann setzte ich mich in mein Zimmer ans Fenster, um auf Köster zu warten. Es war sehr still. Ich dachte daran, daß ich morgen abend bei Pat sein würde, und plötzlich ergriff mich eine heiße, wilde Erwartung, vor der alles andere verblich, Angst, Sorge, Trauer, Verzweiflung. Ich würde morgen abend bei ihr sein — das war ein unvorstellbares Glück, etwas, an das ich fast nicht mehr geglaubt hatte. Es war so vieles verlorengegangen seitdem.

Ich nahm meinen Koffer und ging hinunter. Alles war auf einmal nah und warm, die Treppe, der abgestandene Geruch des Hausflurs, das kalte, blinkende Gummigrau des Asphalts, über den Karl soeben heranschoß.

«Ich habe ein paar Decken mitgebracht», sagte Köster. «Es wird kalt werden. Wickle dich ordentlich ein.»

«Wir fahren abwechselnd, was?» fragte ich.

«Ja. Aber vorläufig fahre ich. Ich habe ja nachmittags geschlafen.»

Eine halbe Stunde später hatten wir die Stadt hinter uns, und das ungeheure Schweigen der klaren Mondnacht nahm uns auf. Die Straße lief weiß vor uns her bis zum Horizont. Es war so hell, daß wir ohne Scheinwerfer fahren konnten. Der Klang des Motors war wie ein dunkler Orgelton; er unterbrach die Stille nicht, er machte sie nur noch fühlbarer.

«Du solltest etwas schlafen», sagte Köster.

Ich schüttelte den Kopf. «Kann ich nicht, Otto.»

«Dann leg dich wenigstens hin, damit du morgen früh frisch bist. Wir müssen noch durch ganz Deutschland.»

«Ich ruhe mich auch so aus.»

Ich blieb neben Köster sitzen. Der Mond glitt langsam über den Himmel. Die Felder glänzten wie Perlmutter. Ab und zu flogen Dörfer vorüber, manchmal eine Stadt, verschlafen, leer, die Straßenschluchten zwischen den Häuserreihen angefüllt mit geisterhaftem, stofflosem Mondlicht, das die Nacht zu einem unwirklichen Film werden ließ.

Gegen Morgen wurde es kalt. Die Wiesen schimmerten plötzlich von Reif, die Bäume standen wie aus Stahl gegossen vor dem fahler werdenden Himmel, in den Wäldern begann es zu wehen, und aus den Schornsteinen der Häuser stieg vereinzelt Rauch auf. Wir wechselten das Steuer, und ich fuhr bis zehn Uhr. Dann frühstückten wir rasch in einem Wirtshaus am Wege, und ich fuhr weiter bis zwölf. Von da an blieb Köster am Steuer. Es ging schneller, wenn er allein fuhr.

Nachmittags, als es zu dämmern anfang, kamen wir an das Gebirge. Wir hatten Schneeketten und eine Schaufel bei uns und erkundigten uns, wie weit wir kommen könnten.

«Sie können es mit Ketten versuchen», sagte der Sekretär des Autoklubs. «Es ist dieses Jahr sehr wenig Schnee. Nur wie es die letzten Kilometer ist, weiß ich nicht genau. Kann sein, daß Sie da steckenbleiben.»

Wir hatten einen großen Vorsprung vor dem Zug und beschlossen, zu versuchen, ganz hinaufzukommen. Es war kalt, und Nebel war nicht zu befürchten. Der Wagen ging die Serpentina wie eine Uhr hinauf. Auf halber Höhe montierten wir die Schneeketten. Die Straße war ausgeschaufelt, aber an vielen Stellen vereist, und der Wagen tanzte und rutschte. Manchmal mußten wir heraus und ihn schieben. Zweimal versanken wir und mußten ihn ausschaukeln. Im letzten Dorf ließen wir uns einen Eimer Sand geben, weil wir jetzt sehr hoch waren und Sorge hatten, beim Abwärtsfahren vereiste Kurven vor uns zu haben. Es war ganz dunkel geworden, die Bergwände ragten steil und kahl über uns in den Abgrund, der Paß verengte sich, der Motor brüllte im ersten Gang, und Kurve um Kurve ging es abwärts. Plötzlich glitt das Licht der Scheinwerfer von den Hängen ab, es stürzte ins Leere, die Berge öffneten sich, und wir sahen unten das Lichtnetz des Dorfes vor uns liegen.

Der Wagen donnerte zwischen den bunten Läden der Hauptstraße hindurch. Fußgänger sprangen beiseite, erschreckt durch den ungewohnten Anblick, Pferde scheuten, ein Schlitten rutschte ab, der Wagen jagte die Kehren zum Sanatorium hinauf und hielt vor dem Portal. Ich sprang hinaus, ich sah wie durch einen Schleier neugierige Gesichter, Leute, das Büro, den Aufzug, dann lief ich durch den weißen Korridor, riß die Tür auf und erblickte Pat, wie ich sie hundertmal in Traum und Sehnsucht gesehen hatte, sie kam mir entgegen, und ich hielt sie in den Armen wie das Leben und mehr als das Leben.

«Gott sei Dank!» sagte ich, als ich mich wieder zurecht fand. «Ich glaubte, du lägest im Bett.»

Sie schüttelte den Kopf an meiner Schulter. Dann richtete sie sich auf, nahm mein Gesicht in ihre Hände und sah mich an. «Daß du da bist», murmelte sie. «Daß du gekommen bist!»

Sie küßte mich, vorsichtig, ernst und behutsam, wie etwas, das man nicht zerbrechen will. Als ich ihre Lippen fühlte, begann ich zu zittern. Es war alles zu schnell gegangen, ich faßte es jetzt doch noch nicht ganz. Ich war noch nicht richtig da; ich war noch voll Fahrt, voll Motorendröhnen und Straße. Es ging mir wie jemand, der aus Kälte und Nacht in ein warmes Zimmer tritt — er spürt die Wärme auf der Haut, er empfindet sie mit den Augen —, aber er ist noch nicht warm. «Wir sind schnell gefahren», sagte ich.

Sie antwortete nicht. Sie sah mich noch immer schweigend an. Ihr ernstes Gesicht hatte einen ergreifenden Ausdruck, ihre Augen waren dicht vor mir, und es war, als wolle sie etwas sehr Wichtiges suchen und wiederfinden. Ich wurde verlegen. Ich legte die Hände auf ihre Schultern und senkte den Blick.

«Bleibst du jetzt hier?» fragte sie.

Ich nickte.

«Sag es mir gleich. Sag mir, ob du wieder fortgehst, damit ich es gleich weiß.»

Ich wollte ihr antworten, daß ich es noch nicht wüßte und daß ich wahrscheinlich in ein paar Tagen abfahren müßte, weil ich kein Geld hätte, um hier-zubleiben. Aber ich konnte es nicht. Ich konnte es nicht, während sie mich so ansah. «Ja», sagte ich, «ich bleibe hier. So lange, bis wir zusammen abreisen.»

Ihr Gesicht bewegte sich nicht. Aber es wurde plötzlich hell, wie von innen her erleuchtet. «Ach», murmelte sie, «ich hätte es auch nicht ertragen.»

Ich versuchte über ihre Schulter hinweg die Fieberkurve am Kopfende des Bettes zu lesen. Sie bemerkte es, zog rasch das Blatt aus dem Halter, zerknüllte es und warf es unter das Bett.

«Das gilt jetzt nicht mehr», sagte sie.

Ich merkte mir, wo der Papierknäuel lag, und beschloß, ihn nachher, wenn sie es nicht sah, einzustecken. «Warst du krank?» fragte ich.

«Etwas. Aber das ist jetzt vorbei.»

«Was hat denn der Arzt gesagt?»

Sie lachte. «Frag jetzt nicht nach dem Arzt. Frag überhaupt nichts mehr. Du bist da, das ist genug!»

Sie war plötzlich verändert. Ich wußte nicht, ob es daher kam, daß ich sie so lange nicht gesehen hatte, aber sie erschien mir auch anders als früher. Ihre Bewegungen waren geschmeidiger, ihre Haut war wärmer, die Art, wie sie zu mir kam, war anders, sie war nicht mehr nur ein schönes, junges Mädchen, das beschützt werden mußte, es war noch etwas hinzugekommen, und während ich früher oft nicht gewußt hatte, ob sie mich liebte, spürte ich es jetzt, sie verbarg nichts mehr, sie war lebendiger und mir näher als je, lebendiger, näher und schöner, beglückender, aber sonderbarerweise auch beunruhigender.

«Pat», sagte ich. «Ich muß rasch hinunter. Köster ist unten. Wir müssen sehen, wo wir wohnen.»

«Köster? Und wo ist Lenz?»

«Lenz», sagte ich, «Lenz ist zu Hause geblieben.»

Sie merkte nichts. «Darfst du hinunter, nachher?» fragte ich. «Oder sollen wir heraufkommen?»

«Ich darf alles. Ich darf jetzt alles. Wir gehen hinunter, und dann trinken wir etwas. Ich werde euch zusehen, wie ihr trinkt.»

«Gut. Wir warten dann unten in der Halle auf dich.»

Sie ging zum Schrank, um ein Kleid herauszunehmen. Ich benutzte die Gelegenheit, die zusammengeknüllten Fieberkurven in die Tasche zu stecken.

«Also bis gleich, Pat.»

«Robby!»

Sie kam mir nach und legte mir die Arme um den Hals.

«Ich wollte dir eigentlich so viel sagen.»

«Ich dir auch, Pat. Aber nun haben wir ja Zeit dazu. Wir werden uns den ganzen Tag etwas erzählen. Morgen. Zu Anfang geht das nicht gleich so.»

Sie nickte. «Ja, wir wollen uns alles erzählen. Dann ist diese ganze Zeit, die wir allein waren, keine Zeit mehr, wo wir getrennt waren. Dann wissen wir alles voneinander, und das ist dann, als ob wir immer zusammengewesen sind.»

«Das waren wir auch so», sagte ich.

Sie lächelte. «Ich nicht. Ich habe nicht so viel Kraft. Für mich war's schlimmer. Ich kann mich nicht mit Gedanken trösten, wenn ich allein bin. Ich bin dann allein, mehr weiß ich nicht. Es ist leichter, ohne Liebe allein zu sein.» Sie lächelte noch immer. Es war ein gläsernes Lächeln, sie hielt es fest, aber man konnte hindurchsehen.

«Pat», sagte ich. «Alter, tapferer Bursche.»

«Das habe ich lange nicht gehört», sagte sie, und ihre Augen waren voll Tränen.

Ich ging zu Köster hinunter. Die Koffer waren schon ausgeladen. Man hatte uns zwei Zimmer nebeneinander in der Dependance gegeben.

«Sieh dir das an», sagte ich und zeigte ihm die Fieberkurven. «Wie das hinauf und herunter geht.»

Wir gingen über den knirschenden Schnee die Treppen hinauf. «Frag morgen den Arzt», sagte Köster. «Aus den Fieberkurven allein kann man nichts sehen.»

«Ich sehe genug», erwiderte ich, zerknüllte sie und steckte sie wieder in die Tasche.

Wir wuschen uns. Dann kam Köster zu mir ins Zimmer. Er sah aus, als wäre er gerade aufgestanden. «Du mußt dich anziehen, Robby», sagte er.

«Ja.» Ich wachte aus meinem Brüten auf und packte den Koffer aus. Wir gingen zum Sanatorium zurück. Karl stand noch draußen. Köster hatte ihm eine Decke über den Kühler gehängt.

«Wann fahren wir zurück, Otto?» fragte ich.

Er blieb stehen. «Ich denke, ich fahre morgen abend oder übermorgen früh. Du bleibst doch hier...»

«Wie soll ich das denn machen», erwiderte ich verzweifelt. «Mein Geld reicht höchstens für zehn Tage. Und für Pat ist das Sanatorium auch nur bis zum fünfzehnten bezahlt. Ich muß zurück und verdienen. Hier brauchen sie wahrscheinlich keinen so schlechten Klavierspieler.»

Köster beugte sich über Karls Kühler und hob die Decke hoch. «Ich besorge dir Geld», sagte er und richtete sich auf. «Deshalb kannst du ruhig hierbleiben.»

«Otto», sagte ich, «ich weiß doch, was du von der ganzen Versteigerung übrigbehalten hast. Keine dreihundert Mark.» «Das meine ich nicht. Ich kriege welches. Mach dir deswegen keine Sorgen. In acht Tagen hast du es hier.»

«Erbst du?» fragte ich mit trübem Spott.

«So was Ähnliches. Verlaß dich auf mich. Du kannst doch jetzt nicht wieder wegfahren.»

«Nein», sagte ich. «Wüßte nicht, wie ich ihr das beibringen sollte.»

Köster legte die Decke wieder über den Kühler Karls. Er strich leicht über die Haube. Dann gingen wir in die Halle und setzten uns an den Kamin. «Wie spät ist es eigentlich?»

fragte ich.

Köster sah nach der Uhr. «Halb sieben.»

«Merkwürdig», sagte ich. «Dachte, es wäre viel später.»

Pat kam die Treppe herunter. Sie trug ihre Pelzjacke und ging rasch durch die Halle, um Köster zu begrüßen. Ich bemerkte jetzt erst, wie braun sie war. Ihre Haut hatte die Farbe rötlicher Bronze, und sie glich fast einer jungen, sehr hellen Indianerin. Aber ihr Gesicht war schmaler geworden, und die Augen glänzten zu sehr.

«Hast du Fieber?» fragte ich.

«Etwas», erwiderte sie rasch und ausweichend. «Abends hat hier jeder Fieber. Es ist nur, weil ihr gekommen seid.

Seid ihr müde?»

«Wovon?»

«Dann gehen wir in die Bar, ja? Es ist doch das erstemal, daß ich hier oben Besuch habe.»

«Gibt's denn hier eine Bar?»

«Ja, eine kleine. Oder wenigstens eine Ecke, die so aussieht. Das gehört zur Behandlung. Alles vermeiden, was nach Krankenhaus aussieht. Man bekommt nichts, wenn man nicht darf.»

Die Bar war voll. Pat begrüßte ein paar Leute. Ein Italiener fiel mir auf. Wir setzten uns an einen Tisch, der gerade frei wurde.

«Was willst du denn haben?» fragte ich.

«Einen Cocktail von Rum. So wie wir ihn immer in der Bar getrunken haben. Weißt du das Rezept?»

«Das ist einfach», sagte ich zu dem Mädchen, das bediente.

«Halb Portwein, halb Jamaika-Rum.»

«Zwei», rief Pat. «Und einen Spezial.»

Das Mädchen brachte zwei Porto-Roncos und ein hellrotes Getränk.

«Das ist für mich», sagte Pat. Sie schob uns den Rum zu. «Salute!»

Sie stellte ihr Glas hin, ohne getrunken zu haben, sah sich um, griff dann rasch nach meinem Glas und trank es aus. «Ach», sagte sie, «wie gut das ist!»

«Was hast du denn da bestellt?» fragte ich und probierte die verdächtig hellrote Sache. Sie schmeckte nach Himbeersaft und Zitrone. Es war kein Tropfen Alkohol drin. «Ganz gut», sagte ich.

Pat sah mich an. «Gegen den Durst», fügte ich hinzu.

Sie lachte. «Bestell noch einen Porto-Ronco. Aber für dich. Ich bekomme keinen.»

Ich winkte dem Mädchen. «Einen Porto-Ronco und einen Spezial», sagte ich. Ich sah, daß an den Tischen ziemlich viel Spezial getrunken wurde.

«Heute darf ich, Robby, ja?» sagte Pat, «nur heute! So wie in den alten Zeiten. Ja, Köster?»

«Der Spezial ist ganz gut», erwiderte ich und trank das zweite Glas davon aus.

«Ich hasse ihn! Armer Robby, was Schönes mußt du hier trinken!»

«Wenn wir schnell genug bestellen, komme ich schon noch zu meinem Recht», sagte ich.

Pat lachte. «Nachher zum Essen darf ich etwas trinken. Rotwein.»

Wir bestellten noch ein paar Porto-Roncos, dann gingen wir in den Speisesaal. Pat war wunderschön. Ihr Gesicht leuchtete. Wir setzten uns an einen der kleinen, weißgedeckten Tische neben den Fenstern. Es war warm, und unten lag das Dorf mit seinen beglänzten Straßen im Schnee.

«Wo ist denn Helga Guttman?» fragte ich.

«Abgereist», sagte Pat nach einer Pause.

«Abgereist? So früh?»

«Ja», sagte Pat, und ich begriff, was sie meinte.

Das Mädchen brachte den dunkelroten Wein. Köster schenkte die Gläser voll. Die Tische waren jetzt alle besetzt. Überall saßen Menschen und plauderten. Ich fühlte Pats Hand auf meiner. «Liebling», sagte sie sehr leise und zärtlich. «Ich konnte es nicht mehr aushalten.»

Milchkuh *f* – здесь: дойная корова

Die Musik trug bunte Papiermützen – здесь: на музыкантах были пестрые бумажные колпаки

Narrenkappe *f* – шутовской колпак. В кафе празднуют начало масленицы (Fasching, Narrenfest)

Bureau *n* (франц.) – бюро

Pensum 25

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Sich verborgen halten, besetzt sein, j-n aufhalten/ sich aufhalten, j-n anstoßen, mit Dat. beraten, der Anschlusszug / den Anschlusszug nehmen, abfahren, sich einwickeln, sich ausruhen, am Steuer bleiben/ den Wagen fahren, vor

Dat. einen Vorsprung haben, verlegen werden, Akk. (nicht) ertragen/aushalten, sich mit Gedanken trösten, abreisen, j-m etwas vollschenken.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

Ich musste das ganze Lokal durchqueren, um zu den Waschräumen zu gelangen. Eine Weile wurde ich aufgehalten durch einige Leute, die betrunken waren und eine Frau auf den Tisch heben wollte, damit sie singen sollte. Die Frau wehrte sich kreischend, dabei fiel der Tisch um und mit dem Tisch die ganze Gesellschaft. Ich wartete, bis der Durchgang frei wurde; – aber plötzlich war es mir, als hätte ich einen elektrischen Schlag erhalten. Ich stand steif und erstarrt da, das Lokal versank, der Lärm, die Musik, nichts war mehr da, undeutliche huschende Schatten waren es nur noch, aber deutlich, ungeheuer scharf und klar blieb ein Tisch, ein einziger Tisch und an dem Tisch ein junger Mensch, mit einer Narrenkappe schief auf dem Kopf, einen Arm um ein angetrunkenes Mädchen gelegt, glasige, dumme Augen, sehr schmale Lippen, und unter dem Tisch hellgelbe, auffallende, glänzend geputzte Ledergamaschen.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Was gedachten Robert Lohkamp und Otto Köster nach dem Verkauf der Autoreparaturwerkstatt zu tun?

2. Warum war Robert Lohkamp bereit, die Verfolgung des Mörders an Gottfried Lenz zu lassen? Nur, weil Gottfried „davon nicht wieder lebendig wird“? Imponiert Ihnen Otto Kösters fester Entschluss, sich an dem Mörder unbedingt zu rächen? Wieso wollte Otto den Mörder „ganz allein, ohne die anderen treffen“? Konnte Robert seinen Kameraden aufhalten?

3. Wie reagierte Otto Köster auf Roberts Mitteilung, dass Alfons den Mörder „getroffen hatte“?

4. Warum hatte Patrice Hollmann ein Telegramm an Robert geschickt? Was konnte sie „nicht mehr aushalten“? Warum wollte sie gleich wissen, ob Robert bei ihr bleiben würde? Hat sich ihr Gesundheitszustand so sehr verschlechtert?

5. Verstehen Sie Patrice, wenn sie sagt: „Ich darf jetzt alles. Ich habe nicht so viel Kraft... Ich bin allein... Es ist leichter, ohne Liebe allein zu sein.“?

6. Auf welche Weise wollte Otto Köster für Robert Geld besorgen? Hat er von der Versteigerung viel Geld übrig behalten? Können Sie Otto Köster einen echten Freund nennen? Oder bleibt er immer noch nur ein Frontkamerad von Robert, Gottfried u. a.?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Verkauf der Werkstatt und der Taxe.
2. Abschied von Matilde Stoß.
3. Das erste Treffen mit Gottfrieds Mörder.
4. Die Rate Alfons.
5. Patrice Hollmanns Telegramm.
6. Die Reise durch ganz Deutschland zu Pat.
7. In der Bar mit Pat.

Kapitel XXVI

Ich kam aus dem Zimmer des Chefarztes, Köster wartete auf mich in der Halle. Er stand auf, als er mich sah. Wir gingen nach draußen und setzten uns auf eine Bank vor dem Sanatorium. «Es ist schlimm, Otto», sagte ich. «Schlimmer, als ich gefürchtet habe.»

Eine Gruppe Schiläufer zog lärmend dicht an uns vorüber. Ein paar mit Öl eingeschmierte Frauen mit kräftigen, sonnverbrannten Gesichtern und breiten, weißen Gebissen waren dabei. Sie schrien sich zu, daß sie Hunger wie die Wölfe hätten. Wir warteten, bis sie vorbei waren. «So was lebt natürlich», sagte ich. «Lebt und ist gesund bis in die Knochen. Zum Kotzen!»

«Hast du mit dem Chefarzt selbst gesprochen?» fragte Köster.

«Ja. Er hat mir alles sehr verklausuliert erklärt, mit vielen Einschränkungen. Aber das Ergebnis ist, daß es schlechter geworden ist. Er behauptet zwar, es sei besser geworden.»

«Das verstehe ich nicht.»

«Er behauptet, wenn sie unten geblieben wäre, würde längst alle Hoffnung verloren sein. Hier ist es langsamer gegangen. Das nennt er dann besser werden.»

Köster zog mit den Absätzen seiner Schuhe Striche in den harten Schnee. Dann hob er den Kopf. «Er hat also Hoffnung?»

«Ein Arzt hat immer Hoffnung, das gehört zu seinem Beruf. Aber ich habe verdammt wenig mehr. Ich fragte ihn, ob er einen Pneumothorax gemacht hätte. Er sagte, das ginge nicht mehr. Sie hätte vor Jahren schon einen gehabt. Jetzt seien beide Lungen krank. Es ist verflucht, Otto.»

Eine alte Frau mit ausgetretenen Gummischuhen blieb vor unserer Bank stehen. Sie hatte ein blaues, eingefallenes Gesicht und erloschene, schieferfarbene Augen, die aussahen, als wären sie blind. Um den Hals hatte sie eine altmodische Federboa geschlungen. Langsam hob sie ein Lorgnon und betrachtete uns. Dann schlurfte sie weiter.

«Ekelhaftes Gespenst!»

«Was hat er sonst noch gesagt?» fragte Köster.

«Er hat mir erklärt, woher es wahrscheinlich käme. Er hätte schon viele Patienten im gleichen Alter gehabt. Es seien Folgen des Krieges. Unterernährung in den Entwicklungsjahren. Aber was geht mich das alles an? Sie soll gesund werden.» Ich sah ihn an. «Natürlich hat er mir gesagt, daß er oft genug Wunder erlebt hätte. Gerade bei dieser Krankheit käme es vor, daß sie plötzlich stehenbleibe, verkapsele und ausheile, sogar in verzweifelten Fällen. Das hat Jaffé auch gesagt. Aber ich glaube nicht an Wunder.»

Köster antwortete nicht. Wir blieben schweigend nebeneinander sitzen. Was sollten wir auch sagen? Wir hatten beide zuviel mitgemacht, als daß wir mit Trost etwas hätten anfangen können.

«Sie darf nichts merken, Robby», sagte Köster schließlich.

«Natürlich nicht», erwiderte ich.

Wir blieben sitzen, bis Pat kam. Ich dachte nichts; ich war nicht einmal verzweifelt, ich war ganz dumpf und grau und tot.

«Da ist sie», sagte Köster.

«Ja», sagte ich und stand auf.

«Hallo!» Pat kam heran und winkte. Sie taumelte etwas und lachte. «Ich bin ein bißchen betrunken. Von der Sonne.

Immer, wenn ich in der Sonne gelegen habe, schwanke ich wie ein alter Seemann.»

Ich sah sie an, und mit einem Schlage war alles anders. Ich glaubte dem Arzt nicht mehr; ich glaubte an das Wunder. Sie war da; sie lebte; sie stand da und lachte — alles andere versank davor.

«Was macht ihr denn für Gesichter?» fragte sie.

«Stadtgesichter, die gar nicht hierher passen», sagte Köster.

«Wir können uns an die Sonne noch nicht gewöhnen.»

Sie lachte. «Ich habe heute einen guten Tag. Ohne Fieber.

Ich darf 'raus. Wollen wir ins Dorf gehen und einen Aperitif trinken?»

«Natürlich.»

«Also los!»

«Wollen wir nicht lieber einen Schlitten nehmen?» fragte Köster.

«Ich halte es schon aus», sagte Pat.

«Das weiß ich», sagte Köster. «Aber ich bin noch nie in so einem Ding gefahren. Ich möchte es mal versuchen.»

Wir winkten einen Kutscher heran und fuhren die Serpentina hinab ins Dorf. Vor einem Café, das eine kleine, sonnige Terrasse hatte, hielten wir und stiegen aus. Es saßen viele Leute da, und ich erkannte einige aus dem Sanatorium. Der Italiener aus der Bar war auch dabei. Er wurde Antonio gerufen und kam an unsern Tisch, um Pat zu begrüßen. Er erzählte, daß ein paar Spaßvögel in der vergangenen Nacht einen Patienten, während er schlief, mitsamt dem Bett aus seinem Zimmer gerollt und in das Zimmer einer uralten Lehrerin geschoben hätten.

«Weshalb haben sie denn das gemacht?» fragte ich.

«Er ist geheilt und fährt in den nächsten Tagen ab», erwiderte Antonio.
«Da werden immer solche Streiche gemacht.»

«Das ist der berühmte Galgenhumor der Zurückbleibenden, Liebling», sagte Pat.

«Hier oben wird man kindisch», meinte Antonio entschuldigend.

Geheilt, dachte ich, einer ist geheilt und fährt zurück. — «Was willst du trinken, Pat?» fragte ich.

«Einen Martini. Einen trockenen Martini.»

Ein Radio begann zu spielen. Wiener Walzer. Sie wehten durch die warme, sonnige Luft wie leichte, helle Fahnen. Der Kellner brachte die Martinis. Sie waren sehr kalt und perlten noch, während die Sonne hineinschien. «Schön, so zu sitzen, wie?» fragte Pat.

«Herrlich», erwiderte ich.

«Aber manchmal ist es nicht zum Aushalten», sagte sie.

Wir blieben zum Essen unten. Pat wollte es gern. Sie hatte in der letzten Zeit immer im Sanatorium bleiben müssen, und dieses war ihr erster Ausgang; da meinte sie, sie fühle sich doppelt so gesund, wenn sie einmal im Dorf essen könne. Antonio aß mit uns. Nachher fuhren wir wieder hinauf, und Pat ging in ihr Zimmer, weil sie zwei Stunden liegen mußte. Köster und ich holten Karl aus der Garage und sahen ihn nach. Wir mußten zwei gebrochene Federblätter auswechseln. Der Garagemeister hatte Werkzeug da, und wir machten uns an die Arbeit. Dann füllten wir Öl nach und schmierten das Chassis durch. Als alles fertig war, schoben wir ihn hinaus. Dreckbespritzt, mit hängenden Ohren, stand er im Schnee.

«Wollen wir ihn waschen?» fragte ich.

«Nein, nicht unterwegs», sagte Köster. «Das nimmt er übel.»

Pat kam hinzu. Sie sah warm und ausgeschlafen aus. Ihr Hund tobte um sie herum. «Billy!» rief ich. Er stutzte, aber er war nicht übermäßig freundlich. Er kannte mich nicht wieder und wurde ganz verlegen, als Pat ihn auf mich aufmerksam machte. «So geht's», sagte ich. «Gottlob, daß die Menschen ein besseres Gedächtnis haben. Wo war er denn gestern?»

Pat lachte. «Er hat die ganze Zeit unterm Bett gelegen. Er ist eifersüchtig, wenn ich Besuch bekomme, und zieht sich dann ärgerlich zurück.»

«Du siehst wunderbar aus», sagte ich.

Sie blickte mich glücklich an. Dann trat sie an Karl heran.

«Ich möchte mal wieder drinsitzen und ein kleines Stück fahren.»

«Natürlich», sagte ich, «was, Otto?»

«Selbstverständlich. Sie haben ja einen dicken Mantel an, und hier sind noch Schals und Decken genug.»

Pat setzte sich nach vorn, hinter die Windschutzscheibe, neben Köster. Karl brüllte auf. Die Auspuffgase dampften weißblau in die kalte Luft. Der Mo-

tor war noch nicht warm. Langsam begannen die Ketten klappernd durch den Schnee zu mahlen. Karl kroch fauchend, knallend und brummend zum Dorf hinunter und die Hauptstraße entlang, ein geduckter Wolf unter dem Getrabe der Pferde und dem Glockenläuten der Schlitten.

Wir kamen aus dem Dorf heraus. Es war später Nachmittag, und die Schneefelder schimmerten rötlich, überhaucht von der tiefen Sonne. Ein paar Heuschober am Hang lagen fast begraben im Weiß. Wie schmale Kommas schwangen die letzten Skiläufer zu Tal. Sie passierten dabei die rote Sonne, die mächtig noch einmal hinter dem Hang hervorkam, ein Ball düsterer Glut.

«Seid ihr gestern hier entlanggekommen?» fragte Pat.

«Ja.»

Der Wagen gewann die Kuppe der ersten Anhöhe. Köster hielt. Die Aussicht von hier oben war überwältigend. Am Tage vorher, als wir durch den gläsernen blauen Abend hindurchklirrten, hatten wir nichts davon bemerkt. Wir hatten nur auf die Straße geachtet.

Hang hinter Hang öffnete sich ein vielfältiges Tal. Die Kanten des fernen Gebirges standen scharf und klar vor dem blaßgrünen Himmel. Sie leuchteten golden. Goldene Flecken, wie abgestäubt, lagen auch auf den Schneefeldern unterhalb der Gipfel. Die Hänge gingen von Sekunde zu Sekunde immer mehr in ein prunkvolles Weißbrot über, und die Schatten wurden immer blauer. Die Sonne stand gerade in der Lücke zwischen zwei schimmernden Gipfeln, und das weite Tal mit seinen Höhen und Hängen wirkte wie eine mächtige, stumme, leuchtende Parade vor einem untergehenden Herrscher. Das violette Band der Straße schlängelte sich um die Hügel, verschwand, tauchte wieder auf, dunkel in den Kurven, an Dörfern vorbei, und lief dann gerade auf den Paßsattel am Horizont zu.

«So weit vom Dorf war ich noch nie», sagte Pat. «Ist das die Straße nach Hause?»

«Ja.»

Sie schwieg und sah hinunter. Dann stieg sie aus und hielt die Hand schützend vor die Augen. So starrte sie nach Norden, als könne sie schon die Türme der Stadt sehen. «Wie weit ist es?» fragte sie.

«So an tausend Kilometer. Im Mai fahren wir hinunter. Dann holt Otto uns ab.»

«Im Mai», wiederholte sie. «Mein Gott, im Mai.»

Die Sonne versank langsam. Das Tal wurde lebendig; die Schatten, die bisher starr in den Bodenfalten gehockt hatten, begannen lautlos hervorzuhuschen und höher zu klettern wie blaue Riesenspinnen. Es wurde kühl. «Wir müssen zurück, Pat», sagte ich.

Sie blickte auf, und ihr Gesicht war plötzlich wie zerfallen vor Schmerz. Ich sah auf einmal, daß sie alles wußte. Sie wußte, daß sie nie mehr über diese gnadenlose Bergkette am Horizont hinwegkommen würde, sie wußte es und

wollte es verbergen, so wie wir es vor ihr verbergen wollten, aber einen Augenblick lang verlor sie die Fassung, und aller Jammer der Welt brach aus ihren Augen. «Laß uns noch ein Stück herunterfahren», sagte sie. «Nur ein ganz kleines Stück abwärts.»

«Komm», erwiderte ich, nachdem ich Köster angesehen hatte. Sie stieg zu mir hinten in den Wagen, ich bettete sie in meinen Arm und zog die Decke über uns beide. Der Wagen begann langsam bergab zu fahren, in das Tal und in die Schatten.

«Robby, Liebling», flüsterte Pat an meiner Schulter, «jetzt ist es, als ob wir nach Hause führen, zurück in unser Leben...»

«Ja», sagte ich und zog die Decke bis an ihr Haar.

Es wurde rasch dunkler, je tiefer wir kamen. Pat lag ganz unter den Decken. Sie schob ihre Hand auf meine Brust, unter das Hemd, ich fühlte ihre Hand auf meiner Haut, und dann ihren Atem, ihre Lippen und dann ihre Tränen.

Vorsichtig, damit sie die Kurve nicht merkte, drehte Köster auf dem Marktplatz des nächsten Dorfes den Wagen in einer langen Schleife und fuhr langsam zurück.

Die Sonne war verschwunden, als wir die Höhe wieder überfuhren, und im Osten stand schon blaß und klar zwischen aufsteigenden Wolken der Mond. Wir fuhren zurück, die Ketten malnten über den Boden mit monotonem Geräusch, es wurde sehr still, ich saß reglos und rührte mich nicht und fühlte die Tränen Pats auf meinem Herzen, als blute dort eine Wunde.

Eine Stunde später saß ich in der Halle. Pat war in ihrem Zimmer, und Köster war zur Wetterstelle gegangen, um sich zu erkundigen, ob es Schnee gäbe. Es war draußen dunstig geworden, der Mond hatte jetzt einen Hof, und weich und grau wie Samt stand der Abend vor den Fenstern. Nach einer Weile kam Antonio und setzte sich zu mir. Ein paar Tische entfernt saß eine Kanonenkugel in einem Homespunanzug mit zu kurzen Knickerbockern. Ein Säuglingsgesicht mit aufgeworfenen Lippen und kalten Augen, darüber ein runder roter Kopf ohne Haare, glänzend wie eine Billardkugel. Neben ihm eine schmale Frau mit tiefen Augenschatten und einem flehentlichen, kummervollen Ausdruck. Die Kanonenkugel war lebhaft, der Kopf war ständig in Bewegung, die rosigen Patschhände beschrieben glatte Kurven.

«Wunderbar, hier oben, ganz herrlich! Dies Panorama, diese Luft, diese Verpflegung! Hast es wirklich gut...»

«Bernhard», sagte die Frau leise.

«Wahrhaftig, so möchte ich's auch mal haben, gehätschelt und gepflegt!» öliges Gelächter. «Na, ich gön'n's dir...»

«Ach, Bernhard», sagte die Frau mutlos.

«Was denn, was denn», lärmte die Kanonenkugel fröhlich, «besser geht's doch gar nicht! Bist doch hier wie im Paradies! Was meinst du, was sich unten

tut! Muß morgen wieder 'rein in den Schlamassel. Sei froh, daß du nichts davon merkst. Na, freut mich, gesehen zu haben, daß es dir hier gut geht.»

«Bernhard, es geht mir nicht gut», sagte die Frau.

«Aber Kindchen», polterte Bernhard, «nicht pimpelig werden! Was sollte unsereins da sagen! Immer im Betrieb, die Pleiten überall, die Steuern — na, man macht's ja gern.»

Die Frau schwieg.

«Rüstiger Knabe», sagte ich zu Antonio.

«Und wie!» erwiderte er. «Seit vorgestern ist er hier und redet jeden Versuch der Frau mit seinem ›Wunderbar hast du's hier‹, nieder. Er will nichts sehen, wissen Sie — nicht ihre Angst, nicht ihre Krankheit, nicht ihre Einsamkeit. Wahrscheinlich lebt er längst mit einer zweiten Kanonenkugel in Berlin und macht hier halbjährlich seinen Pflichtbesuch, händereibend, jovial, auf seine Bequemlichkeit bedacht. Nur nichts hören! Das gibt's hier oft!»

«Wie lange ist die Frau hier?»

«Ungefähr zwei Jahre.»

Ein Trupp junger Leute lief kichernd durch die Halle.

Antonio lachte.

«Die kommen von der Post. Sie haben an Roth ein Telegramm geschickt.»

«Wer ist Roth?»

«Das ist der, der nächstens abreist. Sie haben ihm telegraphiert, er dürfe wegen einer Grippeepidemie in seiner Heimat nicht abfahren und müsse noch hierbleiben. Das sind so übliche Scherze. Weil sie selbst hierbleiben müssen, verstehen Sie?»

Ich schaute durch das Fenster auf den grauen Samt der verhangenen Berge. Das ist ja alles nicht wahr, dachte ich, das ist ja alles keine Wirklichkeit, so geht das doch nicht. Das ist doch nur eine Bühne hier, auf der ein bißchen Tod gespielt wird. Wenn man stirbt, das ist doch furchtbarer Ernst. Ich hätte den jungen Leuten nachgehen, ihnen auf die Schultern schlagen und sagen mögen: «Nicht wahr, das ist nur ein Salontod hier, und ihr seid nur lustige Sterbeamateure? Nachher wird wieder aufgestanden und sich verbeugt? So kann man doch nicht sterben, mit etwas Fieber und rauhem Atem, dazu gehören doch Schüsse und Wunden, so kenne ich es doch...»

«Sind Sie auch krank?» fragte ich Antonio.

«Natürlich», sagte er lächelnd.

«Wirklich herrlicher Kaffee», lärmte die Kanonenkugel nebenan, «so was gibt's bei uns überhaupt nicht. Das reine Schlaraffenland!»

Köster kam von der Wetterdienststelle zurück. «Ich muß fahren, Robby», sagte er. «Das Barometer ist gefallen, und wahrscheinlich gibt es diese Nacht Schnee. Dann komme ich morgen nicht mehr durch. Heute abend geht's grade noch.»

«Gut. Essen wir noch zusammen?»

«Ja. Ich packe jetzt rasch.»

«Ich komme mit», sagte ich.

Wir packten Kösters Sachen zusammen und brachten sie zur Garage hinunter. Dann gingen wir zurück, um Pat zu holen.

«Wenn irgendwas ist, rufe mich an, Robby», sagte Otto.

Ich nickte.

«Das Geld hast du in wenigen Tagen hier. Genug für einige Zeit. Tu alles, was nötig ist.»

«Ja, Otto.» Ich zögerte. «Wir haben doch noch ein paar Ampullen Morphium zu Hause. Kannst du mir die schicken?»

Er sah mich an. «Wozu willst du sie haben?»

«Ich weiß nicht, wie das hier wird. Vielleicht ist es nicht nötig. Ich habe immer noch so eine Hoffnung, trotz allem. Immer, wenn ich sie sehe. Wenn ich allein bin, nicht. Aber ich möchte nicht, daß sie leidet, Otto. Daß sie so herumliegt und daß nichts mehr da ist als Schmerzen. Vielleicht geben sie es ihr hier dann auch so. Aber es ist mir eine Beruhigung, zu wissen, daß ich ihr helfen kann.»

«Nur das, Robby?» fragte Köster.

«Nur das, Otto. Bestimmt. Sonst würde ich es dir nicht sagen.»

Er nickte. «Wir sind nur noch zwei», sagte er langsam.

«Ja.»

«Gut, Robby.»

Wir gingen in die Halle, und ich holte Pat herunter. Dann aßen wir rasch, denn es bezog sich immer mehr. Köster fuhr Karl aus der Garage zum Portal vor. «Mach's gut, Robby», sagte er.

«Du auch, Otto.»

«Auf Wiedersehen, Pat.» Er gab ihr die Hand und sah sie an. «Im Frühjahr komme ich Sie holen.»

«Leben Sie wohl, Köster.» Pat hielt seine Hand fest. «Ich freue mich so, Sie noch gesehen zu haben. Grüßen Sie auch Gottfried Lenz von mir.»

«Ja», sagte Köster.

Sie hielt immer noch seine Hand. Ihre Lippen zitterten. Und plötzlich machte sie einen Schritt vor und küßte ihn. «Leben Sie wohl», murmelte sie mit erstickter Stimme.

Kösters Gesicht war auf einmal von einer hellroten Flamme durchflogen. Er wollte noch etwas sagen, aber er wandte sich ab, stieg in den Wagen, fuhr in einem Sprung an und jagte die Serpentina hinunter, ohne sich umzusehen. Wir sahen ihm nach. Der Wagen donnerte die Hauptstraße entlang und zog die Kehren hinauf wie ein einsamer Leuchtkäfer, das fahle Feld der Scheinwerfer auf dem grauen Schnee vor sich. Auf der Höhe blieb er stehen, und Köster winkte. Er stand dunkel vor dem Licht. Dann verschwand er, und wir hörten noch lange das immer schwächer werdende Summen der Maschine.

Pat stand vorgebeugt und lauschte, solange noch etwas zu vernehmen war. Dann wandte sie sich mir zu. «Jetzt ist das letzte Schiff abgefahren, Robby.»

«Das zweitletzte», erwiderte ich. «Das letzte bin ich. Und weißt du, was ich vorhabe? Ich will mir einen andern Ankerplatz suchen. Das Zimmer in der Dependance gefällt mir nicht mehr. Ich sehe nicht ein, weshalb wir nicht zusammen wohnen können. Werde mal versuchen, ein Zimmer in deiner Nähe zu bekommen.»

Sie lächelte. «Ausgeschlossen! Kriegst du nicht! Wie willst du das machen?»

«Freust du dich, wenn ich es schaffe?»

«Was für eine Frage! Es wäre herrlich, Liebling. Fast wie bei Mutter Zalewski!»

«Gut, dann laß mich mal jetzt eine halbe Stunde arbeiten!»

«Schön. Ich spiele so lange mit Antonio Schach. Das habe ich hier gelernt.»

Ich ging ins Büro und erklärte, daß ich längere Zeit bliebe und ein Zimmer in Pats Etage haben möchte. Eine ältere Dame ohne Busen sah mich indigniert an und lehnte meinen Wunsch auf Grund der Hausordnung ab.

«Wer hat die Hausordnung gemacht?» fragte ich.

«Die Direktion», gab die Dame zurück und strich die Falten ihres Kleides glatt.

Ziemlich widerwillig teilte sie mir schließlich mit, daß der Chefarzt über Ausnahmen zu entscheiden habe. «Er ist aber nicht mehr da», fügte sie hinzu. «Und abends darf er nur dienstlich gestört werden.»

«Schön», sagte ich, «dann werde ich ihn mal dienstlich stören. In Sachen der Hausordnung.»

Der Chefarzt wohnte in einem kleinen Hause neben dem Sanatorium. Er empfing mich gleich und gab mir sofort die Erlaubnis. «So leicht habe ich mir das nach dem Anfang nicht vorgestellt», sagte ich.

Er lachte. «Aha, die alte Rexroth hat Sie wohl erwischt? Na, ich werde gleich mal telefonieren.»

Ich ging zurück ins Büro. Die alte Rexroth verschwand würdig, als sie mein herausforderndes Gesicht erblickte. Ich regelte alles mit der Sekretärin und gab dem Hausknecht Auftrag, mein Gepäck herüberzuschaffen und mir ein paar Flaschen zu trinken zu besorgen. Dann ging ich zu Pat in die Halle.

«Hast du's geschafft?» fragte sie.

«Noch nicht, aber in ein paar Tagen werde ich's schon erreichen.»

«Schade.» Sie warf die Schachfiguren um und stand auf.

«Was wollen wir machen?» fragte ich. «In die Bar gehen?» «Wir spielen abends oft Karten», sagte Antonio. «Es gibt Föhn, das spürt man. Da ist Kartenspielen das Bequemste.»

«Kartenspielen? Pat?» fragte ich verwundert. «Was kannst du denn für Kartenspiele? Schwarzer Peter und Patience, was?»

«Poker, Liebling», erklärte Pat.

Ich lachte. «Tatsächlich, sie kann es», sagte Antonio. «Sie ist nur zu waghalsig. Sie blufft furchtbar.»

«Ich auch», erwiderte ich. «Das müssen wir doch mal versuchen.»

Wir setzten uns in eine Ecke und begannen zu spielen. Pat pokerte gar nicht schlecht. Sie bluffte wirklich, daß die Fetzen flogen. Nach einer Stunde zeigte Antonio auf die Landschaft draußen vor dem Fenster. Es schneite. Langsam, als zögerten sie noch, fielen die dicken Flocken fast senkrecht herunter.

«Es ist ganz windstill», sagte Antonio. «Das gibt viel Schnee.»

«Wo mag Köster jetzt sein?» fragte Pat.

«Er ist schon über den Hauptpaß weg», sagte ich. Einen Augenblick sah ich Karl ganz deutlich vor mir, wie er mit Köster durch die weiße Nacht zog, und alles kam mir plötzlich etwas unwirklich vor — daß ich hier saß, daß Köster unterwegs war und daß Pat da war. Sie lächelte mich glücklich an, die Hand mit den Karten auf den Tisch gestemmt. «Los, Robby!»

Die Kanonenkugel strich durch die Halle, blieb hinter unserm Tisch stehen und begann wohlwollend zu kiebitten. Wahrscheinlich schlief die Frau, und er suchte Unterhaltung. Ich legte die Karten hin und starrte ihn giftig an, bis er verschwand.

«Freundlich bist du nicht», sagte Pat vergnügt.

«Nein», erwiderte ich. «Will ich auch nicht sein.»

Wir gingen noch in die Bar und tranken ein paar Spezial.

Dann mußte Pat schlafen. Ich verabschiedete mich in der Halle von ihr. Sie schritt langsam die Treppe hinauf und sah sich um und blieb stehen, bevor sie in den Korridor einbog. Ich wartete etwas, dann ließ ich mir im Büro meinen Zimmerschlüssel geben. Die kleine Sekretärin lächelte.

«Nummer achtundsiebzig», erklärte sie.

Es war das Zimmer neben Pat. «Auf Veranlassung von Fräulein Rexroth etwa?» fragte ich.

«Nein, Fräulein Rexroth ist im Missionshaus», erwiderte sie.

«Missionshäuser sind manchmal ein Segen», sagte ich und ging rasch hinauf. Meine Sachen waren schon ausgepackt. Eine halbe Stunde später klopfte ich an die Verbindungstür zwischen den beiden Zimmern. «Wer ist da?» rief Pat.

«Die Sittenpolizei», erwiderte ich.

Der Schlüssel knirschte, und die Tür flog auf. «Du, Robby?» stammelte Pat fassungslos. «Ich!» sagte ich. «Der Besieger von Fräulein Rexroth! Der Kognak- und Porto-Ronco-Besitzer!» Ich zog die Flaschen aus den Taschen meines Bademantels. «Und nun sag mir sofort, wieviel Männer hier schon gewesen sind.»

«Niemand, außer dem Fußballklub und dem verstärkten philharmonischen Orchester», erklärte Pat lachend. «Ach, Liebling, jetzt sind die alten Zeiten wieder da!»

Sie schief an meiner Schulter ein. Ich blieb noch lange wach. In einer Ecke des Zimmers brannte eine kleine Lampe. Die Schneeflocken klopften leise gegen das Fenster, und die Zeit schien stillzustehen in dieser matten braungoldenen Dämmerung. Es war sehr warm im Zimmer. Manchmal knackten die Röhren der Zentralheizung. Pat bewegte sich im Schlaf, und langsam, knisternd, rutschten die Decken herunter auf den Boden. Ach, dachte ich, bronzen schimmernde Haut! Schmales Wunder der Knie! Zartes Geheimnis der Brust! Ich fühlte ihr Haar an meiner Schulter und spürte unter meinen Lippen den Puls ihrer Hand klopfen. Du solltest sterben, dachte ich. Du kannst nicht sterben. Du bist das Glück.

Vorsichtig zog ich die Decke wieder herauf. Pat murmelte etwas und verstummte wieder und schob langsam, im Schlaf, ihre Hand um meinen Nacken.

Zum Kotzen! – Противно! Тошнит!

Verklausulieren – вести речь с оговорками

Pneumothorax *m* – пневмоторакс, один из приемов лечения больных туберкулезом

Spaßvögel *m* – шутник (ср. **Unglücksvogel Totenvogel**)

Galgenhumor *m* – юмор висельника

indigniert – возмущенно

Hast du geschafft? = Hast du es geschafft?

Föhn *m* – сухой, теплый ветер, дующий с гор

Schwarzer Peter – карточная игра типа «Акулины»

Patience *f* (франц.) – пасьянс

Sittenpolizei *f* – полиция нравов

Pensum 26

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Verklausulieren, an Wunder glauben, die Fassung verlieren (o,o), j-n von Dat. grüßen, sich j-m zuwenden.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Formen Sie die Aktivsätze in die Passivsätze um!

1. Köster stellte die Gläser auf den Tisch und schenkte ein.
2. Wir schlossen die Tür ab.
3. Ein Kellner stieß mich an.
4. Köster legte die Depesche auf den Tisch.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Was haben Robert und Otto alles unternommen, um Patrice glücklich zu machen?
2. Glaubte Robert an Wunder bei Pats Erkrankung?
3. Wie verstand Robert, dass Patrice alles über ihre Krankheit wusste? Wie verhielt sie sich zu ihrer Krankheit? Verlor sie manchmal die Fassung? Wie benahm sie sich beim Abschied von Köster?
4. Wie benahm sich Otto Köster? Verstand er Roberts und Pats Gemütszustand? Auf welche Weise drehte er während des Ausflugs den Wagen auf den Rückweg? Warum sagte er Patrice, dass er „im Frühjahr sie holen komme“?
5. Wie reagierte Robert auf Pats Worte: „Jetzt ist das letzte Schiff abgefahren.“? Wozu wollte er unbedingt ein Zimmer in Pats Nähe bekommen? Warum erlaubte der Chefarzt Robert sofort, ein Zimmer neben Patrice zu beziehen?
6. Kann man Pats Lungenkrankheit auf die Folgen des Krieges zurückführen?
7. Ist es den Ärzten gelungen, die Tuberkulose endgültig zu bekämpfen.
8. Wie verbringen die Lungenkranken ihre Zeit im Sanatorium? Was für „übliche Scherze“ machen sie?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Pats Gesundheitszustand.
2. Pats erster Ausgang.
3. Ausflug ins Gebirge mit Karl.
4. Abschied von Otto Köster.
5. „Die alten Zeiten wieder da“.

Kapitel XXVII

Die nächsten Tage schneite es ununterbrochen. Pat hatte Fieber und mußte im Bett bleiben. Viele im Hause hatten Fieber.

«Es ist das Wetter», sagte Antonio. «Zu warm und föhnig. Richtiges Fieberwetter.»

«Liebling, geh ein bißchen 'raus», sagte Pat. «Kannst du Schifahren?»

«Nein. Wie sollte ich das können? Ich war ja nie im Gebirge.»

«Antonio wird es dir beibringen. Es macht ihm Spaß. Er mag dich gern.»

«Ich bleibe viel lieber hier.»

Sie richtete sich im Bett auf. Das Nachthemd fiel von ihren Schultern.

Verdammt schmal waren sie. Verdammt schmal war auch der Nacken.

«Robby», sagte sie, «tu's mir zuliebe. Ich möchte nicht gern, daß du hier so am Krankenbett sitzt. Gestern und vorgestern, das war schon mehr als genug.»

«Ich sitze gern hier», erwiderte ich. «Habe gar keine Sehnsucht, in den Schnee zu gehen.»

Sie atmete laut, und ich hörte das unregelmäßige Scharren des Atems. «Ich habe darin mehr Erfahrung als du», sagte sie und stützte sich auf die Ellbogen. «Es ist besser für uns beide. Du wirst es nachher sehen.» Sie lächelte mühsam. «Heute nachmittag und heute abend kannst du noch genug hier sitzen. Morgens macht es mich unruhig, Liebling. Man sieht schrecklich aus, morgens, wenn man Fieber hat.

Abends ist das ganz anders. Ich bin oberflächlich und dumm — ich will nicht häßlich sein, wenn du mich siehst.» «Aber Pat!» Ich stand auf. «Also gut, ich gehe ein bißchen mit Antonio 'raus. Mittags bin ich dann wieder hier. Hoffentlich breche ich mir nicht alle Knochen mit diesen Schidingern.» «Du wirst es rasch lernen, Liebling.» Ihr Gesicht verlor die ängstliche Spannung. «Du wirst sehr schnell wunderbar laufen.» «Und du willst mich sehr schnell wunderbar hier 'raus haben», sagte ich und küßte sie. Ihre Hände waren feucht und heiß und ihre Lippen trocken und aufgesprungen. Antonio wohnte im zweiten Stock. Er lieb mir ein Paar Schuhe und Schier. Sie paßten, denn wir waren gleich groß. Wir gingen zur Übungswiese, die ein Stück hinter dem Dorf lag. Antonio blickte mich unterwegs forschend an. «Fieber macht unruhig», sagte er. «Sonderbare Sachen sind hier an solchen Tagen manchmal schon passiert.» Er legte die Schier vor sich hin und machte sie fest. «Das schlimmste ist das Warten und das Nichtstunkönnen. Das macht verrückt und kaputt.» «Die Gesunden auch», erwiderte ich. «Dabeistehen zu müssen und nichts tun können.» Er nickte. «Manche von uns arbeiten», fuhr er fort, «manche lesen ganze Bibliotheken leer. Aber viele werden auch wieder zu einer Schulklasse, die die Liegekur schwänzt wie früher die Turnstunde, und angstvoll kichernd in Läden und Konditoreien flüchtet, wenn der Arzt zufällig vorbeikommt. Heimliches Rauchen, heimliches Trinken, verbotener Budenzauber, Klatsch und dumme Streiche — damit retten sie sich über die Leere hinweg. Und über die Wahrheit. Ein spielerisches, leichtsinniges und wohl auch heroisches Ignorieren des Todes. Was bleibt ihnen schließlich auch anderes übrig.»

Ja, dachte ich, was bleibt uns allen schließlich anderes übrig. — «Wollen wir's mal probieren?» fragte Antonio und stemmte die Schistöcke in den Schnee.

«Ja.»

Er zeigte mir, wie man die Schier anmachte und wie man das Gleichgewicht hielt. Es war nicht schwer. Ich fiel ziemlich oft, aber dann gewöhnte ich mich allmählich, und es klappte schon ein wenig. Nach einer Stunde hörten wir

auf. «Genug», meinte Antonio. «Sie werden heute abend Ihre Muskeln schon spüren.»

Ich schnallte die Schier ab und fühlte, wie kräftig mein Blut strömte.

«War gut, daß wir draußen waren, Antonio», sagte ich.

Er nickte. «Das können wir jeden Vormittag machen. Man kommt auf andere Gedanken dabei.»

«Wollen wir irgendwo was trinken?» fragte ich.

«Können wir. Einen Dubonnet bei Forster.»

Wir tranken den Dubonnet und gingen zum Sanatorium hinauf. Im Büro sagte mir die Sekretärin, der Briefträger wäre für mich dagewesen; er hätte hinterlassen, ich solle zur Post kommen. Es sei Geld für mich da. Ich sah nach der Uhr. Es war noch Zeit, und ich ging zurück. Auf der Post zahlte man mir zweitausend Mark aus. Ein Brief von Köster war dabei. Ich solle mir keine Sorgen machen; es sei noch mehr da. Ich brauche nur zu schreiben.

Ich starrte auf die Scheine. Wo hatte er das nur her? Und so schnell? Ich kannte doch unsere Quellen. Und plötzlich wußte ich es. Ich sah den rennfahrenden Konfektionär Bollwies vor mir, wie er gierig an Karl herumklopfte, abends vor der Bar, als er seine Wette verloren hatte, und sagte: «Für den Wagen bin ich jederzeit Käufer.» Verflucht! Köster hatte Karl verkauft! Daher auf einmal das Geld! Karl, von dem er gesagt hatte, er verlöre lieber eine Hand als den Wagen. Karl war nicht mehr da. Er war jetzt in den dicken Händen des Anzugfabrikanten, und Otto, dessen Ohr ihn auf Kilometer erkannte, würde ihn durch die Straßen heulen hören wie einen verstoßenen Hund.

Ich steckte den Brief Kösters und das kleine Paket mit den Morphiumampullen ein. Ratlos stand ich noch immer vor dem Postschalter. Ich hätte das Geld am liebsten sofort zurückgeschickt, Aber es ging nicht, wir brauchten es. Ich glättete die Scheine und steckte sie ein. Dann ging ich hinaus. Verflucht, von jetzt an würde ich um jedes Auto einen Bogen machen müssen. Autos waren Freunde, aber Karl war uns noch viel mehr gewesen. Ein Kamerad! Karl, das Chausseegespenst. Wir hatten zusammengehört. Karl und Köster, Karl und Lenz, Karl und Pat. Ich stampfte zornig und hilflos den Schnee von meinen Füßen. Lenz war tot. Karl war fort. Und Pat? Mit geblendeten Augen starrte ich in den Himmel, diesen grauen, endlosen Himmel eines irren Gottes, der das Leben und das Sterben erfunden hatte, um sich zu unterhalten.

Nachmittags schlug der Wind um, es wurde klarer und kälter, und abends ging es Pat besser. Sie konnte am nächsten Morgen aufstehen, und ein paar Tage später, als Roth, der Mann, der geheilt war, abreiste, konnte sie sogar mit zur Bahn gehen.

Ein ganzer Schwarm begleitete Roth. Es war hier so üblich, wenn einer abfuhr. Roth selbst war nicht besonders heiter. Er hatte in seiner Weise Pech gehabt. Vor zwei Jahren hatte ihm eine Kapazität auf seine Frage, wie lange er noch zu leben habe, erklärt, daß es höchstens zwei Jahre wären, wenn er sich

sorgfältig pflege. Zur Vorsicht hatte er dann noch einen zweiten Arzt auf Wahrheit und Gewissen befragt. Der hatte ihm noch weniger gegeben. Roth hatte darauf sein Vermögen genommen, es auf zwei Jahre eingeteilt und herausgehauen, was ging, ohne sich um seine Krankheit zu kümmern. Mit schweren Blutstürzen wurde er schließlich in das Sanatorium eingeliefert. Und hier begann er sich, anstatt zu sterben, unaufhaltsam zu erholen. Als er kam, hatte er neunzig Pfund gewogen. Jetzt wog er hundertfünfzig und war so gut in Ordnung, daß er wieder hinunterkonnte. Aber sein Geld war weg.

«Was soll ich bloß unten machen?» fragte er mich und kratzte sich den rothaarigen Schädel. «Sie kommen doch gerade daher, wie ist es denn?»

«Es hat sich allerhand verändert», erwiderte ich und betrachtete sein rundes, ausgepolstertes Gesicht mit den farblosen Augenwimpern. Er war gesund geworden, obschon er aufgegeben worden war, sonst interessierte mich nichts an ihm.

«Ich werde mir eine Stellung suchen müssen», sagte er. «Wie steht es denn damit jetzt?»

Ich zuckte die Achseln. Wozu sollte ich ihm erklären, daß er wahrscheinlich keine finden würde. Er würde es früh genug selbst sehen.

«Haben Sie Verbindungen, Freunde, oder so was?» fragte ich.

«Freunde — na, Sie wissen ja.» Er lachte spöttisch. «Wenn man plötzlich kein Geld mehr hat, springen sie weg wie Flöhe von einem toten Hund.»

«Dann wird's schwer sein.»

Er zog die Stirn in Falten. «Keine Ahnung, wie das wird. Ich habe nur noch ein paar hundert Mark. Und gelernt habe ich nichts, als Geld auszugeben. Mein Professor scheint doch recht zu behalten, wenn auch auf andere Weise — ich kratze in zwei Jahren ab —, allerdings an einer Kugel.»

Mich packte plötzlich eine unsinnige Wut auf diesen idiotischen Schwätzer. Wußte er denn nicht, was das Leben war? Ich sah vor mir Antonio mit Pat gehen, ich sah ihren unter den Griffen der Krankheit schmaler gewordenen Nacken, ich wußte, wie gerne sie lebte, und ich hätte in diesem Augenblick Roth töten können, wenn Pat dadurch gesund geworden wäre.

Der Zug fuhr ab. Roth winkte mit seinem Hut. Die Zurückbleibenden riefen ihm alles mögliche nach und lachten. Ein Mädchen lief stolpernd ein Stück hinter dem Zug her und schrie mit überkippender, dünner Stimme: «Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!» Dann kam sie zurück und brach in Tränen aus. Die andern machten verlegene Mienen. «Hallo!» rief Antonio. «Wer am Bahnhof weint, muß eine Buße zahlen! Das ist altes Sanatoriumsgesetz! Buße für die Kasse des nächsten Festes!»

Er hielt mit großer Geste die Hand hin. Die anderen lachten wieder. Auch das Mädchen lächelte unter Tränen über sein armes, spitzes Gesicht und zog ein abgeschabtes Portemonnaie aus der Manteltasche. Mir wurde ganz elend dabei. Diese Gesichter rundum, das war ja gar kein Lachen, das war eine krampfhaft,

qualvolle Lustigkeit, es waren Grimassen. «Komm», sagte ich zu Pat und nahm sie fest unter den Arm.

Wir gingen schweigend die Dorfstraße hinunter. An der nächsten Konditorei hielt ich und holte eine Schachtel Konfekt heraus. «Gebrannte Mandeln», sagte ich und hielt ihr das Paket hin. «Die ißt du doch gerne, wie?»

«Robby», sagte Pat. Ihre Lippen zuckten.

«Einen Augenblick», erwiderte ich und ging rasch in den Blumenladen nebenan. Einigermmaßen ruhig kam ich mit meinen Rosen wieder heraus.

«Robby», sagte Pat.

Ich grinste etwas kläglich. «Werde auf meine alten Tage noch zum Kavaliere, Pat.»

Ich wußte nicht, was auf einmal in uns gefahren war. Wahrscheinlich kam es von diesem verdammten abfahrenden Zug. Es war wie ein bleierner Schatten, ein grauer Wind, der alles herunterriß, was man mühsam festhalten wollte. Waren wir nicht plötzlich nur noch zwei verlaufene Kinder, die nicht aus noch ein wußten und gerne tapfer sein wollten? «Komm rasch einen trinken», sagte ich. Sie nickte. Wir traten in das nächste Café und setzten uns an einen leeren Tisch am Fenster. «Was willst du haben, Pat?»

«Rum», sagte sie und sah mich an.

«Rum», wiederholte ich und griff unter dem Tisch nach ihrer Hand. Sie preßte sie heftig in meine. Der Rum kam. Es war Baccardi mit Zitrone. «Mein alter Liebling», sagte Pat und hob ihr Glas.

«Mein alter, guter Bursche», sagte ich.

Wir saßen noch eine Weile. «Komisch manchmal, was?»

sagte Pat.

«Ja. Kommt mal so. Geht auch wieder weg.»

Sie nickte. Wir gingen weiter, dicht nebeneinander. Dampfende Schlittenpferde trabten an uns vorbei. Müde, verbrannte Skiläufer, eine Eishockeymannschaft in rotweißen Sweatern, krachendes Leben. «Wie fühlst du dich, Pat?» fragte ich.

«Gut, Robby.»

«Sollen uns nur kommen, was?»

«Ja, Liebling.» Sie drückte meinen Arm an sich.

Die Straße wurde leer. Das Abendrot lag wie eine rosa Decke auf den verschneiten Bergen. «Pat», sagte ich, «du weißt noch gar nicht, daß wir eine Menge Geld haben. Köster hat was geschickt.»

Sie blieb stehen. «Das ist ja wunderbar, Robby. Dann können wir doch einmal ganz richtig ausgehen.»

«Ohne weiteres», sagte ich. «Sooft wir wollen.»

«Dann gehen wir Sonnabend in den Kursaal. Da ist der letzte große Ball in diesem Jahr.»

«Du darfst doch abends nicht 'raus.»

«Das dürfen die meisten nicht, aber sie tun es doch.»

Ich machte ein bedenkliches Gesicht. «Robby», sagte Pat, «ich habe in der Zeit, wo du nicht da warst, alles getan, was mir vorgeschrieben wurde. Ich war nur ein ängstliches Rezept, nichts weiter. Es hat nichts genützt. Es ist schlechter mit mir geworden. Unterbrich mich nicht, ich weiß schon, was du sagen willst. Ich weiß auch, worum es geht. Aber die Zeit, die ich noch habe, die Zeit mit dir — laß mich tun, was ich will.»

Ihr Gesicht war rot von der Sonne überschienen. Es war ernst und still und voll großer Zärtlichkeit. Wovon sprechen wir nur? dachte ich mit trockenem Mund, es ist doch unmöglich, daß wir dastehen und über etwas reden, was nie sein kann und nie sein darf. Das ist doch Pat, die diese Worte spricht, gelassen, fast ohne Trauer, als gäbe es nichts mehr dagegen, nicht einmal den armseligen Fetzen einer trügerischen Hoffnung, es ist doch Pat, fast noch ein Kind, das ich beschützen muß, Pat, die plötzlich weit weg von mir ist, vertraut schon und ergeben mit dem Namenlosen auf der anderen Seite.

«Du mußt nicht so etwas sagen», murmelte ich schließlich. «Ich dachte ja nur, wir könnten vielleicht vorher den Arzt fragen.»

«Wir fragen niemand mehr, niemand!» Sie schüttelte den schönen, schmalen Kopf und sah mich mit ihren geliebten Augen an. «Ich will nichts mehr wissen. Ich will nur noch glücklich sein.»

Abends war Getuschel und Laufen auf den Gängen des Sanatoriums. Antonio kam und brachte eine Einladung. Es sollte noch eine Zusammenkunft im Zimmer eines Russen sein.

«Kann ich denn da so einfach mitgehen?» fragte ich.

«Hier?» fragte Pat zurück.

«Hier kann man vieles, was sonst nicht geht», sagte Antonio lächelnd.

Der Russe war ein dunkler, älterer Mann. Er bewohnte zwei Zimmer, in denen viele Teppiche lagen. Auf einer Truhe standen Schnapsflaschen. Die Zimmer waren halbdunkel. Es brannten nur Kerzen. Unter den Gästen war eine sehr schöne, junge Spanierin. Sie hatte Geburtstag; das sollte gefeiert werden.

Es war eine eigentümliche Stimmung in diesen überflackerten Räumen, die an einen Unterstand erinnerten mit ihrem halben Licht, und mit der sonderbaren Verbrüderung dieser Menschen, die alle ein gemeinsames Schicksal hatten.

«Was wollen Sie trinken?» fragte mich der Russe. Er hatte eine sehr warme, tiefe Stimme.

«Was Sie haben.»

Er holte eine Flasche Kognak und eine Karaffe Wodka. «Sind Sie gesund?» fragte er.

«Ja», antwortete ich verlegen.

Er bot mir Zigaretten mit langen Pappmündstücken an. Wir tranken. «Gewiß kommt Ihnen manches hier sonderbar vor, nicht wahr?» meinte er.

«Nicht einmal so sehr», erwiderte ich. «Ich bin kein normales Leben gewöhnt.»

«Ja», sagte er und sah mit einem dunklen Blick zu der Spanierin hinüber, «es ist eine Welt für sich hier oben. Sie verändert die Menschen.»

Ich nickte.

«Eine sonderbare Krankheit», fügte er nachdenklich hinzu. «Sie macht die Menschen lebendiger. Und manchmal besser. Eine mystische Krankheit. Sie schmilzt die Schlacken weg.» Er erhob sich, nickte mir zu und ging zu der Spanierin hinüber, die ihm entgegenlächelte.

«Ein Schmalzpathetiker, was?» fragte jemand hinter mir.

Ein Gesicht ohne Kinn. Eine Beulenstirn. Unruhige, fiebrige Augen.

«Ich bin hier Gast», sagte ich. «Sie nicht?»

«Damit fängt er die Frauen», fuhr der andere fort, ohne zuzuhören, «damit fängt er sie. Die Kleine da auch.»

Ich gab keine Antwort. «Wer ist das?» fragte ich Pat, als er weg war.

«Ein Musiker. Geiger. Er ist rettungslos verliebt in die Spanierin. So, wie man sich hier oben verliebt. Aber sie will nichts von ihm wissen. Sie liebt den Russen.»

«Täte ich auch an ihrer Stelle.»

Pat lachte.

«Ich finde, das ist ein Mann zum Verlieben», sagte ich.

«Du nicht auch?»

«Nein», erwiderte sie.

«Warst du nie verliebt hier?»

«Nicht sehr.»

«Es wäre mir auch ganz egal», sagte ich.

«Das sind ja schöne Bekenntnisse.» Pat richtete sich auf.

«Es sollte dir aber ganz und gar nicht egal sein.»

«So meine ich das nicht. Ich kann dir nicht einmal erklären, wie ich es meine. Ich kann es deshalb nicht, weil ich immer noch nicht weiß, was du eigentlich an mir findest.»

«Das laß nur meine Sorge sein», erwiderte sie.

«Weißt du es denn?»

«Nicht genau», erwiderte sie lächelnd. «Sonst wäre es ja keine Liebe mehr.»

Der Russe hatte die Flaschen stehengelassen. Ich goß mir ein paar Gläser ein und trank sie leer. Die Stimmung in dem Raum bedrückte mich. Ich sah Pat nicht gern unter all diesen Kranken.

«Gefällt es dir hier nicht?» fragte sie.

«Nicht sehr. Ich muß mich erst daran gewöhnen.»

«Mein armer Liebling...» Sie strich über meine Hand.

«Ich bin nicht arm, wenn du da bist», sagte ich.

«Ist Rita nicht sehr schön?»

«Nein», sagte ich, «du bist viel schöner.»

Die junge Spanierin hatte eine Gitarre auf den Knien. Sie zupfte ein paar Akkorde. Dann begann sie zu singen, und es war, als schwebte ein dunkler Vogel durch den Raum. Sie sang spanische Lieder, mit einer halblauten Stimme — der rauhen, brüchigen Stimme der Kranken. Ich wußte nicht: Waren es die fremdartigen, melancholischen Melodien, war es die erschütternde, abendliche Stimme des Mädchens, waren es die Schatten der in Sesseln und auf dem Boden kauern den Kranken, war es das große, geneigte, dunkle Gesicht des Russen: Mit einem Male kam es mir vor, als wäre das alles nur eine schluchzende, stille Beschwörung des Schicksals, das draußen hinter den verhängten Fenstern stand und wartete, eine Bitte, ein Aufschrei und Angst, Angst vor dem Alleinsein mit dem leise fressenden Nichts.

Am nächsten Morgen war Pat fröhlich und ausgelassen. Sie beschäftigte sich mit ihren Kleidern. «Zu weit geworden, viel zu weit», murmelte sie prüfend vor dem Spiegel. Dann wandte sie sich mir zu.

«Hast du eigentlich deinen Smoking mit, Liebling?»

«Nein», sagte ich. «Habe nicht gewußt, daß man hier einen braucht.»

«Dann geh zu Antonio. Er wird dir einen leihen. Ihr habt ja die gleiche Figur.»

«Der braucht ihn doch selber.»

«Er zieht einen Frack an.» Sie steckte eine Falte ab. «Und dann geh Skilaulen. Ich muß jetzt hier arbeiten. Das kann ich aber nicht, wenn du dabei bist.»

«Dieser Antonio», sagte ich, «den plündere ich ja geradezu aus. Was würden wir bloß machen ohne ihn.»

«Er ist ein guter Junge, was?»

«Ja», erwiderte ich, «das ist das richtige Wort für ihn. Ein guter Junge.»

«Ich weiß nicht, was ich gemacht hätte, wenn er nicht dagewesen wäre, als ich allein war.»

«Daran wollen wir nicht mehr denken», sagte ich. «Es liegt so weit zurück.»

«Ja.» Sie küßte mich. «Und nun geh Skilaulen.»

Antonio wartete schon auf mich. «Habe mir schon gedacht, daß Sie keinen Smoking mithaben», sagte er. «Probieren Sie mal die Jacke an.»

Das Jackett war etwas knapp, aber es paßte ganz gut. Antonio pfiß vergnügt und hängte den Anzug heraus. «Das wird ein großer Spaß morgen», erklärte er. «Glücklicherweise hat die kleine Sekretärin Abenddienst im Büro. Die alte Rexroth würde uns nicht rauslassen. Offiziell ist doch das alles verboten. Aber inoffiziell sind wir natürlich keine Kinder mehr.»

Wir gingen Skilaulen. Ich hatte ganz gut gelernt, und wir brauchten nicht mehr auf die Übungswiese. Unterwegs begegneten wir einem Mann mit Brill-

lantringen, karierten Hosen und einem wehenden Künstlerschlips. «Komische Gestalten gibt es hier», sagte ich.

Antonio lachte. «Das ist ein wichtiger Mann. Ein Leichenbegleiter.»

«Was?» fragte ich erstaunt.

«Ein Leichenbegleiter», wiederholte Antonio. «Es sind doch hier Kranke aus aller Welt. Besonders viele aus Südamerika. Nun, und die meisten Familien wollen doch ihre Angehörigen zu Hause beerdigen lassen. Dann reist so ein Leichenbegleiter für eine anständige Entschädigung mit und bringt die Zinksärge hin. Auf diese Weise werden diese Leute wohlhabend und kommen viel herum. Den da hat der Tod zum Dandy gemacht, wie Sie sehen.»

Wir stiegen noch eine Zeitlang weiter auf, dann schnallten wir die Schier an und liefen. Die weißen Hänge schwangen auf und ab, und hinter uns raste kläffend, ab und zu bis an die Brust einsinkend, Billy, wie ein rotbrauner Ball. Er hatte sich wieder an mich gewöhnt, wenn er auch oft unterwegs kehrtmachte und spornstreicht mit fliegenden Ohren zum Sanatorium zurückjagte.

Ich übte Kristianias, und jedesmal, wenn ich den Abhang hinunterglitt und mich auf den Schwung vorbereitete und den Körper lose machte, dachte ich: Wenn dieser gelingt, ohne daß ich falle, wird Pat gesund. Der Wind sauste mir um das Gesicht, der Schnee war schwer und zähe, aber ich stemmte mich immer aufs neue ab, ich suchte immer steilere Abfahrten, immer schwierigeres Gelände, und als es wieder und wieder gelang, dachte ich: Gerettet!, und wußte, daß es töricht war, und wurde doch froh wie lange nicht.

Am Samstagabend war großer, heimlicher Aufbruch. Antonio hatte etwas abseits und unterhalb vom Sanatorium Schlitten bestellt. Er selbst rodelte mit Lackschuhen und offenem Mantel, unter dem die weiße Frackbrust herausblitzte, fröhlich jodelnd die Anhöhe hinunter.

«Er ist verrückt», sagte ich.

«Das macht er oft», erwiderte Pat. «Er ist grenzenlos leichtsinnig. Damit hält er hier durch. Sonst wäre er nicht immer guter Laune.»

«Dafür werden wir dich um so mehr einpacken.»

Ich wickelte sie in alle Decken und Schals, die wir hatten. Dann stampften die Schlitten bergab. Es war eine lange Kolonne. Alle, die konnten, waren ausgerissen. Man hätte meinen können, eine Hochzeitsgesellschaft führe zu Tal; so festlich nickten die bunten Federbüschel auf den Köpfen der Pferde im Mondlicht; und so viel wurde gelacht und von Schlitten zu Schlitten gerufen.

Der Kursaal war verschwenderisch dekoriert. Es wurde schon getanzt, als wir ankamen. Für die Gäste des Sanatoriums war eine Ecke reserviert, die vor Zugwind von den Fenstern her geschützt war. Es war warm, und es roch nach Blumen, Parfüm und Wein.

Eine Menge Leute saß an unserm Tisch — der Russe, Rita, der Geiger, eine alte Frau, ein geschminkter Totenkopf, ein Gigolo, der dazugehörte, Antonio und noch einige mehr.

«Komm, Robby», sagte Pat, «wir versuchen einmal zu tanzen.»

Das Parkett drehte sich langsam um uns. Die Geige und das Cello erhoben sich zu einer sanften Kantilene über das raunende Orchester. Leiser schleiften die Füße der Tanzenden über den Boden.

«Aber mein geliebter Liebling, du kannst ja plötzlich wunderbar tanzen», sagte Pat überrascht. «Na, wunderbar...»

«Doch. Wo hast du das gelernt?»

«Das hat Gottfried mir noch beigebracht», sagte ich. «In eurer Werkstatt?»

«Ja — und im Café International. Wir brauchten doch auch Damen dazu. Rosa, Marion und Wally haben mir den letzten Schliff gegeben. Ich fürchte nur, es ist nicht gerade sehr elegant dadurch geworden.»

«Doch!» Ihre Augen strahlten. «Zum erstenmal tanzen wir so miteinander, Robby!»

Neben uns tanzte der Russe mit der Spanierin. Er lächelte und nickte uns zu. Die Spanierin war sehr bleich. Das schwarze, glänzende Haar umfaßte ihre Stirn wie ein Rabenflügel. Sie tanzte mit unbewegtem, ernstem Gesicht. Auf ihrem Handgelenk lag ein Armband von viereckigen, großen Smaragden. Sie war achtzehn Jahre alt. Vom Tisch her verfolgte der Geiger sie mit gierigen Augen.

Wir gingen wieder zurück. «Jetzt möchte ich eine Zigarette», sagte Pat.

«Das solltest du lieber nicht», erwiderte ich vorsichtig. «Nur ein paar Züge, Robby. Ich habe so lange nicht geraucht.» Sie nahm die Zigarette, legte sie aber bald wieder weg. «Sie schmeckt mir nicht, Robby. Sie schmeckt mir einfach nicht mehr.»

Ich lachte. «Das ist immer so, wenn man etwas lange entbehrt hat.»

«Hast du mich auch lange entbehrt?» fragte sie.

«Es ist nur bei Giften so», erwiderte ich. «Nur bei Schnaps und Tabak.»

«Menschen sind ein viel schlimmeres Gift als Schnaps und Tabak, Liebling.»

Ich lachte. «Du bist ein kluges Kind, Pat.»

Sie stützte die Arme auf den Tisch und sah mich an.

«Richtig ernst genommen hast du mich doch eigentlich nie, was?»

«Ich habe mich selbst nie richtig ernst genommen», erwiderte ich.

«Mich auch nicht. Sag mal die Wahrheit.»

«Das weiß ich nicht. Aber uns beide zusammen habe ich immer furchtbar ernst genommen, das weiß ich.»

Sie lächelte. Antonio forderte sie zum Tanzen auf. Beide gingen zum Parkett. Ich sah sie an, während sie tanzte. Sie lächelte mir im Vorbeikommen jedesmal zu. Ihre silbernen Schuhe berührten kaum den Boden. Sie hatte die Bewegungen einer Antilope. Der Russe tanzte wieder mit der Spanierin. Beide schwiegen. Sein großes, dunkles Gesicht war voll verschatteter Zärtlichkeit. Der

Geiger hatte einen Versuch gemacht, mit der Spanierin zu tanzen. Sie hatte nur den Kopf geschüttelt und war mit dem Russen zum Parkett gegangen.

Der Geiger zerkrümelte eine Zigarette in den langen, knöchigen Fingern. Er tat mir plötzlich leid. Ich bot ihm eine Zigarette an. Er lehnte ab. «Ich muß mich schonen», sagte er mit seiner abgehackten Stimme.

Ich nickte. «Der da», fuhr er kichernd fort und zeigte auf den Russen, «der raucht jeden Tag fünfzig Stück.»

«Der eine macht es so, der andere so», erwiderte ich. «Wenn sie jetzt auch nicht mit mir tanzen will, ich kriege sie doch noch.»

«Wen?» — «Rita.»

Er rückte näher. «Ich stand gut mit ihr. Wir spielten zusammen. Dann kam der Russe und schnappte sie mir weg mit seinen Tiraden. Aber ich kriege sie wieder.»

«Dann müssen Sie sich aber anstrengen», sagte ich. Der Mann gefiel mir nicht.

Er brach in ein meckerndes Gelächter aus. «Anstrengen? Sie ahnungsloser Engel! Nur zu warten brauche ich.»

«Dann warten Sie nur.»

«Fünfzig Zigaretten», flüsterte er, «täglich. Ich habe sein Röntgenbild gestern gesehen. Kaverne neben Kaverne. Fertig.» Er lachte wieder. «Zuerst waren wir gleich. Die Röntgenbilder zum Verwechseln. Jetzt müßten Sie den Unterschied sehen! Ich habe zwei Pfund zugenommen. Nein, mein Lieber, ich brauche nur zu warten und mich zu schonen. Ich freue mich schon auf die nächste Aufnahme. Die Schwester zeigt sie mir jedesmal. Wenn er weg ist, komme ich dran.»

«Auch 'ne Methode», sagte ich.

«Auch 'ne Methode», äffte er nach, «die einzige Methode, Sie Grünhorn! Wenn ich versuchen wollte, ihm in die Quere zu kommen, würde ich mir bei ihr die Chancen für später verderben. Nein, Sie Neuling — freundlich, ruhig — warten...» Die Luft wurde dick und schwer. Pat hustete. Ich merkte, daß sie mich ängstlich dabei ansah, und ich tat, als hätte ich nichts gehört. Die alte Frau mit den vielen Perlen saß still und in sich versunken da. Ab und zu lachte sie gellend auf.

Dann war sie sofort wieder ruhig und unbewegt. Der Totenkopf zankte mit dem Gigolo.

Der Russe rauchte eine Zigarette nach der andern. Der Geiger gab ihm Feuer. Ein Mädchen schluckte plötzlich krampfhaft, hielt das Taschentuch vor den Mund, sah hinein und wurde blaß.

Ich blickte den Saal entlang. Da waren die Tische der Sportsleute, da die Tische mit gesunden Bürgern, da saßen Franzosen, da Engländer, Holländer mit den behäbigen Silben ihrer Sprache, die nach Wiesen und Meer klang — und zwischen ihnen hockte die kleine Kolonie der Krankheit und des Todes, fiebrig,

schön und verloren. Wiesen und Meer — ich sah Pat an — Wiesen und Meer —
Schaum und Sand und Schwimmen —, ach, dachte ich, du geliebte schmale
Stirn! Ihr geliebten Hände! Du geliebtes Leben, das man nur lieben, aber nicht
retten kann.

Ich stand auf und ging nach draußen. Mir war heiß vor Bedrängnis und
Ohnmacht. Ich ging langsam den Weg entlang. Die Kälte durchrieselte mich,
und der Wind hinter den Häusern ließ meine Haut frösteln. Ich ballte die Fäuste
und starrte lange gegen die harten weißen Berge, in einem wilden Gemisch von
Haltlosigkeit, Wut und Schmerz.

Ein Schlitten klingelte unten auf der Straße vorbei. Ich ging zurück. Pat
kam mir entgegen. «Wo warst du?»

«Mal draußen.»

«Bist du schlecht gelaunt?»

«Gar nicht.»

«Liebling, sei froh! Sei froh heute! Meinetwegen! Wer weiß, wann ich
wieder auf einen Ball gehen kann.»

«Noch sehr oft.»

Sie legte ihren Kopf an meine Schulter. «Wenn du es sagst, ist es sicher
wahr. Komm, wir wollen tanzen. Zum erstenmal tanzen wir miteinander.»

Wir tanzten, und das warme, weiche Licht war barmherzig; es verdeckte
alle Schatten, die die vorgeschrittene Nacht in die Gesichter zeichnete. «Wie
fühlst du dich?» fragte ich.

«Gut, Robby.»

«Wie schön du bist, Pat.»

Ihre Augen leuchteten. «Schön, daß du mir das sagst.»

Ich fühlte ihre warmen, trockenen Lippen an meiner Wange.

Es war spät, als wir im Sanatorium ankamen. «Sehen Sie nur, wie er aus-
sieht», kicherte der Geiger und zeigte verstohlen auf den Russen.

«Sie sehen genauso aus», sagte ich ärgerlich.

Er sah mich verblüfft an. «Na ja, Sie Gesundheitsprotz», sagte er giftig.

Ich gab dem Russen die Hand. Er nickte mir zu und half der jungen Spa-
nnerin behutsam und zart die Treppe hinauf. Sein großer, gebeugter Rücken und
die schmalen Schultern des Mädchens vor der schwachen Nachtbeleuchtung
sahen im Ansteigen aus, als läge die Last der ganzen Welt auf ihnen. Der To-
tenkopf zerrte den maulenden Gigolo den Gang entlang. Antonio sagte uns gute
Nacht. Es war alles ein wenig gespenstisch, dieser fast lautlose, geflüsterte Ab-
schied.

Pat streifte sich das Kleid über den Kopf. Sie stand gebückt und zerrte an
den Schultern. Dabei riß der Brokat. Pat betrachtete die Stelle.

«Es war wohl schon brüchig», sagte ich.

«Es macht nichts», sagte Pat, «ich brauche es nun doch nicht mehr.»

Sie legte das Kleid zusammen und hängte es nicht mehr in den Schrank. Sie legte es in ihren Koffer. Ihr Gesicht war plötzlich müde.

«Sieh nur, was ich hier habe», sagte ich rasch und zog eine Flasche Champagner aus der Manteltasche. «Jetzt kommt unser eigenes kleines Fest.»

Ich holte die Gläser und schenkte ein. Sie lächelte wieder und trank.

«Auf uns beide, Pat.»

«Ja, mein Liebling, auf unser schönes Leben.»

Wie sonderbar das alles war: dieses Zimmer, die Stille und unsere Traurigkeit. Lag hinter der Tür nicht das Leben, unendlich, mit Wäldern, Flüssen und starkem Atem, blühend und unruhig, klopfte jenseits der weißen Berge der März nicht schon unruhig an die erwachende Erde?

«Bleibst du die Nacht bei mir, Robby?»

«Ja, laß uns zu Bett gehen. Wir wollen so nahe zusammen sein, wie es Menschen können, und unser Glas auf die Bettdecke stellen und trinken.»

Trinken. Goldbraune Haut. Warten. Wach sein. Stille und das leise Röcheln der geliebten Brust.

Dubonnet *m* – сорт вина

Baccardi *m* – сорт вина

Sweater *m* (англ.) – свитер

Schmalzpathetiker *m* (авторск.) – слащавый, восторженный болтун

Kristianias *m* - термин горнолыжного спорта: поворот

Cello *n*- виолончель

Kantilene *f* (музык.) – широкая распевная мелодия

Gesundheitsprotz *m* – здоровяк

Pensum 27

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Dat. etwas beibringen (te,t), sich stützen (te,t), die Skier abschnallen (te,t), anschnallen (te,t), sich Dat. Sorgen machen (te,t), j-n unter den Arm nehmen (a,o), etwas an j-m finden, sich an Dat. gewöhnen, Dat. begegnen, sich aufs neue abstimmen (te,t), durchhalten (ie,a), entbehren (te,t), sich schonen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Ersetzen Sie durch Synonyme die unterstrichenen Wörter!

1. Nach einer *Stunde* hörten wir auf.

2. Ich soll *mir keine Sorgen machen* .
3. Nachmittags *schlug* der Wind *um* , es wurde klärer und kälter und abends ging es Pat besser.
4. Dann kam sie zurück und *brach in Tränen aus* .
5. Wir *traten* in das nächste Café und *setzten uns* an einen leeren Tisch am Fenster.
6. Ich *goss* mir ein Paar Gläser *ein* und *trank sie leer* .

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Wie kämpfen die Kranken im Sanatorium um ihr Leben? Wie retteten sie sich „über die Leere hinweg, über die Wahrheit“ und über die „Angst vor dem Alleinsein mit dem leisetretenden Nichts“? Gelingt es ihnen, den Tod zu ignorieren?
2. Worum war Patrice besorgt? Warum sagte sie Robert: „Ich möchte nicht gern, dass du hier am Krankenbett sitzt. Gestern und vorgestern, das war schon mehr als genug“? Warum läßt sie ihn Ski laufen?
3. Warum fasste Patrice den Entschluß, alles zu tun, was sie wollte? („Ich will nichts mehr wissen. Ich will nur noch glücklich sein“) Gelang es ihr?
4. Warum interessierte sich Robert ganz besonders für den Patienten Roth, der vor einiger Zeit mit schweren Blutstürzen ins Sanatorium eingeliefert und darum aufgegeben worden war?
5. Stimmen Sie Antonio zu, wenn er sagt: „Das Schlimmste ist das Warten. Das macht verrückt und kaputt“? War Antonio ein leichtsinniger junger Mann?
6. Weshalb wurde Robert traurig, als er Kösters Geld und die Ampullen mit Morphinium bekam? Woher hatte Otto Köster das Geld? Was bedeutete Karl für Otto? Für sie alle?
7. Warum sagte Robert: „Ich bin kein normales Leben gewöhnt“? Wozu suchte er beim Schilaulen immer steilere Abfahrten? Was er abergläubisch?
8. Was hat Patrice eigentlich an Robert gefunden? Was bedeuteten Roberts Worte: „Ich bin nicht arm, wenn du da bist“?
9. War Robert mit Patrice einverstanden, als sie sagte: „Menschen sind ein schlimmeres Gift als Schnaps und Tabak“? Verstehen Sie Patrice? Teilen Sie ihre Haltung?
10. Welchen Eindruck machte der Russe auf Robert Lohkamp? Warum meinte der Russe, dass „die Krankheit die Menschen lebendiger macht und manchmal sogar besser“?
11. Auf welche Weise schonte sich der Geiger? Warum war er so eifersüchtig auf den Russen? Welche Hoffnungen hatte er trotz alledem? Hatte er Chancen bei der jungen Spanierin Rita?
12. Was meinte Robert, indem er sagte: „Ich bin hier Gast“?
13. Warum meinte Patrice nach dem Ball, dass sie ihr seidenes Kleid „wohl nicht mehr brauchen“ würde?

14. Warum wollen die meisten Familien ihre Angehörigen in der Heimat beerdigen lassen?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

1. Roberts Schiausflüge mit Antonio.
2. Kösters Brief und Geld für Robert.
3. Abschied von Roth.
4. Geburtstagfeier beim Russen.
5. Der große Ball im Kursaal.

Tugendfratzke *m* (авторск.) – добродетельная рожа

Tugendschwein *n* (авторск.) – добродетельная свинья

Die Leviten lesen – отчитывать, читать кому-либо нравоучения

Silhouette *f* (франц.) – силуэт

Roma – Рим; **Napoli** – Неаполь; **Firenze** – Флоренция

Streichquartett *n* – струнный квартет

Zimbal *f* – цимбалы (музыкальный инструмент)

Hirtenflöte *f* – свирель

Arpeggio *n* (музык.), Pl. **Arpeggien** – последовательное извлечение звуков аккорда

Margaretheninsel *f* – остров на Дунае; самый крупный из островов, на которых расположен Будапешт

Kapitel XXVIII

Das Wetter wurde föhning. Eine klatschende nasse Wärme jagte durch das Tal. Der Schnee wurde weich. Es tropfte von den Dächern. Die Fieberkurven stiegen. Pat mußte zu Bett bleiben. Der Arzt kam alle paar Stunden. Sein Gesicht wurde immer besorgter.

Eines Mittags saß ich beim Essen, als Antonio kam und sich zu mir setzte. «Rita ist tot», sagte er.

«Rita? Sie meinen den Russen?»

«Nein, Rita, die Spanierin.»

«Das ist unmöglich», sagte ich und spürte, wie mir das Blut gefror. Rita war viel weniger krank gewesen als Pat.

«Hier ist viel mehr möglich», erwiderte Antonio melancholisch. «Heute vormittag war sie tot. Es ist Lungenentzündung dazugekommen.»

«Lungenentzündung. Das ist was anderes», sagte ich erleichtert.

«Achtzehn Jahre. Schrecklich. Und so schwer gestorben.»

«Und der Russe?»

«Ach, fragen Sie nicht. Er will nicht glauben, daß sie tot ist. Er behauptet, sie sei scheinot. Er sitzt an ihrem Bett, und niemand kann ihn aus dem Zimmer bringen.»

Antonio ging. Ich starrte aus dem Fenster. Rita war tot; aber ich saß nur da und dachte: Es ist nicht Pat. Es ist nicht Pat.

Durch den verglasten Korridor sah ich den Geiger. Ehe ich aufstehen konnte, kam er schon heran. Er sah schrecklich aus.

«Sie rauchen?» sagte ich, um etwas zu sagen.

Er lachte auf. «Natürlich! Warum denn nicht? Jetzt? Ist doch egal, nun.»

Ich zuckte die Achseln. «Macht Ihnen wohl Spaß, Sie Tugendfatzke?» fragte er höhnisch.

«Sie sind verrückt», sagte ich.

«Verrückt? Nein, aber 'reingefallen!» Er legte sich breit über den Tisch und blies mir Kognakatem ins Gesicht, «'reingefallen bin ich. 'reingelegt haben sie mich. Die Schweine. Alles Schweine. Sie auch, Sie Tugendschwein.»

«Wenn Sie nicht krank wären, würde ich Sie durchs Fenster werfen», sagte ich.

«Krank? Krank?» äffte er. «'Gesund bin ich, fast gesund, ich komme ja grade daher! Wunderbarer Fall von rapider Verkapselung! Ein Witz, was?»

«Seien Sie froh», sagte ich. «Wenn Sie hier fort sind, werden Sie auch Ihre Kümernisse vergessen.»

«So», erwiderte er, «so, meinen Sie? Sie praktisches Gehirnchen, Sie! Gott erhalte Ihnen Ihre pausbäckige Seele!»

Er schwankte weg, kehrte aber wieder um. «Kommen Sie mit! Bleiben Sie bei mir, lassen Sie uns trinken. Ich zahle alles. Ich kann nicht allein sein.»

«Habe keine Zeit», sagte ich. «Suchen Sie sich jemand andern.»

Ich ging wieder zu Pat hinauf. Sie lag schwer atmend, mit vielen Kissen im Rücken. «Willst du nicht Schilaulen?» fragte sie. Ich schüttelte den Kopf. «Der Schnee ist zu schlecht. Es taut überall.»

«Willst du dann nicht mit Antonio Schach spielen?»

«Nein», sagte ich. «Ich will hier bei dir bleiben.»

«Armer Robby!» Sie versuchte, eine Bewegung zu machen. «Hol dir doch wenigstens was zu trinken.»

«Das kann ich tun.»

Ich ging in mein Zimmer und holte eine Flasche Kognak und ein Glas. «Willst du ein bißchen?» fragte ich. «Du darfst, das weißt du doch.» Sie nahm einen kleinen Schluck und nach einer Weile noch einen. Dann gab sie mir das Glas zurück. Ich schenkte es voll und trank es aus.

«Du solltest nicht aus demselben Glas trinken wie ich», sagte Pat.

«Das wäre ja noch schöner.» Ich goß das Glas noch einmal voll und stürzte es hinunter.

Sie schüttelte den Kopf. «Du mußt das nicht tun, Robby. Du darfst mich auch nicht mehr küssen. Du darfst überhaupt nicht mehr so viel bei mir sein. Du sollst nicht krank werden.»

«Ich werde dich küssen und mich den Teufel um etwas scheren», erwiderte ich.

«Nein, du darfst nicht. Du darfst auch nicht mehr in meinem Bett schlafen.»

«Gut, dann schlaf du mit mir in meinem.»

Sie bewegte abwehrend den Mund. «Laß das, Robby. Du mußt noch lange leben. Ich will, daß du gesund bleibst und Kinder hast und eine Frau.»

«Ich will weder Kinder noch eine Frau haben außer dir. Du bist mein Kind und meine Frau.»

Sie lag eine Weile still. «Ich hätte gern ein Kind von dir gehabt, Robby», sagte sie dann und legte ihr Gesicht an meine Schulter. «Früher wollte ich es nie. Ich konnte es mir gar nicht vorstellen. Aber jetzt denke ich oft daran. Es wäre schön, wenn etwas von einem bliebe. Das Kind würde dich dann manchmal ansehen, und du würdest dich an mich erinnern. Dann wäre ich wieder da solange.»

«Wir werden noch ein Kind haben», sagte ich. «Wenn du wieder gesund bist. Ich möchte gern ein Kind von dir haben, Pat. Es muß aber ein Mädchen sein, das auch Pat heißt.»

Sie nahm mir das Glas aus der Hand und trank einen Schluck.

«Vielleicht ist es besser, daß wir keins haben, Liebling. Du sollst nichts mitnehmen. Du sollst mich vergessen. Und wenn du an mich denkst, sollst du nur denken, daß es schön war mit uns — mehr nicht. Daß es vorbeigegangen ist, das werden wir doch nie begreifen. Traurig sollst du nicht sein.»

«Ich bin traurig, wenn du so etwas sagst.»

Sie sah mich eine Zeitlang an. «Wenn man so liegt, denkt man über manches nach. Und vieles kommt einem sonderbar vor, was man sonst gar nicht beachtet. Weißt du, was ich jetzt nicht mehr verstehen kann? Daß man sich so liebt wie wir und daß trotzdem einer stirbt.»

«Sei still», sagte ich. «Einer muß immer zuerst sterben, immer im Leben. Aber so weit sind wir noch lange nicht.»

«Man dürfte nur sterben, wenn man allein ist. Oder wenn man sich haßt — aber nicht, wenn man sich liebt.»

Ich zwang mich zu einem Lächeln. «Ja, Pat», sagte ich und nahm ihre heißen Hände in meine, «wenn wir die Welt machen würden, würde sie besser aussehen, was?»

Sie nickte. «Ja, Liebling. Wir würden solche Sachen nicht zulassen. Wenn man nur wüßte, was dahinter ist. Glaubst du, daß es weitergeht, nachher?»

«Ja», erwiderte ich. «Es ist so schlecht gemacht, daß es nicht zu Ende sein kann.»

Sie lächelte. «Das ist auch ein Grund. Aber findest du das auch schlecht gemacht?» Sie zeigte auf einen Busch gelber Rosen neben ihrem Bett.

«Das ist es ja gerade», erwiderte ich. «Die Einzelheiten sind wunderbar, aber das Ganze hat keinen Sinn. Als wenn es von einem gemacht ist, dem auf die wunderbare Vielfalt des Lebens nichts anderes eingefallen ist, als es wieder zu vernichten.»

«Und es wieder neu zu machen», sagte Pat.

«Auch da sehe ich den Sinn nicht», erwiderte ich. «Besser ist es dadurch bis heute nicht geworden.»

«Doch Liebbling», sagte Pat, «mit uns, das hat er schon gut gemacht. Besser ging's gar nicht. Nur zu kurz. Viel zu kurz.»

Ein paar Tage später spürte ich Stiche in der Brust und hustete. Der Chefarzt hörte den Lärm, als er über den Korridor ging, und steckte den Kopf in mein Zimmer. «Kommen Sie doch mal mit ins Sprechzimmer.»

«Es ist weiter nichts», sagte ich.

«Das ist egal», erwiderte er. «Mit so einem Husten dürfen Sie nicht bei Fräulein Hollmann sitzen. Kommen Sie mal gleich mit.»

Ich zog mir mit einer sonderbaren Befriedigung im Sprechzimmer das Hemd aus. Hier oben erschien einem Gesundheit fast wie ein unberechtigter Vorteil; man kam sich wie ein Schieber und Drückeberger vor.

Der Chefarzt sah mich eigentümlich an. «Sie scheinen sich ja noch zu freuen», sagte er stirnrunzelnd.

Dann untersuchte er mich sorgfältig. Ich sah mir die blanken Dinge an den Wänden an und atmete tief und langsam und schnell und kurz ein und aus, wie er es verlangte. Dabei spürte ich wieder die Stiche und war zufrieden, Pat jetzt etwa weniger voraus zu haben.

«Sie sind erkältet», sagte der Chefarzt. «Legen Sie sich ein oder zwei Tage ins Bett oder bleiben Sie wenigstens in Ihrem Zimmer. Zu Fräulein Hollmann dürfen Sie nicht hinein. Nicht Ihretwegen — Fräulein Hollmanns wegen.»

«Kann ich durch die Tür mit ihr sprechen?» fragte ich. «Oder über den Balkon?»

«Über den Balkon ja, aber nur ein paar Minuten, und durch die Tür meinetwegen auch, wenn Sie fleißig gurgeln. Sie haben außer der Erkältung auch noch einen Raucherkatarrh.»

«Und die Lunge?» Ich hatte irgendwie die Erwartung, daß wenigstens eine Kleinigkeit daran nicht in Ordnung wäre. Ich hätte mich Pat gegenüber besser gefühlt.

«Aus Ihrer Lunge könnte man drei machen», erklärte der Chefarzt. «Sie sind der gesündeste Mensch, den ich seit langem gesehen habe. Sie haben nur eine ziemlich harte Leber. Wahrscheinlich trinken Sie zuviel.»

Er verschrieb mir etwas, und ich ging zurück.

«Robby», fragte Pat aus ihrem Zimmer, «was hat er gesagt?»

«Ich darf nicht zu dir, einstweilen», erwiderte ich unter der Tür. «Strenges Verbot. Ansteckungsgefahr.»

«Siehst du», sagte sie erschrocken, «ich habe es immer schon nicht mehr gewollt.»

«Ansteckungsgefahr für dich, Pat. Nicht für mich.»

«Laß den Unsinn», sagte sie. «Erzähle mir genau, was los ist.»

«Es ist genau so. Schwester» — ich winkte der Stationsschwester, die mir gerade die Medikamente brachte —, «sagen Sie Fräulein Hollmann, wer der Gefährlichere von uns beiden ist.»

«Herr Lohkamp», erklärte die Schwester. «Er darf nicht 'raus, damit er Sie nicht ansteckt.»

Pat sah ungläubig von der Schwester zu mir. Ich zeigte ihr die Medikamente durch die Tür. Sie begriff, daß es stimmte, und begann zu lachen, immer mehr, sie lachte, bis ihr die Tränen kamen und sie schmerzhaft zu husten anfang, so daß die Schwester hinlaufen und sie stützen mußte. «Mein Gott, Liebling», flüsterte sie, «das ist zu komisch. Und wie stolz du aussiehst!» Sie war den ganzen Abend fröhlich. Ich ließ sie natürlich nicht allein, sondern saß in einem dicken Mantel, einen Schal um den Hals, bis Mitternacht auf dem Balkon, eine Zigarre in der einen und ein Glas in der andern Hand, eine Kognakflasche zu meinen Füßen, und erzählte ihr Geschichten aus meinem Leben, immer wieder von ihrem leisen Vogelgelächter unterbrochen und angetrieben, ich log, was ich konnte, um das Lachen, über ihr Gesicht gleiten zu sehen, ich war glücklich über meinen bellenden Husten und trank die Flasche leer und war am nächsten Morgen gesund.

Der Föhn kam wieder. Der Wind rüttelte an den Fenstern, die Wolken hingen tief, der Schnee schob sich zusammen und polterte durch die Nächte, und die Kranken lagen gereizt und aufgepeitscht wach und horchten hinaus. An den geschützten Hängen fingen die Krokusse an zu blühen, und auf der Straße erschienen zwischen den Schlitten die ersten Wagen mit hohen Rädern.

Pat wurde immer schwächer. Sie konnte nicht mehr aufstehen. In den Nächten hatte sie oft Erstickungsanfälle. Dann wurde sie grau vor Todesangst. Ich hielt ihre nassen, kraftlosen Hände. «Nur diese Stunde überstehen!» keuchte sie, «nur diese Stunde, Robby. Da sterben sie...»

Sie hatte Angst vor der letzten Stunde zwischen Nacht und Morgen. Sie glaubte, daß mit dem Ende der Nacht der geheime Strom des Lebens schwächer würde und fast erlosch — und nur vor dieser Stunde hatte sie Furcht und wollte nicht allein sein. Sonst war sie so tapfer, daß ich oft die Zähne zusammenbeißen mußte.

Ich ließ mein Bett in ihr Zimmer stellen und setzte mich zu ihr, wenn sie erwachte und wenn in ihre Augen das verzweifelte Flehen kam. Ich dachte oft an die Morphiumampullen in meinem Koffer, und ich hätte es ohne Nachdenken getan, wenn sie nicht so dankbar für jeden neuen Tag gewesen wäre.

Ich saß bei ihr am Bett und erzählte ihr, was mir gerade einfiel. Sie durfte nicht viel sprechen, und sie hörte gern zu, wenn ich ihr erzählte, was mir alles schon so passiert war. Am liebsten hörte sie Geschichten aus meiner Schulzeit, und manchmal, wenn sie kurz vorher noch einen Anfall gehabt hatte und blaß und zerschlagen in den Kissen saß, verlangte sie schon wieder, daß ich ihr irgendeine Type von meinen Lehrern vormachte. Fuchtelnd und schnaufend, einen imaginären roten Vollbart streichend, wanderte ich dann durchs Zimmer und gab mit knarrender Stimme Kathederblüten von mir. Ich erfand täglich neue hinzu, und Pat wußte allmählich unter den Raufbolden und Lümmeln unserer Klasse, die den Lehrern immer neuen Ärger bereitet hatten, sehr gut Bescheid. Einmal kam die Nachtschwester dazu, angelockt durch den polternden Baß unseres Rektors, und es dauerte eine ganze Weile, ehe ich ihr zum Vergnügen Pats klargemacht hatte, daß ich nicht verrückt geworden sei, weil ich mitten in der Nacht in einer Pelerine und einem Schlapphut im Zimmer herumhopte und einem gewissen Karl Ossege furchtbar die Leviten las, der heimtückisch das Katheder angesägt hatte.

Langsam sickerte dann das Tageslicht durch das Fenster. Die Bergrücken wurden messerscharfe, schwarze Silhouetten. Der Himmel hinter ihnen fing an, kalt und blaß zurückzuweichen. Die Nachttischlampe verrostete zu bleichem Gelb, und Pat legte ihr feuchtes Gesicht in meine Hände. «Es ist vorbei, Robby. Jetzt habe ich wieder einen Tag dazu.»

Antonio brachte mir seinen Radioapparat. Ich schloß ihn an die Lichtleitung und die Heizung an und probierte ihn abends bei Pat aus. Er quarrte und quakte, dann löste sich plötzlich aus dem Schnarren eine zarte, klare Musik.

«Was ist das, Liebling?» fragte Pat.

Antonio hatte mir eine Radiozeitschrift mitgegeben. Ich schlug nach. «Rom, glaube ich.»

Da kam auch schon die tiefe, metallische Stimme der Ansagerin. «Radio Roma — Napoli — Firenze...»

Ich drehte weiter. Ein Klaviersolo. «Da brauche ich gar nicht nachzuschlagen», sagte ich. «Das ist die Waldsteinsonate von Beethoven. Die habe ich auch mal spielen können in den Zeiten, als ich noch glaubte, irgendwann mal Studienrat, Professor oder Komponist zu werden. Jetzt kann ich sie längst nicht mehr. Wollen lieber weiterdrehen. Sind keine schönen Erinnerungen.»

Ein warmer Alt, sehr leise und einschmeichelnd. «Parlez — moi d'amour.» — «Paris, Pat.»

Ein Vortrag über die Bekämpfung der Reblaus. Ich drehte weiter. Reklamenachrichten. Ein Quartett. «Was ist das?» fragte Pat.

«Prag. Streichquartett, Opus 59, zwei, Beethoven», las ich vor.

Ich wartete, bis der Satz zu Ende war, dann drehte ich weiter, und auf einmal war eine Geige da, eine wunderbare Geige. «Das wird Budapest sein, Pat. Zigeunermusik.»

Ich stellte die Skala genau ein. Voll und weich schwebte jetzt die Melodie über dem mitflutenden Orchester von Cimbals, Geigen und Hirtenflöten. «Herrlich, Pat, was?»

Sie schwieg. Ich wandte mich um. Sie weinte mit weit geöffneten Augen. Ich stellte mit einem Ruck den Apparat ab. «Was ist denn, Pat?» Ich legte den Arm um ihre schmalen Schultern.

«Nichts, Robby. Es ist dumm von mir. Nur wenn man das so hört, Paris, Rom, Budapest — mein Gott, und ich wäre schon froh, wenn ich noch einmal ins Dorf hinunter könnte.»

«Aber Pat.»

Ich sagte ihr alles, was ich ihr sagen konnte, um sie darüber wegzubringen. Aber sie schüttelte den Kopf. «Ich bin nicht traurig, Liebling. Du mußt das nicht glauben. Ich bin nicht traurig, wenn ich weine. Es kommt wohl mal so, aber nicht lange. Dafür denke ich viel zuviel nach.»

«Worüber denkst du denn nach?» fragte ich und küßte ihr Haar.

«Über das einzige, worüber ich noch nachdenken kann — über Leben und Sterben. Wenn ich dann traurig bin und nichts mehr verstehe, sage ich mir, daß es besser ist, zu sterben, wenn man noch leben möchte, als zu sterben und man möchte auch sterben. Was meinst du?»

«Ich weiß nicht.»

«Doch.» Sie lehnte den Kopf an meine Schulter. «Wenn man noch leben möchte, dann ist etwas da, was man liebt. Es ist schwerer, aber auch leichter. Sieh, sterben hätte ich doch müssen, und nun bin ich dankbar, daß ich dich hatte. Ich hätte ja auch allein und unglücklich sein können. Dann wäre ich gern gestorben. Jetzt ist es schwer; aber dafür bin ich auch ganz voll Liebe, wie eine Biene voll Honig, wenn sie abends in den Stock zurückkommt. Wenn ich wählen sollte — ich würde zwischen beiden immer wieder dasselbe wählen.» Sie sah mich an. «Pat», sagte ich, «es gibt noch ein Drittes — wenn der Föhn aufhört, dann wird es dir besser gehen, und wir werden hier fortfahren.» Sie blickte mich weiter prüfend an. «Um dich habe ich Angst, Robby. Für dich ist es viel schwerer als für mich.» «Wir wollen nicht mehr darüber sprechen», sagte ich. «Ich habe es nur gesagt, damit du nicht denkst, ich sei traurig», erwiderte sie. «Ich glaube auch nicht, daß du traurig bist.» Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. «Willst du nicht dir Zigeuner wieder spielen lassen?»

«Willst du sie hören?»

«Ja, Liebling.»

Ich stellte den Apparat wieder an, und leise, dann immer voller klang die Geige mit den Flöten und den gedämpften Arpeggien der Cimbals durch das Zimmer.

«Schön», sagte Pat. «Wie ein Wind. Ein Wind, der einen wegträgt.»

Es war ein Abendkonzert aus einem Gartenrestaurant in Budapest. Das Gespräch der Gäste war manchmal durch das Raunen der Musik zu vernehmen,

und ab und zu hörte man einen hellen, fröhlichen Ruf. Man konnte denken, daß jetzt auf der Margaretheninsel die Kastanien schon das erste Laub hatten und daß es blaß im Monde schimmerte und sich bewegte, als würde es durch den Geigenwind angeweht. Vielleicht war es auch schon ein warmer Abend, und die Leute saßen im Freien und hatten Gläser mit dem gelben ungarischen Wein vor sich stehen, die Kellner liefen in ihren weißen Jacken hin und her, die Zigeuner spielten, nachher ging man durch die grüne Frühjahrsdämmerung müde nach Hause, und da lag Pat und lächelte und würde nie wieder aus diesem Zimmer herauskommen, nie wieder aus diesem Bette aufstehen.

Dann, plötzlich, ging alles sehr schnell. Das Fleisch ihres Gesichtes schmolz. Die Backenknochen traten hervor, und an den Schläfen kam die Stirn durch. Die Arme waren dünn wie Kinderarme, die Rippen spannten sich unter der Haut, und das Fieber raste in immer neuen Stößen durch den schmalen Körper. Die Schwester brachte Sauerstoffballons, und der Arzt kam jede Stunde.

Eines Nachmittags sank das Fieber unerklärlicherweise rasch. Pat wachte auf und sah mich lange an. «Gib mir einen Spiegel», flüsterte sie dann.

«Wozu willst du einen Spiegel?» sagte ich. «Ruh dich aus, Pat. Ich glaube, du bist jetzt durch. Du hast kein Fieber mehr.»

«Nein», flüsterte sie mit ihrer zerborstenen, verbrannten Stimme, «gib mir den Spiegel.»

Ich ging um das Bett herum, nahm den Spiegel und ließ ihn fallen. Er zersprang. «Entschuldige», sagte ich. «So was ungeschicktes. Fällt mir einfach aus der Hand und ist auch gleich in tausend Scherben.»

«In meiner Tasche ist noch einer, Robby.»

Es war ein kleiner Spiegel aus verchromtem Nickel. Ich wischte mit der Hand darüber, damit er etwas erblindete, und gab ihn Pat. Sie rieb ihn mühsam sauber und sah angestrengt hinein. «Du mußt abreisen, Liebling», flüsterte sie dann.

«Warum denn? Magst du mich nicht mehr?»

«Du sollst mich nicht mehr sehen. Das bin ich nicht mehr.»

Ich nahm ihr den Spiegel ab. «Diese Metalldinge taugen nichts, Pat. Sieh nur, wie ich darin ausschaue. Blaß und mager. Dabei bin ich doch braun und kräftig. Ganz wellig ist das Ding.»

«Du sollst eine andere Erinnerung an mich behalten», flüsterte sie. «Fahr weg, Liebling. Ich werde schon allein damit fertig.»

Ich beruhigte sie. Sie verlangte den Spiegel wieder und ihre Tasche. Dann begann sie sich zu pudern, das arme, abgezehrte Gesicht, die zerrissenen Lippen, die schweren, braunen Höhlen unter den Augen. «Nur etwas, Liebling», sagte sie und versuchte zu lächeln, «du sollst mich nicht häßlich sehen.»

«Du kannst machen, was du willst», sagte ich, «du wirst nie häßlich sein. Für mich bist du die schönste Frau, die ich je gesehen habe.»

Ich nahm den Spiegel und die Puderdose fort und legte meine Hände vorsichtig um ihren Kopf. Nach einiger Zeit wurde sie unruhig.

«Was ist, Pat?» fragte ich.

«Es tickt so laut», flüsterte sie.

«Was? Die Uhr?»

Sie nickte. «Es dröhnt so...»

Ich machte die Uhr von meinem Handgelenk los.

Sie blickte angstvoll auf den Sekundenzeiger. «Tu sie weg...»

Ich nahm die Uhr und warf sie gegen die Wand. «So, jetzt tickt sie nicht mehr. Jetzt steht die Zeit still. Wir haben sie mitten durchgerissen. Nur wir beide sind noch da, nur wir beide, du und ich, und niemand sonst.»

Sie sah mich an. Ihre Augen waren sehr groß. «Liebling...» flüsterte sie.

Ich konnte ihren Blick nicht ertragen. Er kam weit her und ging durch mich hindurch, irgendwohin. «Alter Bursche», murmelte ich, «mein geliebter, tapferer, alter Bursche.»

Sie starb in der letzten Stunde der Nacht, bevor es Morgen wurde. Sie starb schwer und qualvoll, und niemand konnte ihr helfen. Sie hielt meine Hand fest, aber sie wußte nicht mehr, daß ich bei ihr war. Irgendwann sagte jemand: «Sie ist tot...»

«Nein», erwiderte ich, «sie ist noch nicht tot. Sie hält meine Hand noch fest...»

Licht. Unerträgliches, grelles Licht. Menschen. Der Arzt. Ich öffnete langsam meine Hand. Pats Hand fiel herunter. Blut. Ein verzerrtes, ersticktes Gesicht. Qualvolle, starre Augen. Braunes, seidiges Haar.

«Pat», sagte ich. «Pat!»

Und zum ersten Male antwortete sie mir nicht.

«Möchte allein sein», sagte ich.

«Soll nicht erst...» fragte jemand. «Nein», sagte ich. «'rausgehen. Nicht anfassen.» Ich habe ihr dann das Blut abgewaschen. Ich war aus Holz. Ich habe ihr das Haar gekämmt. Sie wurde kalt. Ich habe sie in mein Bett gelegt und die Decken über sie gedeckt. Ich habe bei ihr gesessen, und ich konnte nichts denken. Ich habe auf dem Stuhl gesessen und sie angestarrt. Der Hund kam herein und setzte sich zu mir. Ich habe gesehen, wie ihr Gesicht anders wurde. Ich konnte nichts tun, als leer dasitzen und sie ansehen. Dann kam der Morgen, und sie war es nicht mehr.

Pensum 28

I. Eignen Sie sich den aktiven Wortschatz an! Führen Sie die Situationen aus dem Text an, wo diese Vokabeln gebraucht werden! Führen Sie eigene Beispielsätze an!

Scheintot sein (war, gewesen), äffen (te,t), etwas ausprobieren, rasen, sinken, dasitzen.

II. Gebrauchen Sie bitte diese Vokabeln in einer Situation aus dem Alltagsleben!

III. Lesen Sie den Auszug phonetisch korrekt vor! Übersetzen Sie diesen Auszug schöpferisch!

Ich saß bei ihr am Bett und erzählte ihr, was mir gerade einfiel. Sie durfte nicht viel sprechen, und sie hörte gern zu, wenn ich ihr erzählte, was mir alles schon so passiert war. Am liebsten hörte sie Geschichten aus meiner Schulzeit, und manchmal, wenn sie kurz vorher noch einen Anfall gehabt hatte und blass und zerschlagen in den Kissen saß, verlangte sie schon wieder, dass ich ihr irgendeine Type von meinen Lehrern vormachte. Fuchtelnd und schnaufend, einen imaginären roten Vollbart streichend, wanderte ich dann durchs Zimmer und gab, mit knarrender Stimme Kathederblüten von mir. Ich erfand täglich neue hinzu, und Pat wusste allmählich unter den Raufbolden und Lümmeln unserer Klasse, die den Lehrern immer neuen Ärger bereitet hatten, sehr gut Bescheid. Einmal kam die Nachtschwester dazu, angelockt durch den polternden Bass unseres Rektors, und es dauerte eine ganze Weile, ehe ich ihr zum Vergnügen Pats klargemacht hatte, dass ich nicht verrückt geworden sei, weil ich mitten in der Nacht in einer Pelerine und einem Schlapphut im Zimmer herum hopste und einem gewissen Karl Ossege furchtbar die Leviten las, der heimtückisch das Katheder angesagt hatte.

IV. Fragen zum Überlegen und zur Diskussion:

1. Welchen Eindruck machte der Tod der jungen Spanierin auf Robert? Warum war Geiger so grob gegen Robert?

2. Auf welche Weise versuchte Robert Patrice in ihren letzten Tagen zu unterhalten und über ihre trüben Gedanken wegzubringen?

3. Warum meinte Robert, dass seine Erinnerungen an „die Zeiten, als er noch glaubte, irgendwann mal Studienrat, Professor oder Komponist zu werden“ nicht schön sind? Wovon zeugen diese Worte Roberts?

4. Worüber dachte Patrice in ihren letzten Tagen „viel zu viel“ nach? Warum wollte sie wissen, wie „es weitergeht, nachher“, was „dahinter ist“? Warum

hatte sie Angst von der letzten Stunde zwischen Nacht und Morgen? Starb sie gerade in diese Stunde?

5. Wofür war sie dankbar? Was bereute sie? Wäre es besser gewesen, wenn sie ein Kind von Robert bekommen hätte? Ist es gut, wenn in solchen Situationen die Kinder bleiben?

6. Warum sprach Patrice gerade in ihren letzten Tagen über ihre große Liebe zu Robert?

7. Wie könnten Sie Pats letzte Worte deuten, die sie Robert sagte, als er seine Uhr gegen die Wand geworfen hat: „Jetzt steht die Zeit still. Wir haben sie mitten durchgerissen. Nur wir beide, du und ich, und niemand sonst“?

V. Analysieren Sie bitte das Kapitel. Gebrauchen Sie dabei folgende Anhaltspunkte:

- 1) Ritas Tod.
- 2) Roberts Erkältung.
3. Pats Tod.

Anhang

Слова и выражения для смысловой интерпретации текста

I. Einleitung

Der dargebotene Text ist dem Buch ist / dem Roman / der Zeitschrift ... entnommen. Der angeführte Auszug Die vorliegende Geschichte ... Der gelesene Text heißt -... Der Titel der gelesenen Geschichte ist ... Der Titel deutet auf den inneren Sinn... Der Titel deutet auf den Inhalt ... Ohne die Geschichte gelesen zu haben, ist es schwer (leicht), den Inhalt zu erläutern. Der Autor / die Autorin ist ein deutscher (österreichischer) eine deutsche (österreichische) Schriftsteller / Schriftstellerin. Leider ist der Name des Autors kein Begriff für mich. Der Name des Autors sagt mir nichts, aber ich kann vermuten, dass ... Die Geschichte gehört zu den besten Werken von ... Eine faszinierende / wahrheitsgetreue / aufregende Liebesgeschichte Eine glühende Geschichte Ein viel versprechender, ein nichts sagender Titel Der Verfasser dieser Geschichte ist... Die Novelle wurde von verfasst. Der Roman wurde von ... geschaffen.

II. Das Thema

Das Thema dieses Textes ist ... Der Text ist dem Thema (Gen) ... gewidmet. Der Autor behandelt folgendes Thema. Das Thema ist so alt wie die Weltliteratur. Die Darstellung der jungen Generation in ... ist das Hauptthema ... Der Text stellt eine meisterhafte Schilderung (Gen) des Gemütszustandes eines Menschen in einer extremen Situation / eines Familienkonfliktes /eines Dreiecksver-

hältnisses u.a. dar. In diesem Auszug handelt es sich um (A) ... In der Geschichte geht es um (A) ... In der Erzählung ist die Rede von (D) ... Der Autor beschreibt bedeutende Ereignisse... Der Text schildert eine Episode aus (D) ... Im Text wird ein Ereignis aus dem Leben von (D) ... / (Gen) ... erzählt. Ein großes historisches Ereignis geht dem Text zugrunde. Der Inhalt des Textes ist dem Leben entnommen. Die Geschichte ist nach dem Leben geschrieben. Wahre Ereignisse liegen dem Inhalt zugrunde. Die Geschichte ist (nicht) ausgedacht. Es ist eine wahre Geschichte von (D) / über (A) ... Als Erzähler / Erzählerin tritt eine der Hauptpersonen auf. Der Text ist in der Form eines Dialogs zwischen ... geschrieben. Die Ich-Form ermöglicht den unmittelbaren Verkehr zwischen dem Autor und dem Leser. Der Autor erzählt hier seine persönlichen Erlebnisse, seine Beobachtungen, äußert seine Meinung über (A) ...

III. Das Problem

Der Autor wirft ein wichtiges / brennendes Problem auf. In dieser Geschichte werden einige aktuelle Probleme aufgeworfen. Ich möchte folgendes Problem erörtern. Der Autor behandelt ein akutes Problem. Die Probleme können folgenderweise formuliert werden; das Problem der Charakterformung eines jungen Menschen; das Problem der Erziehung der heranwachsenden Generation, der geistigen Erziehung der Kinder; das Problem der Beziehungen zwischen den Lehrern und den Schülern, zwischen dem Elternhaus und der Schule, zwischen den Erwachsenen und den Kindern, zwischen den Jugendlichen; das Problem der Verantwortung der Eltern für das Schicksal (die Erziehung) ihrer Kinder; das Problem des Kampfes für (A) (um, gegen A), des Guten und des Bösen; das Problem der Bestimmung eines Menschen, der Schaffung guter, verantwortungsvoller Beziehung zwischen Eltern und Kindern, zwischen Mann und Frau; das Problem der Überwindung des Nichtverstehens zwischen ... das Problem des gegenseitigen Verständnisses / Vertrauens zwischen ... das Problem der Wahl zwischen Pflicht und Versuchung / Pflichten und Wünschen / wahren und falschen Werten / heißem Geld und Gewissen; das Problem der Kraftprobe eines Menschen in einer schwierigen / extremen Situation; das Problem der Suche nach dem Lebenssinn; der Rolle des Zufalls im Leben des Menschen; das Problem der Einsamkeit des Menschen; der Suche nach dem idealen Lebenspartner; das Problem der Ausländer /Aussiedler in ... das Problem der Integrations-schwierigkeiten und der Identitätsfindung der Ausländer in einem fremden Land

IV. Inhaltsangabe

Ich möchte den Inhalt des Textes kurz wiedergeben. Die Handlung spielt in Deutschland / in unserer Zeit / in den zwanziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Handlung spielt sich in einer deutsche Schule / Familie ab. Die Handelnden Personen sind ... Die Hauptperson ist ... Die weiteren handelnden Personen sind ... Der Hauptheld ist aus dem Leben gegriffen. Das ist so weit alles zum Inhalt / zum Hauptgeschehen des gelesenen Textes.

V. Charakteristik der handelnden Personen

Die Hauptperson kann als Nom. (ein anständiger Mensch) charakterisiert werden. Ich würde die Hauptpersonen als (A) (einen zuverlässigen Menschen) charakterisieren. Es ist schwer für mich die Hauptperson eindeutig zu charakterisieren, weil er widersprüchliche Eigenschaften besitzt. Diese Gestalt ruft in mir zwiespältige Gefühle hervor. Die Hauptperson ist ein positiver / negativer Mensch. Die Hauptperson zeigt sich / erweist sich als Nom. (ein charakterfester Mensch). Die Hauptperson repräsentiert die jüngere / ältere Generation in ... Er (sie) zeichnete sich durch (A) ... aus. Der Autor charakterisiert seinen Helden durch (A) (sein Verhalten zu ...; seine Handlungen) Seine Charakteristik kann durch (A) (einige Tatsachen und Episoden aus dem Text) ergänzt werden. Ein Beweis für A. (seine Entschlossenheit) ist folgende Episode (Tatsache). Von D. (seinem starken Charakter) zeugt folgendes. Von D. (seiner Unentschlossenheit) zeugen seine Beziehungen zu D. Diese Tatsache bestätigt, dass Sein Verhalten lässt uns behaupten, dass ... Aus seinen Taten lässt sich schließen, dass Aus dieser Tat ergibt sich, dass ... Erinnern wir uns an folgende Tatsache aus D. (seinem Leben, seiner Tätigkeit u.s.w.) Ihm sind folgende Charaktereigenschaften eigen. Er schwankt zwischen Verzweiflung und Hoffnung. Er will seine Pflicht erfüllen. Es ist für ihn unmöglich, anders zu handeln. Die Hauptperson wird in dieser Situation mit schwierigen Problemen konfrontiert. Er / sie stößt auf viele Probleme, die er /sie lösen kann. An seiner /ihrer Stelle würde ich ebenso handeln. Seine Entschlossenheit bei der Verfolgung seines Zieles. Rücksichtslos setzt er seinen Willen durch. Der Autor idealisiert seinen Helden nicht. Er zeigt seine Schwächen und starke Seiten. Er kommt in Konflikt mit D. Er fand keinen Ausweg aus D. Er tat sein Bestes. Er fürchtete sich nicht vor den Schwierigkeiten. Es gefällt mir (nicht) an dem Charakter des Helden, dass er ... Ich halte ihn für A. Ich (miss)billige sein Benehmen. Ich bedauere sein Schicksal. Diese Charaktereigenschaft ist mir sympathisch. Ich sympathisiere mit D. Meine Sympathien gehören D. Er zeigt tiefe Zuneigung zu D. / Abneigung gegen A. Ich möchte beide Personen vergleichen. Sie sind grundsätzlich verschieden. Sie werden einander gegenübergestellt. Der Gegensatz zwischen ... ist beträchtlich (groß). Der eine ist ... , der andere aber ist Ein Charakterzug vereinigt beide ... Verschieden verhalten sie sich zu D. Ganz verschieden denken (handeln, benehmen sich) sie. Im Gegensatz zu D. handelt er ... Seinem Egoismus stellt er Liebe zu D ... entgegen. Sie haben viel Gemeinsames / viele Unterschiede. Sie unterscheiden sich voneinander durch A. / in D. Sie gehören zu verschiedenen sozialen Schichten. Sie sind auf verschiedenen sozialen Stufen. Der Autor gibt eine tiefe psychologische Analyse der Beweggründe / der Motive der Handlungen von D. /des Verhaltens von D. Der Autor greift zu vielen / verschiedenen sprachlichen Mitteln, um ... zu charakterisieren. Die Hauptgestalt wird folgenderweise vom Autor charakterisiert: durch die Autorenrede, die Handlungen, das Sprachporträt, die innere Rede / den inneren Monolog, die

Worte der anderen Personen. Der Autor verwendet verschiedene sprachliche Mittel, um die emotionale Wirkung auf den Leser zu erhöhen. Zum bildlichen Ausdruck der Gedanken verwendet der Autor Metaphern, Vergleiche, Personifizierung, Gegenüberstellung, Wiederholung, Aufzählung, den inneren Monolog. Die handelnde Person wird in diesen Textstellen treffend charakterisiert. Der Autor besitzt wenig / keine ausgezeichnete Menschenkenntnis. Seine Menschenkenntnis ist bewundernswert. Das zeugt von großer Menschenkenntnis.

Positive Charaktereigenschaften

anständig, aufmerksam, aufrichtig, beharrlich, bescheiden, charakterfest, ehrlich, empfindsam, energisch, ernst, feinführend, findig, freundlich, geduldig, gelassen, gerecht, geschickt, gutherzig, gutmütig, human, humorvoll, klug, lebenslustig, mitfühlend, mutig, optimistisch, prinzipienfest, schlagfertig, selbstständig, streng, taktvoll, temperamentvoll, treu, verschwiegen, willensstark, wissbegierig, zielbewusst, zurückhaltend, zuverlässig, zuvorkommend

Negative Eigenschaften

berechnend, boshaft, brutal, charakterschwach, dumm, egoistisch, ehrgeizig, eigensinnig, faul, frech, gefühllos, geizig, gemein, gleichgültig, grob, hartherzig, heimtückisch, herzlos, heuchlerisch, hochmütig, kleinmütig, launisch, leichtsinnig, leichtgläubig, listig, nervös, neugierig, rachsüchtig, schlau, schüchtern, schwankend, taktlos, träge, unzuverlässig, verlogen, verschlossen, willenlos, zerstört Vokabeln zur Charakteristik des Gemütszustandes des Menschen ärgerlich, aufgeregt, begeistert, bekümmert, betrübt, böse, einsam, empört, erregt, erschrocken, erstaunt, fröhlich, gespannt, glücklich, hastig, liebevoll, nachdenklich, nervös, ratlos, sprachlos, überrascht, vergnügt, verlegen, vernünftig, verwundert, zärtlich, zuversichtlich

VI. Schluss

Diese Geschichte machte auf mich einen guten (tiefen, schlechten) Eindruck. Die Erzählung beeindruckte mich, weil ... Der Text mir gut gefallen hat, denn ... Der Text niemand kalt lassen kann, weil ... Der Text in mir verschiedene Gefühle weckte. Die Geschichte enttäuschte mich (nicht). Der Textinhalt regt zum Nachdenken an. Ich finde den Text problemreich (lehrreich). Man kann aus dem Text eine Lehre ziehen. Die Hauptidee des Textes ist ... Der Grundgedanke ist der folgende. ... Der Autor stellte ... wahrheitsgetreu dar. Der Autor schilderte ... spannend. Aus dem Gelesenen kann ich schließen / lässt sich schließen, dass ... Anschließend möchte ich ausführlicher zum folgenden Problem sprechen / folgendes Problem erörtern. Der Autor lässt die Leser diese Szene / Episode miterleben / mitsehen / mithören. Spannung und Romantik, Witz und Drama, stecken in dem Stoff. Die ironische Pointe des Textes besteht in D.. Der Text stellt eine Groteske / Parodie / Übertreibung dar. Die Sujetlinie

scheint einfach verwickelt zu sein. Die Geschichte geht zu Herzen. Das ist eine Geschichte / Novelle, die das Leben schrieb. Aufforderung Ich möchte von Ihnen wissen, ... Mich interessiert, ... Ich möchte wissen, ob ... Mich interessiert, ob ... Mich interessiert, ob Sie mit ... einverstanden sind. Darf ich fragen, ...? Können Sie mir erklären, was man unter ... versteht. Darf ich fragen, was unter ... zu verstehen ist? Ich möchte gern wissen, ob ... Bitte sagen Sie mir doch, ... Vielleicht wissen Sie etwas über ...? Darf ich Sie vielleicht bitten, uns (mir) zu sagen, ...? Ich möchte unbedingt wissen, ... Aussage Dazu ist folgendes zu sagen: ... Dazu möchte ich folgendes sagen: ... Ich weiß, ... Ich meine, ... Wie sich herausstellte, ... Man kann sagen, ... Ich bin der Meinung, dass ... Es ist sicher, dass ... Es steht fest, dass ... Es ist mir klar, dass ... Offensichtlich, weil ... Sicherlich deshalb, weil ... Darf ich dazu folgendes sagen? Gestatten Sie mir, dazu folgendes zu sagen: ... Ich erlaube mir, dazu festzustellen, dass ... Soviel ich weiß, ... Wenn ich mich nicht irre, ... Wenn ich richtig verstanden habe, ... Es scheint mir, ... Mir scheint, ... Mir ist nicht klar, ... Es fragt sich, ... Wahrscheinlich kann man sagen, dass ... Leider ist es eine Tatsache, dass... Es wird behauptet, (dass)... Man sagt, dass... Ich habe mich leider geirrt. Ohne Zweifel hat das folgenden Grund. Dazu möchte ich eindeutig sagen: ... Es besteht kein Zweifel (daran), dass ... Ich bin ganz sicher, dass ... Ich weiß ganz genau, dass ... Ich bin (fast davon) überzeugt, dass Schlussfolgernde Aussagen Daraus kann man Schlussfolgerungen ziehen: ... Das hängt damit zusammen, dass ... Daraus ist zu schlussfolgern, dass ... Das erklärt sich daraus, dass ... Das steht damit im Zusammenhang, dass ... In diesem Zusammenhang möchte ich sagen, dass ... Aus dem, was gesagt wurde, geht hervor, dass ... Aus dem Gesagten geht hervor, dass ... Zusammenfassend möchte sagen, dass ... Ich darf zusammenfassen. Zustimmung Ich stimme Ihnen zu, ... Ich kann nicht leugnen, dass ... Ich teile Ihre Meinung, dass ... Ich kann dieser Meinung, dass ... , nur unter Vorbehalt zustimmen. Zweifel Ich zweifele daran, (dass) ... Ich zweifele daran, denn ... Ich möchte bezweifeln, dass ... Ich bin nicht sicher, dass ... Ich bin nicht sicher, weil ... Es scheint mir fraglich, ob ... Es ist die Frage, ob ... Ich habe die stärksten Zweifel, dass ... Ablehnung Ich bin anderer Meinung. Ich bin mit Ihrer Behauptung nicht einverstanden. Ihre Auffassung kann ich nicht teilen. Entschuldigen Sie, aber das stimmt nicht. Ich bedauere, aber ... gefällt mir nicht, denn ... Ich bin gegen ... Ich bin in keiner Weise mit ... einverstanden, weil ... Es stimmt einfach nicht, dass ... Ich muss diesen Standpunkt entschieden ablehnen.

Учебное издание

**Гильфанова Гульнара Тавкильевна
Салимзанова Диляра Айратовна
Гилязева Эмма Николаевна**

**HAUSLESEN. E.M.REMARQUE
„DREI KAMERADEN“**

Учебно-методическое пособие
по домашнему чтению для студентов-филологов
по направлению 45.05.01 «Перевод и переводоведение»

2 часть

Корректурa авторская

Отпечатано в Издательско-полиграфическом центре
Набережночелнинского института
Казанского (Приволжского) федерального университета

Подписано в печать 15.04.2020
Формат 60x84/16. Печать ризографическая.
Бумага офсетная. Гарнитура «Times New Roman» .
Усл. п. л.10,9. Уч.-изд. л.11,3.
Тираж 50 экз. Заказ №. 1572

423810, г. Набережные Челны, Новый город, проспект Мира, 68/19
тел./факс (8552) 39-65-99 e-mail: ic-nchi-kpfu@mail.ru